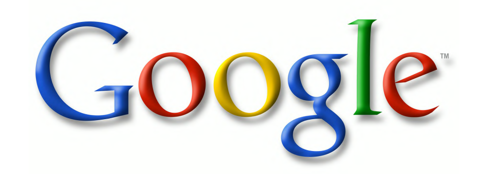
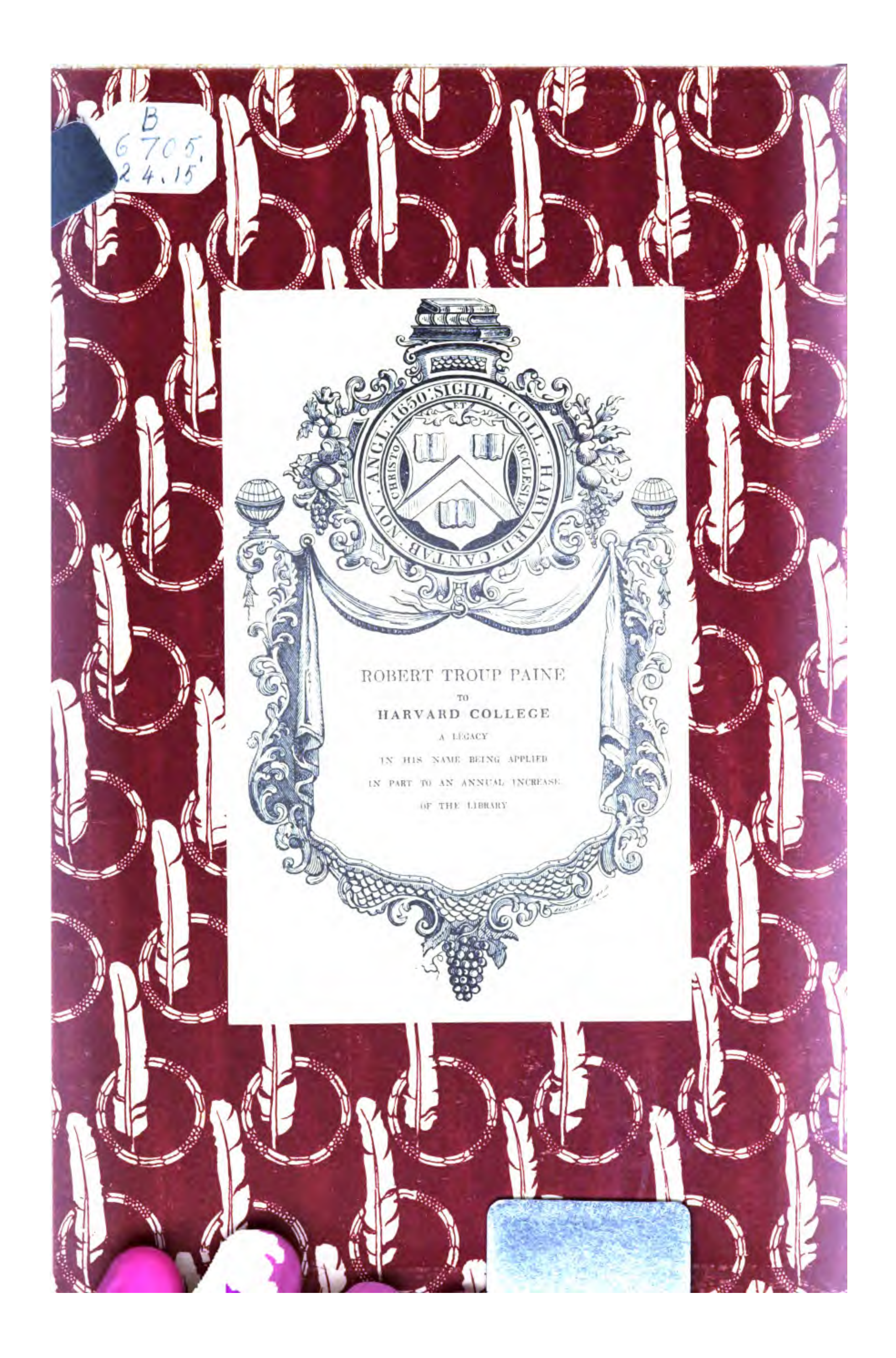
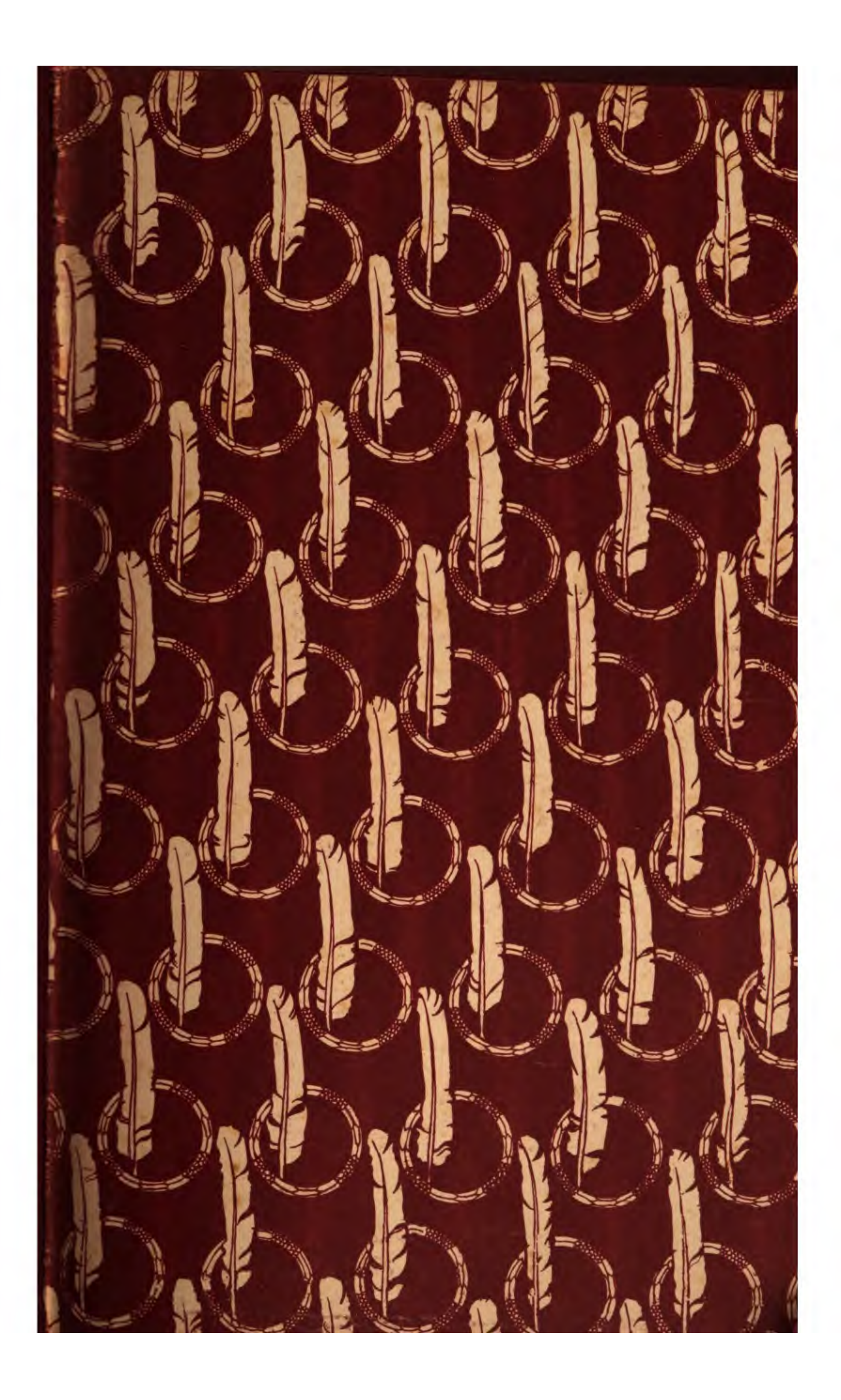



FESTSCHRIFT ZUR FEIER
DES 50 JÄHRIGEN BESTEHENS
DER KORPORATION DER BER-
LINER · BUCHHÄNDLER ·



B
6705.
24.15
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
NOV. ANGL. 1650. SIGILL. COLL. HARVARD. CANTAB.
ROBERT TROUP PAINE
TO
HARVARD COLLEGE
A LEGACY
IN HIS NAME BEING APPLIED
IN PART TO AN ANNUAL INCREASE
OF THE LIBRARY



Beiträge

zur

Kulturgeschichte von Berlin.

Beiträge

zur

Kulturgeschichte von Berlin.

Festschrift

zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der

Korporation der Berliner Buchhändler.

(1. November 1898.)

Berlin.

Verlag der Korporation der Berliner Buchhändler.

1898.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 13 1963



Vorwort.

Im Jahre 1842 zählte man in Berlin 104 Buchhändler-Geschäfte, heute sind deren 831, und die Bestellanstalt für den Berliner Buchhandel wurde 1846 von 75 Firmen gegründet, während heute 500 Mitglieder dazu gehören.

In welch' innigem Zusammenhange dieser Berliner Buchhandel mit dem geistigen Leben unserer Stadt steht, möge sich auch aus dieser Festschrift erkennen lassen, die von der „Korporation" bei ihrem fünfzigjährigen Jubelfeste zugleich mit der Geschichte der Korporation von Ernst Vollert veröffentlicht wird.

Möchte es unsern Nachkommen beschieden sein, unter dem sicheren Schutze unseres machtvoll blühenden Vaterlandes nach weiteren fünfzig Jahren auf eine gleich gedeihliche Entwickelung des Berliner Buchhandels zurückblicken zu können.

Berlin, 1. November 1898.

Otto Mühlbrecht.



Inhalt.



Die Schule

und insbesondere das Berliner öffentliche Schulwesen in den letzten fünfzig Jahren.

Von

Dr. phil. Fritz Jonas.

Die Reformation erschütterte das Schulwesen der vorangegangenen Zeit und eiferte heftig namentlich gegen die bisherige Art des Unterrichts auf den Universitäten. Durch die Einziehung der Klöster gingen ferner nicht nur viele Klosterschulen ein, die Bildung verlor damit auch ihre bisherigen Zwecke und Ziele. Man sagte im Volke: was soll man die Kinder lernen lassen, so nicht Pfaffen, Mönche und Nonnen werden sollen? Man lasse sie lernen, wodurch sie sich ernähren. Da aber die Gelehrsamkeit zur leiblichen Versorgung nicht mehr tauglich war, so schien sie auch an sich selber nicht mehr notwendig.

Aber Luther ist doch auch auf dem Gebiete des Schulwesens nicht der Zerstörer, sondern der Reformator gewesen. Die evangelische Kirche, das erkannte er früh, bedarf der Wissenschaft und Volksbildung in weit höherem Maße als die katholische. Sie setzt an die Stelle der Autorität der Kirche die Bibel nach der Auslegung des Gewissens und der ernsten

Forschung des einzelnen. So hat sie gewissermaßen die Freiheit der Wissenschaft und gute Schulen zur Voraussetzung, wenn auch im historischen Gange ihrer Entwickelung die freie Forschung noch lange eine Schranke an dem Buchstaben der Bibel hatte. Auch die Schule ist noch lange Zeit in Abhängigkeit von der Kirche geblieben; erst im letzten Jahrhundert hat sie den Kampf um ihre Selbständigkeit aufgenommen, und schon jetzt scheint der einstige Sieg ihr gesichert zu sein, so sehr auch ihr friedliches Zusammenwirken mit der Kirche für beide erwünscht ist. Die Schule ist heut der mächtigste Kulturfaktor des Staates, während der Zusammenhang der Kirche mit dem Staate allmählich loser geworden ist. Auch lehrt die Geschichte, daß namentlich die katholische Kirche oft genug dem Staate feindlich entgegengetreten ist und grundsätzlich den Staat und die Schule sich unterordnen will und die Herrschaft über sie beansprucht. Die Schule aber hat sich immer nur als dienendes Glied einem Ganzen angeschlossen, früher der herrschenden Kirche und jetzt dem Staate.

Heut hat die Schule nicht mehr den Zweck, unmittelbar der Kirche zu dienen, sondern jedem einzelnen die Möglichkeit und den Antrieb zu geben, seine Pflichten gegen Gott und die Mitmenschen zu erkennen und zu thun und seinen weltlichen Beruf auszufüllen. Ihre Aufgabe ist es, der Jugend die Bildung zu geben, die der Staat in jetziger Zeit, zumal nach der Einrichtung des Volksheeres und der Einsetzung einer auf freier Wahl beruhenden Volksvertretung, von jedem Staatsbürger fordern muß. Mittelbar freilich wird sie besonders der evangelischen Kirche immer dienen, die ohne die Schule wiederum erstarren, ihre Mitglieder in toten Gesetzesdienst bannen und somit sich selbst aufheben würde.

Schon im preußischen Landrecht wurde fest und klar ausgesprochen: Schulen sind Veranstaltungen des Staates. Da-

mit war zwar nicht ein Einfluß der Kirche auf die Schule ausgeschlossen, wie denn ihr inniger Zusammenhang gewiß im Interesse beider und auch des Staates liegt, aber klargestellt war dadurch, daß die Schule nicht von der Kirche, sondern vom Staate abhängig sein solle. Der Staat übernahm die Aufgabe, der Erzieher seiner Bürger zu sein, und diese Aufgabe wurde um so dringender, als nach der französischen Revolution allmählich auch in unserem Vaterlande die Kräfte und Begierden auch der großen Masse des Volkes entfesselt wurden. Jetzt galt es, der Zügellosigkeit wirksame Gegenkräfte gegenüberzustellen und mit der Freiheit, die stürmisch gefordert wurde, ihr notwendiges Korrelat, die Bildung, zu verschmelzen. Die Leidenschaften und Begierden des einzelnen mußten gezügelt werden durch die Erkenntnis, daß sein Wohl auf der Ordnung und Macht des Staates beruhe. Jeder mußte um seiner selbst wie um des Ganzen willen lernen, er dürfe nur so handeln, daß die Maxime seiner Handlung auch die Maxime der Handlungen aller sein könne ohne Nachteil für ihn. Nicht also als der Vormund der Bürger zwingt der moderne Staat sie um ihretwillen zum Schulbesuche, er bedarf der Schule um seiner selbst willen; denn seine Grundlagen sind Recht und Vertrag. Aber schon die Anerkennung des Rechts und Vertrages im Prinzip als Schranke für die Willkür des einzelnen hat eben die Bildung des Volkes zur Vorbedingung.

Gewiß ist die Schule nicht die alleinige Quelle der Bildung; denn ganz abgesehen davon, daß die Kirche ihre hohe Bedeutung für die Erhebung zum Ideal und die Gemütsbildung auch in vollem Maße behalten soll, auch das Leben selbst lehrt jeden Menschen, und Handwerk, Industrie, Handel und Landwirtschaft, die militärische Zucht und besonders Kunst, Litteratur und in heutiger Zeit die Presse üben einen bedeu-

tenden Einfluß auf die Bildung aus. Aber man darf wohl sagen, die Schule legt das Fundament der Bildung, auf dem alle andern Bildungsfaktoren ihre Arbeit erst aufbauen können, und an diesem Fundament hat also der Staat das größte Interesse und wird um seiner eigenen Machtstellung willen die Schule sich nicht wieder nehmen lassen.

Freilich hat die Staatserziehung auch ihre Gefahren. Schon Wilhelm von Humboldt befürchtete, daß sie die Schüler zu sehr nur zu Bürgern, zu wenig zu Menschen erziehen könnte. Es war ein Segen, daß gerade er und gleichdenkende Genossen, wie namentlich Süvern und Schleiermacher, in Preußen berufen waren, die erste allgemeine Grundlage für die einheitlichen staatlichen Verfügungen über die Erneuerung der Schule zu legen. Ihr großes Ziel war, die Schule im Staate so zu organisieren, daß sie ein Ganzes, ein lebendiger Organismus werde, worin jede einzelne Provinz und Gemeinde doch wiederum auch ihr Leben und ihre Regsamkeit für sich habe, und worin Freiheit, nicht toter und ertötender Mechanismus walte. Ihr Ziel ist noch bis heute nicht völlig erreicht worden, höchstens entspricht der freie Geist unserer Universitäten ihren Absichten; die höheren Lehranstalten und die Volksschule sind vielfach noch heute — und gerade in den letzten Jahrzehnten wieder verstärkt — zu sehr bis ins Kleine hinein gefesselt und sozusagen über einen Leisten gespannt worden. Immerhin aber ist anzuerkennen, daß das Prinzip mechanischer Gleichmacherei in manchen andern Ländern doch noch mehr in der Schule gewuchert hat als bei uns, und daß namentlich die Volksschule durch die allgemeinen Bestimmungen vom Jahre 1872 die Möglichkeit zu freierer Entfaltung erhalten hat. In der preußischen Verfassung ist die Regelung des Schulwesens durch ein Gesetz vorbehalten und bestimmt worden. Die Lösung des Problems eines solchen Gesetzes aber ist unter

den jetzt vorhandenen Verhältnissen in unserm Staatswesen, besonders bei dem schroffen Gegensatz der katholischen und evangelischen Bevölkerung und bei der großen Zahl der sich schroff bekämpfenden politischen Parteien so schwer, daß man kaum in naher Zukunft seine Lösung erwarten kann; ja es ist die Frage, ob die Schule nicht wünschen muß, überhaupt von gesetzlichem Zwange frei zu bleiben. Die Verhältnisse in den einzelnen Provinzen, in den großen Städten und auf dem Lande sind so verschiedenartig, daß sie sich kaum unter ein Gesetz zwingen lassen. Wenigstens müßte ein solches möglichst wenig in das Innere des Schulbetriebes eingreifen. Schon umdrohen andere Gefahren die Freiheit der Schule, ihre Schüler in erster Linie nur zu Menschen auszubilden. Der Bildungsstoff ist im letzten Jahrhundert so schnell gewachsen, daß die Schule sich der Neuaufnahme oder verstärkten Beachtung immer neu sich zudrängender Bildungsstoffe nicht hat erwehren können und dadurch an Einheitlichkeit verloren hat. Ferner haben die Berechtigungen, die die Regierung an die Bewältigung der Aufgaben gewisser Schulklassen oder der einzelnen Schulgattungen geknüpft hat, leider zur Folge gehabt, daß die Schule die freie Menschenbildung zum Teil der Erreichung gewisser äußerer Zwecke nachstellen muß. Im ganzen aber ist der Aufschwung der preußischen Schule in unserm Jahrhundert freudig anzuerkennen, und gerade der lebhafte Kampf, der um ihre äußere Verwaltung und ihre innere Entwickelung heut in hellen Flammen lodert, giebt doch die Gewähr, daß die Schule bei uns nicht in totem Mechanismus erstarrt ist, sondern daß sie lebt und ihre Bedeutung immer mehr erkannt wird.

Unter Friedrich Wilhelm I. wurde der Schulzwang in Preußen verordnet, aber freilich bei weitem noch nicht durchgeführt; unter seinem Nachfolger, Friedrich II., wurde die Aus-

bildung eines eigenen Volksschullehrerstandes angebahnt und zuerst zwischen den Gymnasien und den Volksschulen eine dritte Schulgattung, die Realschule oder Bürgerschule, eingeschaltet. Erst unter Friedrich Wilhelm III. entstand ein eigener Stand akademisch gebildeter Lehrer, losgelöst vom Stande der Theologen, und es erwuchs eine neue Volksschule, befruchtet vom Geiste des größten Philanthropen, Pestalozzis, und gleichzeitig wurden die Gymnasien reorganisiert. Das gemeinsame Ziel beider war die freie Bildung der Geisteskräfte der Schüler ohne einen unmittelbaren äußeren Zweck. Die Realschule, die nach dem Plane ihres Gründers den praktischen Bedürfnissen des Lebens Rechnung tragen sollte, entwickelte sich in dieser Zeit nur wenig.

Die nachfolgende Zeit suchte das sogenannte formale Prinzip der Bildung festzuhalten, aber der immer neu zuwachsende Lehrstoff führte dahin, daß die Gymnasien, wollten sie sich der neuen Zeit nicht ganz entfremden, den Realien in ihrem Lehrplan einen größeren Raum zuerkennen mußten, und daß trotzdem die Realschulen daneben aufblühten, die freilich ihrerseits jetzt auch nicht mehr nur für bestimmte Berufe die Vorbildung geben wollten, sondern auch für sich das formale Prinzip anerkannten und eine gleichwertige allgemeine höhere Bildung in gleicher Schulzeit, nur auf einem andern Wege erstrebten als die Gymnasien, nämlich teils durch die Beschäftigung der Schüler mit andern Lehrgegenständen, als das Gymnasium lehrte, teils durch ihre erhöhte Beschäftigung mit den Realien, denen das Gymnasium nur geringere Zeit widmen konnte. Dagegen verzichteten sie auf den Unterricht im Griechischen und beschränkten die Ziele im Lateinischen. Schon haben die Realschulen, die sich dieses Ziel stecken, den Namen Realgymnasium erworben, und der Name soll doch wohl die Anerkennung bedeuten, daß die Ausbildung ihrer

Schüler der der Gymnasialschüler in formaler Beziehung gleichwertig sei.

Nun lagen zwei Wege in der logischen Konsequenz. Entweder die Behörden entschieden: da beide Schulgattungen auf verschiedenem Wege eine gleiche Schulung des Geistes geben, so erscheinen die Abiturienten beider in gleicher Weise befähigt, sich zu jedem Berufe fortzubilden, oder sie entscheiden: wenn auch beide Schulgattungen eine gleichwertige allgemeine Schulung des Geistes erzielen, so eignen sich nach den auf jeder Art der Schule erworbenen Kenntnissen, die Schüler beider besser für verschiedene Berufe: die Schüler des humanistischen Gymnasiums besser für die Berufe, zu denen die Universität vorbereitet, die des Realgymnasiums besser für die Berufe auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und des höheren Militärdienstes. Die traditionelle Machtstellung der alten Gymnasien hat aber bisher verhindert, daß die Schulbehörden die volle Konsequenz aus der Anerkennung der früheren Realschulen als Realgymnasien gezogen haben. Sie haben dem alten Gymnasium die Berechtigung gelassen, für alle Berufe vorzubereiten, den Realgymnasien aber einzelne Berufe noch verschlossen. Die innere Inkonsequenz dieses Standpunktes läßt vermuten, daß er nicht lange wird aufrecht zu erhalten sein, mag nun die Endentscheidung dahin fallen, daß die Realgymnasien eben doch nicht Gymnasien seien und ihre Ausbildung als minderwertig erscheine, oder, wie ich nach den Zeichen der Zeit eher glaube, dahin, daß die Realgymnasien als gleichwertige Anstalten auch die gleiche Vollberechtigung mit den humanistischen Gymnasien erhalten, oder diese eine entsprechende Beschränkung in ihren Berechtigungen erfahren werden, wie sie jetzt einseitig den Realgymnasien auferlegt ist.

Wichtiger aber noch als das höhere Schulwesen ist die Volksschule für die Gesamtheit des Staates. Sie hat sich im

Laufe dieses Jahrhunderts in Preußen in ungeahnter Weise entwickelt. Der Staat übt das Aufsichtsrecht aus und hat die Ausbildung der Lehrer in seiner Hand, die Unterhaltungspflicht der einzelnen Schulen liegt den Gemeinden ob. Nicht überall, aber doch vielfach, und namentlich in den Städten ist diese Pflicht zugleich als ein Ehrenrecht aufgefaßt worden und mit großer Opferfreudigkeit nicht nur das gesetzlich Erforderliche, sondern weit darüber hinaus das irgend Mögliche für die Schule aufgewendet worden. Vom Ideale sind wir auch hier noch immer weit ab, das sich seiner Natur nach ja auch praktisch nie erreichen läßt, aber im Vergleich zu den Schulverhältnissen der Vergangenheit ist auf dem Gebiete der preußischen Volksschule ein so bedeutender Fortschritt gemacht worden, daß ihr Aufschwung unserem Jahrhundert in der Kulturgeschichte dauernd zur Ehre gereichen wird. Sie ist zum Ecksteine des preußischen Staates geworden, auf dem seine Macht und Bedeutung ruht.

Nachdem ich so die Entwickelung des preußischen Schulwesens im allgemeinen in wenigen groben Strichen umrissen habe, soll auf den folgenden Seiten die Entwickelung des öffentlichen Schulwesens in Berlin, namentlich in den letzten fünfzig Jahren, etwas ausführlicher, wenn freilich auch nur in Kürze, geschildert werden.

Im Jahre 1848 betrug die Einwohnerzahl Berlins ungefähr 400 000 Seelen. An öffentlichen höheren Schulen gab es drei königliche und drei städtische Gymnasien, die Königliche Realschule, drei städtische höhere Stadtschulen und die städtische Gewerbeschule. Daneben bestanden an Mittelschulen eine städtische Bürgerschule, die städtische Stralauer Stadtschule und drei höhere Mädchenschulen, von denen zwei königlich und eine städtisch war. Heut ist die Bevölkerungsziffer unserer Stadt um das Vierundeinhalbfache größer als damals. Die

Zahl der öffentlichen höheren und mittleren Schulen ist in der gleichen Zeit von 16 auf 45 bezw. 47 gestiegen, je nachdem man das Joachimsthalsche und Prinz Heinrich-Gymnasium mitzählen oder ausschließen will, die beide freilich nicht mehr im Weichbilde Berlins liegen, aber von vielen Berliner Schülern besucht werden. Ich gebe zunächst ein Verzeichnis der sämtlichen in Betracht kommenden Schulen mit beigefügter Zahl ihrer Gründungsjahre.

I. Städtische Schulen.

A. Gymnasien.

1. Askanisches Gymnasium, SW. Hallesche Str. 24—26 (1875).
2. Berlinisches Gymnasium zum Grauen Kloster, C. Klosterstraße 74 (1574).
3. Friedrichs-Gymnasium, NW. Friedrichstr. 126 (1850).
4. Friedrichs-Werdersches Gymnasium, NW. Dorotheenstraße 13/14 (1681).
5. Humboldt-Gymnasium, N. Gartenstr. 29 (1875).
6. Köllnisches Gymnasium, S. Inselstr. 2/5 (als Gymnasium c. 1600).
7. Königstädtisches Gymnasium, NO. Elisabethstr. 57/58 (1877).
8. Leibniz-Gymnasium, SO. Mariannenplatz 27/28 (1876).
9. Lessing-Gymnasium, N. Pankstr. 9/10 (1882).
10. Luisenstädtisches Gymnasium, S. Brandenburgstr. 37 (1864).
11. Sophienstädtisches Gymnasium, C. Weinmeisterstr. 15 (1865).

B. Realgymnasien.

1. Andreas-Realgymnasium, O. Langestr. 31 (1876).
2. Dorotheenstädtisches Realgymnasium, NW. Georgenstraße 30/31 (1836).
3. Falk-Realgymnasium, W. Lützowstr. 84 (1889).
4. Friedrichs-Realgymnasium, NW. Albrechtstr. 26/27 (1850).
5. Königstädtisches Realgymnasium, NO. Elisabethstr. 57/58 (1832).
6. Luisenstädtisches Realgymnasium, S. Sebastianstr. 26 (1836).
7. Sophien-Realgymnasium, C. Steinstr. 32/34 (1868).

C. Ober-Realschulen.

1. Friedrich-Werdersche Ober-Realschule, C. Niederwallstraße 12 (1824).
2. Luisenstädtische Ober-Realschule, S. Dresdenerstr. 113 (1865).

D. Realschulen.

Erste Realschule, S. Alexandrinenstr. 5/6 (1884).
Zweite Realschule, N. Weißenburgerstr. 4a (1886).
Dritte Realschule, W. Steglitzerstr. 8a (1887).
Vierte Realschule, NO. Diestelmeyerstr. (1887).
Fünfte Realschule, NW. Stephanstr. 1/2 (1889).
Sechste Realschule, SW. Belle-Alliancestr. 80 (1889).
Siebente Realschule, SO. Mariannenstr. 47 (1890).
Achte Realschule, N. Rheinsbergerstr. 4/5 (1890).
Neunte Realschule, N. Badstr. 22 (1892).
Zehnte Realschule, N. Auguststr. 21 (1893).
Elfte Realschule, S. Boeckstr. 9/10 (1893).
Zwölfte Realschule, O. Frankfurter Allee 68/71 (1895).

E. Höhere Mädchenschulen.

1. Charlottenschule, W. Steglitzerstr. 29 (1879).
2. Dorotheenschule, NW. Wilhelmshavenerstr. 1/5 (1893).
3. Luisenschule, N. Ziegelstr. 12 (1838).
4. Margaretenschule, O. Ifflandstr. 9/11 (1885).
5. Sophienschule, C. Weinmeisterstr. 16/17 (1876).
6. Viktoriaschule, S. Prinzenstr. 51 (1867).

II. Nichtstädtische Schulen.

A. Gymnasien.

1. Französisches Gymnasium, NW. Dorotheenstr. 41 (1689).
2. Königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium, SW. Kochstraße 13 (1746).
3. Königl. Joachimsthalsches Gymnasium, W. Kaiser-Allee 1 (1607).
4. Königl. Luisen-Gymnasium, NW. Thurmstr. 87 (1882).
5. Königl. Prinz Heinrichs-Gymnasium, W. Grunewaldstraße 105 (1890).
6. Königl. Wilhelms-Gymnasium, W. Bellevuestr. 15 (1858).

B. Realgymnasium.

1. Kaiser Wilhelm-Realgymnasium, SW. Kochstr. 66 (1747).

C. Höhere Mädchenschulen.

1. Königl. Augustaschule, SW. Kleinbeerenstr. 16/19 (1832).
2. Königl. Elisabethschule, SW. Kochstr. 65 (1747).

Die Zahl der öffentlichen Schulen, die über das Ziel der Volksschule hinausgehen, hat sich also in Berlin nicht in gleichem Verhältnis wie die Bevölkerungsziffer gesteigert. Aber die neueren Schulen sind im allgemeinen wohl zahlreicher be-

sucht als früher, und vor fünfzig Jahren wurden die Berliner höheren Schulen vielfach noch von auswärtigen Schülern besucht, während jetzt in den größeren Städten der Mark eigene höhere Schulen entstanden sind. Für den Augenblick reichen die höheren Schulen für Berlin aus. Nur ist ihre Lage zum Teil den veränderten Verhältnissen nicht entsprechend. Mehr und mehr wird in Berlin, wie in andern Großstädten, das Centrum von öffentlichen Gebäuden und großen Geschäftshäusern besetzt, ihre Wohnung haben die Bürger mehr in den Außenbezirken der Stadt. Die älteren Schulen aber liegen zum großen Teile noch im Centrum oder demselben nahe. So kommt es, daß die höheren Schulen in den Außenbezirken dem dort stets wachsenden Bedürfnis nicht genügen und vielfach Knaben und Mädchen der Außenstadt die höheren Schulen der Innenstadt aufsuchen müssen und unverhältnismäßig weite Schulwege haben. Trotzdem sind einige Schulen der Innenstadt nicht vollbesetzt, einige in den Außenbezirken dagegen überfüllt.

Im übrigen giebt das Verzeichnis an sich schon in mancher Hinsicht interessante Aufschlüsse. Der Staat, dem zunächst die Pflicht obliegt, für höhere Schulen Sorge zu tragen, hat die Zahl der Gymnasien in der Hauptstadt in den letzten fünfzig Jahren nur verdoppelt und sonst keine anderen höheren Schulen gegründet. Die Stadtverwaltung hat freiwillig die Zahl der Gymnasien von 3 auf 11 erhöht; die drei älteren höheren Stadtschulen sind zu Realgymnasien erweitert und außerdem vier neue Realgymnasien gegründet worden. Die Gewerbeschule hat heut den Namen Ober-Realschule (der Sache nach ein lateinloses Realgymnasium), und eine zweite gleiche Anstalt ist hinzugefügt worden, und endlich sind, nachdem die alten höheren Stadtschulen u. s. w. Realgymnasien geworden sind, als neue Mittelschulen zwischen der Volksschule und den

Gymnasien und Ober-Realschulen seit dem Jahre 1884 in schneller Folge zwölf lateinlose Realschulen mit sechs Jahreskursen nach Absolvierung der Vorschule errichtet worden, und für die Mädchen der gebildeten Stände hat die Stadt anstatt der einen vor fünfzig Jahren heut sechs höhere Mädchenschulen. Aber auch diese würden dem Bedürfnis bei weitem nicht genügen, wenn nicht viele Eltern für ihre Töchter Privatschulen vorzögen, die den Wünschen der einzelnen Familien mehr entgegenkommen und vielfach von Frauen geleitet werden, was ebenfalls dem Wunsche mancher Eltern mehr entspricht. Immerhin wird hier der Staat oder die Stadt, dem heutigen Bildungsdrange auch der Mädchen entsprechend, vermutlich zuerst mit der Gründung noch einiger neuen Schulen vorgehen müssen, während bei den höheren Schulen für Knaben vielleicht durch Verlegung zweier Schulen aus dem Centrum in Außenbezirke den dringenden Bedürfnissen für die Gegenwart Genüge geleistet werden kann. Bei weiterem Anwachsen der Stadt werden natürlich neue Schulen aller Kategorieen errichtet werden müssen.

Die Hauptstadt des Staates hat als Sitz der Centralbehörden und aus anderen Ursachen Vorteile vor anderen Städten, und man stellt an ihre Verwaltungsbehörden mit Recht auch höhere Anforderungen. In Bezug auf die höheren Schulen hat sie solcher Ehrenpflicht, wie man anerkennen wird, aber auch in vollem Maße entsprochen.

Noch Größeres aber hat sie auf dem Gebiete der Volksschule geleistet. Hier lag ihr freilich auch die rechtliche Verpflichtung zur Fürsorge ob. Aber die Freudigkeit, mit der sie diese Pflicht aufgenommen hat und ihr gerecht geworden ist, gereicht ihr zur Ehre, wenn heut auch manche andere Städte im Staate in der opferfreudigen Pflege der Volksschule schon mit ihr wetteifern, und Berlin noch nicht meinen darf — aber

auch nicht meint — ihr Volksschulwesen sei in Bezug auf die Ausstattung der Schulen, ihre innere Einrichtung, die Besoldung der Lehrer und Lehrerinnen und dergleichen bereits unübertrefflich. Daß die Stadt Berlin aber in verhältnismäßig kurzer Zeit aus kleinen Anfängen heraus Großes geleistet hat, das ist von berufener Seite wiederholentlich anerkannt worden.

Noch vor hundert Jahren — ich greife hier etwas weiter zurück — war es hier um die Schulen für diejenigen Knaben, die nicht höhere Schulen besuchen konnten, und um alle Schulen für Mädchen gar kläglich bestellt. Erst als im Jahre 1820 die gesamte Armenverwaltung und damit auch das Armenschulwesen Berlins den städtischen Behörden überwiesen wurde, entstand der Plan zu einer Reorganisation der Schulen für die ärmere Bevölkerung in größerem Maßstabe.

Nach kurzer Zeit, im Jahre 1826, teilte man die Stadt in vierzehn Armenschulbezirke und beschloß, in jedem Bezirke allmählich eine besondere städtische Armenschule zu errichten und zugleich die bestehenden, nur allzu zahlreichen Parochialschulen und Privat- oder Winkelschulen, schärfer zu beaufsichtigen, genauer zu gliedern, eine Maximalzahl der Schüler für jeden Schulraum festzusetzen und die Schulen gleichmäßiger über das ganze Weichbild Berlins zu verteilen.

Dieser Plan faßte das nächste Bedürfnis in Aussicht und hielt sich in den Grenzen dessen, was zunächst ausführbar erschien; er schuf nicht sofort Mustergiltiges und Bewundernswertes, aber er bot eine feste Grundlage zum Aufbau eines mit dem Wachsen der Stadt sich leicht und naturgemäß entwickelnden einheitlichen großen Gemeindeschulwesens. Über zwanzig Jahre dauerte es, bis die geplanten vierzehn Kommunal-Armenschulen gemäß der wachsenden Zahl der armen Kinder auch wirklich alle begründet waren; aber in einzelnen

dieser Schulen war inzwischen auch die Zahl der ursprünglich in Aussicht genommenen Klassen verdoppelt und verdreifacht worden.

Freilich nahmen diese Kommunalschulen nur etwa die knappe Hälfte sämtlicher Kinder der ärmeren Bevölkerung auf, die größere Hälfte blieb in den Parochial- und Privatschulen, die man sogleich weder leicht entbehren konnte, noch mit Härte plötzlich beseitigen wollte. Für jedes Kind der öffentlichen oder privaten Elementarschulen hatten die Eltern monatlich ein Schulgeld von 10—12½ Sgr. zu entrichten, und nur für Waisen oder Kinder völlig verarmter Familien übernahm die Stadt die Gewährung freier Schule in ihren eigenen Kommunalschulen oder in einer der Privatschulen, die dann das Schulgeld aus der Stadtkasse erhoben.

In den neun Jahren 1847—1856 trat, vielleicht unter dem Einfluß der reaktionären Regierung, auch in Berlin fast ein Stillstand in der Entwickelung der Volksschule ein. Erst 1856 trat eine fünfzehnte Kommunalschule hinzu, dann aber, ungefähr mit dem Beginn der Regierungsthätigkeit des Königs Wilhelm, hob sich mit dem unerwartet schnellen Aufblühen der Stadt Berlin auch ihr Volksschulwesen in erfreulichster Weise. Die Stadtbehörden wuchsen mit ihren höheren Zwecken, die Ziele wurden höhere, und es galt jetzt, die Kommunal-Armenschulen in solche Schulen umzuwandeln, in denen mehr und mehr die Kinder aus allen Ständen der Bürgerschaft gemeinsam erzogen würden. So führte man 1863 den Namen Gemeindeschulen ein, und dem neuen Namen entsprechend wurde jetzt auch rastlos an der Hebung der Berliner öffentlichen Schulen gearbeitet, bis das Werk durch einen kühnen und großen Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 22. Dezember 1869 gekrönt wurde, wodurch bereits vom 1. Januar 1870 ab die Erhebung eines Schulgeldes in den Gemeindeschulen überhaupt fortfallen sollte, um dadurch

unter den Schulkindern den Unterschied zwischen Armen und Reichen völlig zu tilgen.

Der Beschluß war in der That kühn und hatte eine damals nicht absehbare Tragweite. Die nächste Folge war die Verpflichtung, für alle Aufnahme begehrenden Kinder in der unentgeltlichen Schule Raum zu schaffen, und da jetzt auch Kinder aus wohlhabenderen Häusern in die Gemeindeschulen übergingen, so stiegen naturgemäß auch die Anforderungen der Bürgerschaft an die Ausstattung der Schulhäuser und an die Leistungen im Unterricht. Jetzt hatten die Bürger ein Recht auf gute Schulen für ihre Kinder erlangt, während bis dahin die Freischule für die armen Kinder immer noch den Charakter des Almosens getragen hatte und somit auch nicht einer gleich strengen oder gleich offenen Kritik ausgesetzt war.

Wie zeitgemäß und wie eingreifend dieser Beschluß gewesen ist, zeigen aber am besten die einfachen Zahlen, die das rasche Anwachsen der städtischen Gemeindeschulen abspiegeln. Von 1857 bis 1870 wuchs die Bevölkerung unserer Stadt von 449 610 auf 774 310 Seelen oder um acht Elftel des ursprünglichen Betrages, und die Zahl der Gemeindeschulkinder stieg von 26 020 auf 49 642, d. h. um zehn Elftel der Anfangszahl. In den nächsten dreizehn Jahren stieg die Einwohnerzahl auf 1 232 699, d. h. um nicht ganz sieben Elftel des Bestandes von 1870, die Zahl der Gemeindeschulkinder aber wuchs gleichzeitig auf 124 641, also um beinahe siebzehn Elftel seit 1870. Heut bestehen bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 1 800 000 223 Gemeindeschulen, in denen rund 200 000 Schulkinder kostenfrei unterrichtet werden, und die Einrichtungen sind so getroffen worden, daß kein Kind, wenn es das schulpflichtige Alter erreicht hat, aus Mangel an Raum zurückgewiesen wird, und daß kein schulpflichtiges Kind dem gesetzlichen Schulunterricht auf längere Dauer entzogen werden kann.

Die öffentliche Schule in Berlin hat das Vertrauen der Bürgerschaft in steigendem Maße gewonnen. Die Privatschulen haben sich ihr gegenüber nicht zu behaupten vermocht. Die privaten Knabenschulen sind bis auf wenige eingegangen, und selbst die Zahl der privaten höheren Mädchenschulen sinkt stetig herab. Man könnte das beklagen, wenn die Privatschulen einen wesentlich freieren Spielraum bezüglich des Lehrplans hätten als die öffentliche Schule, wenn sie wirklich noch neue pädagogische Gedanken und Ziele schneller verwirklichen könnten. Aber das ist kaum der Fall, und bei den steigenden Anforderungen an die Ausstattung und Größenverhältnisse der Klassenräume und des Schulhofes sowie an die Höhe der Lehrerbesoldungen versprechen sie den Vorstehern oder Vorsteherinnen kaum noch einen sicheren und lohnenden Ertrag. Auch muß anerkannt werden, daß unter den zahllosen Privatschulen Berlins im Laufe der Jahrhunderte eigentlich nur die 1805 von Plamann nach pestalozzischen Grundsätzen geleitete Knabenschule einen wirklich eigenartigen Charakter getragen hat. Trotzdem muß die Privatschule rechtlich gestattet sein, daß dem einzelnen wenigstens die Möglichkeit bleibt, neuen pädagogischen Gedanken Ausdruck zu geben und sie praktisch zu erproben.

Nur gerade für die Jetztzeit ist die Privatschule weniger erforderlich, weil die öffentlichen Schulen keineswegs zu einer festen Form erstarrt sind. Im Gegenteil wird an alten Formen so gerüttelt und gähren so viele neue Reformpläne unter den Pädagogen von Fach wie in der breiten Masse des Volkes, daß der Schule für die nächste Folgezeit fast mehr eine ruhige Entwickelung auf ihrer jetzigen Bahn als weitere Anregung zu immer neuen Verbesserungsversuchen not thäte. Aber wer kann oder wer will dem Geiste der Zeit Schranken setzen? Auch liegt mir der Gedanke fern, als stände das Berliner

Schulwesen bereits auf solcher Höhe, daß auf seine Verbesserung nicht mehr Bedacht zu nehmen wäre. Nur vor allzu stürmischer Beunruhigung möchte ich um so mehr warnen, als ein Rückblick auf das letzte halbe Jahrhundert lehrt, daß die städtischen Behörden ihre Verantwortlichkeit für die großen Aufgaben der Schulverwaltung in vollem Maße erkannt haben und der heranwachsenden Jugend gegenüber sich wahrlich als gute Väter der Stadt bewährt haben. Man lasse der reichen Aussaat nur erst Zeit zum Reifen, dann, aber auch dann erst wäge und wage man von neuem.

Ich sagte in der Einleitung dieses Aufsatzes, die Bildung sei ein notwendiges Korrelat der Freiheit, daß diese nicht zur Zügellosigkeit ausarte. Nun für die Volksbildung in allen Ständen ist in den letzten fünfzig Jahren, wie ich ausgeführt habe, viel gethan: wie ist's nun mit den Erfolgen? höre ich fragen. Und diese Frage stellen nicht nur die heutigen Dunkelmänner, die im Trüben fischen wollen, sondern sie drängt sich auch manchem ernsten Manne auf, der die Bildung gern verteidigt. Es wiederholt sich, was vor 150 Jahren in Frankreich die Gemüter bewegte. Damals stellte die Akademie in Dijon die Preisfrage: „Haben die Fortschritte der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen?“ Rousseau verneinte die Frage und gewann den Preis. An die Stelle der Unwissenheit sei Zweifelsucht getreten, führte er aus, an Stelle derber Sinnlichkeit heimliche und künstlich gesteigerte Unsittlichkeit, an Stelle der Grobheit Verleumdung, an Stelle der Thaten die Sucht zu scheinen und an Stelle der Genügsamkeit die Habsucht. Die Tugend sei in dem Maße entflohen, als die Sonne der Aufklärung sich über den Horizont erhoben habe. Wer hätte solche Rousseauschen Bedenken gegen die Bildung des Volkes heut nicht oft wieder laut werden hören? Wer fühlte nicht oft, daß er als Kind unschuldiger und reiner

gewesen als in den Mannesjahren? Aber der harmlose Kindersinn verträgt sich nicht mit dem Lebenskampf, in den wir alle gestellt sind, erst der Greis, der ihm wieder entrückt ist, erlebt wohl vereinzelt das höchste Erdenglück, die Vereinigung der Weisheit und des Friedens im Gemüte. Wir sind in der Welt zum Handeln berufen, Pflichten streiten mit Pflichten, hart im Raume stoßen sich die Sachen, der Streit herrscht, und nur die Stärke siegt, und keiner lebt, der aus dem Lebenskampfe die Seele völlig rein zurückgezogen hätte. Leben heißt Kämpfer sein, und die beste Rüstung für den Lebenskampf ist die Bildung, die rechte Bildung, die nicht in totem Wissen besteht, sondern in der Entfaltung der lebenschaffenden Denkkraft und Thatkraft, die im Leben selbst nicht das höchste Ziel sieht, sondern in der Wirksamkeit des einzelnen für die Gesamtheit. Und solche Bildung erstrebt die Schule, oder soll sie allein erstreben. Hat sie nun dieses unendliche Ziel noch bei weitem nicht erreicht, so darf darum doch das Vertrauen auf ihre segensreiche Kraft nicht erschüttert werden. Mag scheinbar die Zügellosigkeit der Massen gestiegen sein und die Roheit vieler einzelner auch durch die Schulbildung nicht überwunden sein, man darf doch nicht außer Betracht lassen, daß einmal die sogenannte gute alte Zeit weit schlechter war als ihr Ruf bei der Nachwelt, und daß ferner die Versuchungen an den einzelnen in unserer Zeit sich ungeheuer gesteigert haben. An die Stelle der Handarbeit der früheren Jahrhunderte ist in unserm Zeitalter die Fabrikarbeit getreten, die zur notwendigen Folge die Freizügigkeit hatte. Jetzt drängten die Massen der Arbeiter in die Städte, und das sogenannte Proletariat lernte sich als geschlossene Macht fühlen. Die Grundlage der bisherigen Gesittung, das Familienleben, wurde erschüttert, da zahllose Väter und Mütter im Hause fast nur noch ihre Schlafstellen hatten, tagsüber aber, getrennt von den

Kindern, vom Morgen bis zum Abend in den Fabriken arbeiteten. Das Handwerk und der Kleinhandel verfielen, weil sie mit dem Großbetriebe in den Fabriken und Warenhäusern nicht wetteifern konnten, und damit ging die Zucht der Lehrmeister und Lehrherren verloren. Wenn unter solchen Verhältnissen, deren letzte Ursache, die wachsende Kultur, zu bekämpfen, weder in der Macht jemandes, noch im Willen der Verständigen liegen kann, bei uns in Deutschland die Roheit im ganzen dennoch, wie ich behaupte, abgenommen hat und die notwendig größere politische Freiheit des Volkes, über deren Grenzen sich ja streiten läßt, nicht zum Anarchismus ausgeartet ist, so verdanken wir das neben der äußeren Macht des Staates durch sein Heer besonders der Schule, die wenigstens acht Jahre hindurch jedes Kind zu ernster Arbeit, Ordnung, Gehorsam und zum Gottvertrauen anleitet und, gottlob, der Mehrzahl der Schüler auch einen idealen Halt ins Leben hineingiebt, der ihnen Macht verleiht, die wilden Begierden niederzuhalten, die in jedem Menschen leise schlafen.

Was in dieser Hinsicht tagtäglich treue Lehrerarbeit zum Segen des Staates und der Menschheit im Verborgenen schafft, das soll man über den Ausschreitungen selbst vieler einzelner nicht verkennen, und wieviel auch von einem Gegensatz von Wissen und Glauben gesprochen wird, die Schule ist heut doch auch der Kirche sicherster Anker. In Augenblicken revolutionärer Gährungen mag man auf die materielle Macht des Heeres vertrauen, aber auch das Heer fußt auf der Bildung, und zur Vermeidung des Unglücks von Bürgerkriegen wirken mehr noch als die Furcht vor der äußeren Übermacht ideelle Mächte, und unter ihnen behauptet in unserer Zeit vielleicht den ersten Platz die Schule.





Berliner Volksbibliotheken und Volkslesehallen.

Von

Ernst Friedel.

A. Städtische Volksbibliotheken.

Der Gedanke, den breiten Volksmassen durch unentgeltliche Benutzung guter, nützlicher Bücher aus verschiedenen Wissenszweigen Belehrung und Fortbildung zu gewähren, geht in Berlin Hand in Hand mit der Veranstaltung öffentlicher volkstümlicher wissenschaftlicher Vorlesungen und reicht bis ungefähr in den Anfang der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. zurück, als neues geistiges Leben in Preußen erwachte und beide Teile, die Anhänger der starren Rechtgläubigkeit wie die Aufgeklärten unter den geistigen Führern, um die Führung im geistigen Leben der deutschen Nationen miteinander wetteifernd rangen und erbittert stritten.

Zu den Koryphäen der hiesigen Friedrich Wilhelms-Universität, welche auf seiten der Aufklärung in den Kampf traten und die nicht akademisch gebildeten Staatsbürger, insbesondere aber die gesamte Frauenwelt für wissenschaftliche Fortbildung zu gewinnen trachteten, gehört der unvergeßliche Friedrich von Raumer*), dem das große Verdienst ge-

*) Friedrich Ludwig von Raumer, geboren zu Wörlitz bei Dessau am 14. Mai 1781, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin und bekleidete mehrere königliche Verwaltungsämter in der Mark und Berlin.

bührt, die Städtischen Volksbibliotheken in Berlin durch Thatkraft ins Leben gerufen zu haben.

„Vor den Sieg setzten die Götter den Schweiß!" Leicht ist unserm Raumer die Sache nicht gemacht worden. Hören wir was er in seinen Werken*) selber darüber sagt: „Als ich im Jahre 1841 den Gedanken faßte, einen Verein für wissenschaftliche Vorlesungen zu stiften, und daran womöglich die Gründung von Volksbibliotheken anzureihen, fand er bei ausgezeichneten Männern großen Beifall, jedoch nicht bei allen. Denn als ich einen der berühmtesten Juristen bat einen Vortrag zu übernehmen, erhielt ich die Antwort: das ganze Unternehmen, und insbesondere die Teilnahme von Frauen und Mädchen, sei eine Herabwürdigung der Wissenschaft. Auch werde der Verein im ersten Jahre dahinsterben." —

Auf vielen ausgedehnten Reisen, u. a. nach Italien, Frankreich, England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Türkei, bereicherte er seine geschichtlichen, volks- und staatswirtschaftlichen Kenntnisse und erweiterte seinen politischen Horizont. Daß er als Mitglied des Obercensurkollegiums in dem bedeutungsvollen Jahr 1831 sein Amt niederlegte, erregte damals großes Aufsehen, ebenso wie die freimütige Rede, welche er im Jahre 1847 über Friedrich den Großen hielt, und die ihn zwang, seine Stelle als Mitglied und als Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften niederzulegen. Gerade deshalb wurde er zum Stadtverordneten von Berlin und zum Mitgliede des Frankfurter Parlaments im Jahre 1848 gewählt, woselbst er sich dem rechten Centrum anschloß. Eine kurze Zeit fungierte er bei der neuen republikanischen Regierung in Paris als Gesandter. Nach den Enttäuschungen der Reaktionsperiode zog er sich mehr und mehr von der politischen Thätigkeit zurück, um sich ausschließlich wissenschaftlichen und gemeinnützigen Studien zu widmen. Am 13. Juni 1872 beschloß er in dem hohen Alter von 92 Jahren in ungetrübter geistiger Frische sein edles, thatenreiches Leben, in welchem er die Begründung der Berliner Volksbibliotheken stets als einen Glanzpunkt bezeichnet hat. Die 14 000 Bände zählende nachgelassene Bibliothek Raumers, welche bis 1898 in dem in diesem Jahre zum Abbruch gelangenden Hause Kochstr. 67 stand, wird ebenfalls für gemeinnützige Zwecke zur Verfügung gestellt werden.

*) Litterarischer Nachlaß von Friedrich von Raumer. 2 Bde. Der ganze Ertrag ist für die Berliner Volksbibliotheken bestimmt. Berlin, 1869. Verlag von Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Vgl. Bd. I. S. 9.

Ähnlich verhielt es sich mit den Volksbibliotheken, die Orthodoxie wollte nur von Bibel, Gesangbuch und Erbauungsschriften in der Hand des Volks etwas wissen, ein Mehr führe nur zu Überbildung und Zweifelsucht, wobei wegen des „vielen Büchermachens" auf Pred. Salom. 12, 12 und wegen des thörichten Grübelns und Fragens auf Titus 3, 9 verwiesen wurde. Aber auch unter den aufgeklärten Gelehrten befanden sich viele, welche von dem Verbreiten streng wissenschaftlicher oder populärwissenschaftlicher Bücher außerhalb des Kreises der Fachgenossen nur Schädliches, Verbreitung von Halbwissen und anmaßlichem Besserwissen in Laienkreisen befürchteten.

Glücklicherweise haben sich diese Voraussichten in keiner Weise bewahrheitet. Ermutigend war es, daß im Jahre 1841 der Prinz von Preußen, spätere Kaiser Wilhelm der Große, sich Raumer gegenüber nicht allein in betreff der Bestrebungen des Wissenschaftlichen Vereins sehr anerkennend aussprach, sondern auch den Schutz desselben übernahm. Auch seitens der Prinzessin von Preußen wurde der Verein gefördert, die erlauchte Frau gehörte zu den regelmäßigen Hörerinnen der Vorlesungen und pflegte gern dankend anzuerkennen, wie Raumer stets darnach getrachtet habe, durch die Vorlesungen und die Volksbibliotheken umfassenderer Bildung in weiblichen Kreisen Eingang zu verschaffen.

„Seit 1841" — so berichtet Raumer im Jahre 1869 *) — „wurden jährlich 12 Vorlesungen gehalten (jede zu 5 Sgr.) und aus den Überschüssen der Einnahme 1000 Thaler dem zoologischen Garten und über 18 000 zur Stiftung von 8 (jetzt 10) Volksbibliotheken gegeben. Im Jahre 1868 wechselten mehrere tausend Menschen aller Art unentgeltlich über 156 000 Bände, wurden hiedurch gebildet, und von geringhaltigen Zerstreuungen

*) a. a. O. S. 10.

abgehalten. Dies, alle frühere Erwartung übersteigende Ergebnis ward nur möglich durch den wirksamen Schutz und die rege Teilnahme S. M. des Königs und der Königin, durch zahlreichen Besuch des Publikums, die ehrenvollen und uneigennützigen Vorträge so vieler würdiger Männer und durch die Unterstützung und reichliche Bewilligung der städtischen Behörden."

Dem Gange des geschichtlichen Teils unseres Berichts vorgreifend sei gleich hier der Dank erwähnt, welchen der Magistrat und die Stadtverordneten der Haupt- und Residenzstadt Berlin dem Begründer der Volksbibliotheken am 25. März 1866, zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Vereins für wissenschaftliche Vorträge in Berlin, darbrachten. Eine Deputation der Städtischen Behörden unter Führung des Oberbürgermeisters Seydel, der eine warm empfundene Ansprache hielt, überreichte Herrn von Raumer eine mit geschmackvollen Malereien und Symbolen umgebene, meisterhaft geschriebene Glückwunsch- und Dankesadresse, welche in dem hier interessierenden Teile von Friedrich von Raumer lautet: „In den auf seine Anregung und mit den von ihm gewährten Mitteln gegründeten Volksbibliotheken sind allen Klassen der Bevölkerung Quellen zu ihrer Belehrung eröffnet, und auch dem schlichten Handwerker und Arbeiter die Mittel zum Verständnis und zur Aneignung der wichtigsten Volksgüter geboten."

Raumer antwortete hierauf schriftlich: „Die hochverehrten Behörden der Stadt Berlin haben mir durch eine feierliche Deputation eine Adresse überreichen lassen, welche mich mit der höchsten Freude erfüllt und zum höchsten Danke verpflichtet. Der 26. März 1866 ist ein Glanzpunkt in meinem Leben, der mich mit Heiterkeit in die Vergangenheit und mit Vertrauen in die Zukunft blicken läßt. Zugleich sehe ich darin einen neuen, augenfälligen Beweis, daß nicht allein die Lebensdauer der sieben (jetzt 10) Volksbibliotheken für die

Zukunft gesichert ist, sondern auch daß (wenn bei dem gewaltigen Anwachsen der Stadt, die Notwendigkeit einer neuen Mehrung derselben sich herausstellen sollte) die Behörden mit gleicher Liebe wie bisher, für die Erziehung und Erhaltung dieser, ihrer legitimen geistigen Kinder sorgen werden. Denn so großes Verdienst sich auch ihre Majestäten der König und die Königin, eine Reihe gelehrter Männer und das Publikum um den wissenschaftlichen Verein erwarben, so haben doch nur die edle Thätigkeit und die heilbringenden Bewilligungen des Magistrats und der Stadtverordneten die Möglichkeit herbeigeführt, jene Bibliotheken zu gründen und zu erhalten. Also Ehre dem Ehre gebührt! Beider städtischen Behörden dankbar gehorsamer

Berlin, 27. März 1866. v. Raumer." *)

Trotz der Bemühungen Friedrich von Raumers dauerte es noch fast ein Jahrzehnt, ehe die erste Städtische Volksbibliothek der öffentlichen Benutzung übergeben werden konnte. Der Magistrat spricht sich darüber in einem interessanten Bericht aus dem Jahre 1853 wie folgt aus.**)

„Der hiesige Verein für wissenschaftliche Vorträge, welcher im Jahre 1842 unter dem Protectorate Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen gestiftet, seine dankenswerte Thätigkeit bis jetzt ununterbrochen fortgesetzt hat, ist ungeachtet des geringen Eintrittspreises von 2 Rthlr., den er für den Winter-Cyklus von 12 Vorträgen festgesetzt hatte, doch durch die lebhafte Teilnahme des Publikums an diesem Unternehmen und die Uneigennützigkeit der Mitwirkenden in den Stand gesetzt worden, nicht unbedeutende Summen zu erübrigen, welche er nicht besser verwenden zu können geglaubt

*) a. a. O. S. 13 ff.

**) Bericht über die Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1841 bis incl. 1850. Herausgegeben von dem Magistrat. Berlin. Buchdruckerei von C. A. Schiementz u. Co. 1853. S. 371 ff.

hat, als wenn er sie allgemeinen Volksbildungszwecken widmete. Die Wahrnehmung, daß bei aller Fürsorge für den Jugendunterricht in unserem Vaterlande es doch ganz an Anstalten fehle, welche den Erwachsenen es möglich machen, von der in der Jugend erworbenen Fertigkeit des Lesens einen nützlichen Gebrauch zu machen und durch eine zweckmäßige Lektüre ihre Mußestunden zu ihrer weiteren intellektuellen und sittlichen Ausbildung zu benutzen, daß ferner die hiesige Königliche Bibliothek, so reich dieselbe auch ausgestattet ist und so freigebig ihre Benutzung gestattet wird, doch kaum den Ansprüchen der wissenschaftlich Gebildeten zu genügen im stande ist, und daß daher das größere Publikum sich nur zu oft zu den oberflächlichsten und am wenigsten empfehlenswerten Erzeugnissen der Tageslitteratur wendet, veranlassen den gedachten wissenschaftlichen Verein, der Stadt Berlin die Summe von 4000 Rthlr. zur Anlegung von vier Volksbibliotheken zu überweisen.

„Die städtischen Behörden haben dies Geschenk, dem der wissenschaftliche Verein später noch 2000 Rthlr. hinzugefügt hat, mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs dankbar angenommen, auch ihrerseits für die nächsten drei Jahre 1000 Rthlr. jährlich für diesen Zweck bewilligt und eine besondere Kommission mit der Ausführung der Sache beauftragt. Von dieser Kommission wurde der Einrichtungsplan des Instituts und die Normen für die künftige Verwaltung desselben entworfen, und fanden die Genehmigung der städtischen und höheren Behörden.

„Hiernach stehen die Volksbibliotheken, als ein städtisches Institut unter der Obhut der Kommunalbehörden, welche die Verwaltung einer besonderen Kommission bestehend aus: einem Magistratsmitgliede, welches den Vorsitz hat, drei Mitgliedern des wissenschaftlichen Vereins und drei Mitgliedern des Gemeinderates übertragen haben.

„Von der Kommission werden sämtliche Verwaltungsgeschäfte besorgt, insbesondere bewirkt dieselbe die Auswahl und Verteilung der Bücher und besorgt die Rechnungslegung.

„Nachdem der Ankauf der geeigneten Bücher bewirkt und alle sonst erforderlichen Arbeiten geleistet waren, wurden die vier Volksbibliotheken, welche Zahl mindestens für erforderlich angesehen wurde, am 1. Juni 1850 dem Publikum geöffnet.

Die 4 städtischen Volksbibliotheken sind:

1. eine größere mehr allgemein wissenschaftliche Werke enthaltende, im Lokale des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Werderscher Markt Nr. 7,
2. die zweite in der Königsstädtischen Realschule, Schießgasse Nr. 36,*)
3. die dritte in der Dorotheenstädtischen Realschule, Georgenstr. Nr. 23,
4. die vierte in der Luisenstädtischen Realschule, Sebastianstr. Nr. 49.

„Dieselben sind für das Publikum wöchentlich dreimal: Mittwoch und Sonnabend von 12 bis 1 Uhr und Sonntag von 11 bis 12 Uhr geöffnet.

„Die Benutzung der Volksbibliotheken ist jedem Einwohner Berlins unentgeltlich gestattet, jedoch bleibt hierzu die Beibringung eines Kautionsscheins erforderlich, zu dessen Ausstellung berechtigt sind: 1. alle hiesigen Beamte, welche ein Dienstsiegel führen, insbesondere Bezirksvorsteher, Schiedsmänner 2c., 2. die Vorsteher der Handwerker-Innungen in Bezug auf die Gesellen und Lehrlinge ihrer Gewerke, 3. der

*) Die Schießgasse wurde Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem damaligen Schießplatz der Berliner Schützengilde angelegt. Durch Allerhöchsten Erlaß des Prinzregenten vom 24. Januar 1858 erhielt die Straße nach dem verdienten Stadtältesten Wilhelm Keibel den Namen Keibel-Straße. Vgl. Hermann Vogt: Die Straßen-Namen Berlins. Berlin 1888. S. 43.

Vorstand des hiesigen Lokalvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen und 4. alle diejenigen, welche dem Verwalter der Volksbibliotheken als sicher und zuverlässig bekannt sind.

„Es wird in der Regel nur ein Band verabreicht, welcher jederzeit an den oben angegebenen Tagen und Stunden gegen einen anderen umgetauscht werden kann, dessen Rückgabe jedoch in der Regel spätestens nach 14 Tagen erfolgen muß.

„Wird das Buch ohne vorherige Genehmigung des Bibliothekars nach 14 Tagen nicht zurückgeliefert, so wird dasselbe durch einen Boten abgeholt, dem dafür 2½ Sgr. gezahlt werden müssen. Das Beschädigen der Bücher verpflichtet den Leiher zu deren Ersatz und hat nach Umständen die Ausschließung desselben von der Benutzung der Bibliotheken zur Folge. Der gedruckte Katalog der Volksbibliotheken wird zum Kostenpreise abgegeben.

„Über den Finanzzustand der Verwaltung kann folgende aus der bereits dechargierten Rechnung pro 1850 geschöpfte Übersicht gegeben werden.

„Das von dem Wissenschaftlichen Vereine im Jahre 1847 gemachte Geschenk von 4000 Rthlr. hatte an Zinsen 2c. einen Gewinn von 633 Rthlr. 28 Sgr. 3 Pf. gebracht, wozu die von dem Geschenke der Kommunalbehörden zuerst fällig gewesene jährliche Rate pro 1850 1000 Rthlr., an anderen Geschenken 41 Rthlr. 5 Sgr. und für verkaufte Kataloge der Betrag von 64 Rthlr. 14 Sgr. hinzutrat, so daß pro 1850 der Dispositionsfonds 5739 Rthlr. 17 Sgr. 3 Pf. betrug.

„Hiervon wurden zur Herstellung der vier Bibliotheken, für Bücher, Buchbinderlohn, Inventarium, Druckkosten, Honorare, verausgabt 5718 Rthlr. 28 Sgr. 1 Pf., so daß am Jahresschlusse 1850 noch 20 Rthlr. 19 Sgr. 2 Pf. Bestand verblieb.

„Was den Büchervorrat betrifft, so beträgt die Zahl der angekauften Bücher über 8000 Bände und die der geschenkten

2007 Bände. Von den letzteren sind die meisten bereits veraltet und zurückgestellt worden.

„Die Teilnahme des Publikums an den hiesigen Volksbibliotheken hat sich auf eine erfreuliche Weise kundgethan. Die Zahl der permanenten Leser war im Jahre 1850 = 885.

„Was die Gattungen von Schriften anbetrifft, welche besonders verlangt wurden, so sind solche, nach der Menge geordnet, folgende: Volksschriften, Deutsche Litteratur, Biographieen, Geschichte, Reisen, Neuere ausländische Litteratur, Geographie, Naturwissenschaften, Technologie, Alte klassische Litteratur, Kunst und Mythologie. Seltener wurden verlangt: Philosophie, Staatswissenschaften, Theologie, Encyclopädie, Sprachkunde, Mathematik.

„Bei der Beschaffung neuer Bücher wird zunächst darauf Rücksicht genommen, die noch nicht kompletten Werke zu vervollständigen und sodann, soweit die Tendenz des Instituts, welche mehr auf nützliche und gründliche Belehrung und Veredlung des Herzens, wie auf bloße Unterhaltung der Leser gerichtet sein darf, es gestattet, aus der Zahl der neueren Werke diejenigen besseren auszuwählen, welche dem Bedürfnisse des lesenden Publikums entsprechen."

Von vornherein erfreute sich, dies möge hier eingeschaltet werden, das Institut der Volksbibliotheken der Teilnahme der Autoren wie der Buchhändler. Dies gilt bis heutigen Tages. Von den Verfassern sind bis zum heutigen Tage manche schätzenswerte und belehrende Zuwendungen gemacht worden, desgleichen von den Verlegern, auch haben die Sortimenter stets die billigsten Verkaufspreise normiert. Auf diese Weise ist den Volksbibliotheken aus litterarischen und aus buchhändlerischen Kreisen fortgesetzt eine Beihülfe erwachsen, die um so weniger unterschätzt werden darf, als der

Neuanschaffungs- wie der Erneuerungsfonds, wie die späteren statistischen Nachweisungen ergeben werden, leider niemals dem stets wachsenden Bedürfnis an Büchern voll genügt haben.

Der nächste große Verwaltungsbericht der Stadt Berlin, welcher die Zeit von 1851 bis 1860 umfaßte,*) läßt ein nur langsames Anwachsen erkennen, was mit dem Rückgang des öffentlichen Lebens und den gedrückten Geschäftsverhältnissen seit der revolutionären Bewegung von 1848 und den darauf folgenden Reaktionskrisen zusammenhängt. Von manchen Regierungsorganen wurde die Verbreitung der Volksbildung durch öffentliche städtische Büchersammlungen geradezu mit einem gewissen Mißtrauen beobachtet.

Die Bücher wurden nach dem gedachten Bericht, einzelne Fälle ausgenommen, von den Lesern gut erhalten. Bei dem sehr starken Gebrauche der Bücher waren die Exemplare der gangbarsten Fächer aber bald so schadhaft, daß eine häufige Ausbesserung und bald der Ersatz durch neue Exemplare notwendig erschien.

Zum Teil hängt dieser bis zur Gegenwart fortdauernde Übelstand mit dem Mangel an Reinlichkeitsgefühl in manchen Volksschichten zusammen, zum größeren Teil ergiebt er sich aber durch das beständige Hantieren der Bücher und das Verwahren derselben in dumpfen Wohnungen und schlecht gelüfteten Räumen, namentlich während der rauhen Jahreszeit von selbst. Ich habe mich persönlich erst kürzlich davon überzeugt, wie etwa 1000 ausrangierte verbrauchte Volksbibliotheksbücher, die auf einem Tisch zusammengehäuft waren, einen widerlichen Geruch verbreiteten, außerdem enthalten der-

*) Bericht über die Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1851 bis inkl. 1860. Herausgegeben von dem Magistrat. Berlin, Buchdruckerei von C. A. Schiementz u. Co. 1863. S. 250 ff.

gleichen Drucksachen, die aus gesundheitlichen Gründen lediglich eingestampft, noch besser nur verbrannt werden sollten, zahllose kleine und kleinste Lebewesen, insbesondere Bakterien, mitunter gefährlichster Art; dergleichen verwüstete Bücher müssen daher sogar als nicht ungefährliche Krankheitserreger, als Brutstätten gemeinschädlicher Ansteckung betrachtet werden.

Diese Umstände sowie die Notwendigkeit, die Volksbibliotheken durch neuere Werke zweckmäßig zu vermehren und auf dem laufenden zu erhalten, ließen es nach fast zehnjähriger Erfahrung erkennen, daß der bisherige Städtische Zuschuß von 1000 Thaler nicht mehr ausreiche. Der Wissenschaftliche Verein, mit Zustimmung seines Protektors zahlte daher neue 5000 Thaler als eisernen Bestand ein, welcher mit etwaigen ferneren Zuschüssen des Vereins zinsbar belegt und so lange kapitalisiert werden sollte, bis derselbe die Höhe von 10 000 Thlr. erreicht haben würde, wonächst die Zinsen dieser Gesamtsumme zu den Unterhaltungskosten geschlagen werden durften. Dafür hatte die Stadtgemeinde ihren Jahresbeitrag auf 1500 Thlr. zu erhöhen. Über diese gegenseitig angenommenen Bedingungen wurde unterm 14. Januar 1859 ein Statut abgefaßt.

Zu bemerken ist noch, daß am 15. Oktober 1856 in der Friedrichstadt eine neue (5.) Volksbibliothek errichtet und der Büchervorrat bis auf fast 15 000 Bände vermehrt wurde.

Viel erfreulicher ist das Bild der Städtischen Volksbibliotheken, welches der Bericht über die nächste bis zum Jahr 1876 reichende Verwaltungsperiode entwirft.*) Deutlich spiegelt sich auch hier die allgemeine Landes- und die

*) Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861 bis 1876. 3. Heft Berlin In Kommission bei Julius Sittenfeld. 1881. S. 194 ff.

spezielle Stadtgeschichte wieder. Der politische Aufschwung ging mit dem wirtschaftlichen Aufschwunge bis zu dem auf die Auswüchse der sogenannten Gründerzeit nach 1872 folgenden finanziellen Rückschlag Hand in Hand. Die Bewohner Berlins und ihre Steuerkraft wuchs in ungeahnter Weise und damit auch die Verpflichtung der Gemeindeverwaltung, mehr als bisher für das Volksbibliothekswesen zu leisten. Unserm Friedrich von Raumer war es noch bis zu seinem am 14. Juni 1872 erfolgten Tode vergönnt, dies Erblühen seiner Lieblingsschöpfung zu übersehen. Er bethätigte seine Teilnahme für dieselbe noch wenige Jahre vor seinem Ableben dadurch, daß er der Stadt 6000 M. zur Begründung einer neuen Volksbibliothek im Stadtteil Moabit (der 12.) schenkte. Dazu traten in dieser Verwaltungsperiode noch sechs neue Büchereien hinzu, so daß die Gesamtziffer der Volksbibliotheken bis zum Ende des Jahres 1876, von 5 im Jahre 1861, bis auf achtzehn angewachsen war. Das Jahr 1864 ergab die vorgesehene Kapitalssumme von 30 000 Mark als erreicht, welcher Betrag bislang als ein eiserner Fonds der Volksbibliotheken erhalten worden ist, obwohl die letzteren schon seit geraumer Zeit lediglich aus städtischen Mitteln erhalten werden. Seit dem Jahre 1865 wurden die Reinerträge der Vorlesungen des Wissenschaftlichen Vereins, dessen Vorsitzender Friedrich von Raumer war, vollständig den Volksbibliotheken überwiesen, welche hierdurch im ganzen 34 450 Mark erhalten haben. Nach dem Tode Raumers schlief der Wissenschaftliche Verein allmählich ein, obwohl Dr. Rudolf von Gneist, der berühmte Jurist und Universitätsprofessor, auch langjähriges Mitglied der berliner Stadtverordneten-Versammlung,*) sich

*) Rudolf Gneist, geboren am 13. August 1816 zu Berlin, wurde im Jahre 1844 außerordentlicher Professor der Rechte an hiesiger Universität. 1859 erlangte er hierselbst eine ordentliche Professur und ward

des Vereins auf das Eifrigste anzunehmen bemüht war. Ein allgemeiner wissenschaftlicher Verein erschien dem Publikum allmählich veraltet, geeignete Vortragende waren nicht mehr leicht zu gewinnen, und eine große Reihe von Sondervereinen ersetzte mit der Zeit dasjenige, was die genannte wissenschaftliche Vereinigung in konzentrierter Form geboten hatte. So blieben allmählich die Zuschüsse aus, gleichwohl war Gneist bis zu seinem 1895 erfolgten Tode dem Kuratorium für die Städtischen Volksbibliotheken, dessen Vorsitz der Verfasser dieses Aufsatzes seit dem Jahre 1880 führt, ein hochgeschätzter, allzeit bereiter, sachkundiger Berater.

Im Jahre 1876 sahen sich die Städtischen Behörden bereits veranlaßt, 16 200 Mark für die Volksbibliotheken in den Stadthaushaltsetat einzusetzen. „Über die ganze Stadt verbreitet," sagte der Magistratsbericht damals, „in Schulanstalten untergebracht, von Rektoren oder Lehrern derselben unter Aufsicht der Kommission verwaltet, an den Mittwochen und Sonnabenden von 12—1 Uhr, an Sonntagen von 11 bis 2 Uhr zur Entnahme und Rücklieferung von Büchern geöffnet, sind die 18 Volksbibliotheken nunmehr und bis zu einer etwaigen weiteren erheblichen Ausdehnung der Stadt wohl im stande, der Aufgabe zu entsprechen, welche der Wissenschaftliche Verein im Auge hatte, als er im Jahre 1847 der

---

Mitglied des Abgeordnetenhauses. Von 1867 bis 1884 gehörte er dem Reichstage als thätiges Mitglied an. 1875 wurde er Mitglied des neuen Preußischen Oberverwaltungsgerichts. Jahrzehnte hindurch wurde Gneist zum Mitgliede der Berliner Stadtverordnetenversammlung durch das Vertrauen seiner Mitbürger gewählt, und in dieser Eigenschaft hat er vorzüglich für das Volksbibliothekswesen gewirkt. Ein Liebling Kaiser Friedrichs wurde Gneist während der hunderttägigen Herrschaft des Monarchen in den Adelsstand erhoben. Vermählt mit einer Tochter des berühmten klassischen Philologen und Archäologen Böckh verstarb Gneist 79 Jahr alt am 22. Juli 1895.

Stadt die ersten 4000 Thaler überwies, der Aufgabe: den Erwachsenen Gelegenheit zu geben, von der in der Jugend erworbenen Fertigkeit des Lesens einen nützlichen Gebrauch zu machen, indem ihnen für ihre Mußestunden eine ihre weitere intellektuelle und sittliche Ausbildung fördernde Lektüre dargeboten wird."

Die Zahl der Entleiher stieg vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1876 von 4334 auf 15 024. Auf jeden Entleiher rechnet man durchschnittlich noch 4 Mitleser. Der Büchervorrat sämtlicher Volksbibliotheken vermehrte sich vom Ende des Jahres 1860 mit rund 15 000 Bänden auf 73 774 Bände zu Ende des Jahres 1876.

Der nächste große Verwaltungsbericht, die Jahre 1877 bis 1881 umfassend*) gab wiederum in erfreulicher Weise von der immer steigenden Zahl der gelesenen Bücher Zeugnis; während nämlich im Jahre 1877 die Zahl der ausgeliehenen Bände 286 843 betrug, erhöhte sich dieselbe im Jahre 1881 auf 331 723; ebenso stieg der Büchervorrat von 78 504 Bänden im Jahre 1877 auf 93 415 Bände am Schlusse des Jahres 1881.

Sehr beachtenswert sind mehrere Einzelheiten aus dem Bericht über die Volksbibliotheken, welcher in dem 6. großen Verwaltungsbericht des Magistrats vom Jahre 1882 bis 1888 enthalten ist.**)

Bis 1888 kamen 2 neue Volksbibliotheken hinzu, wodurch ihre Zahl bis auf fünfundzwanzig stieg. Die Summe, welche der Gemeinde für die Erhaltung derselben jährlich zur Last

*) Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877 bis 1881. 3. Teil. Berlin. In Kommission bei Julius Sittenfeld. 1885. S. 137 ff.

**) Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882 bis 1888. 3. Teil. Berlin. In Kommission bei Julius Sittenfeld. 1890. S. 144 ff.

fiel, wuchs innerhalb des erwähnten Zeitabschnittes von 21 600 auf 22 500 Mark an. Die Ausgabe aber stellte sich im Durchschnitt auf rund 25 000 Mark. Der Unterschied zwischen beiden Summen wurde durch die Zinsen der mehrerwähnten 30 000 Mark und die Einnahmen aus verkauften Katalogen, Quittungen u. s. f. gedeckt. Die Ausgaben verteilten sich so, daß auf den Ankauf von Büchern etwa 60 Prozent, der Rest auf Verwaltungskosten entfielen. Die Zahl der Leser verminderte sich jedoch, trotz des Hinzutritts zweier neuer Volksbibliotheken, fast stetig, so zwar, daß, während die Zahl der ausgeliehenen Bände im Verwaltungsjahr 1885/86 noch 362 667 betrug, sie 1888/89 bis auf 352 055 sank.

Woran lag ein so auffallendes und betrübliches, auch den Berliner Buchhandel zweifellos angehendes Ergebnis? Der gedachte Bericht verhält sich darüber folgendermaßen: „Diese Erscheinung dürfte größtenteils ihre Erklärung in dem Zustande einiger der älteren Bibliotheken finden. Zu ihrer Einrichtung hatte man zum Teil ein Büchermaterial verwendet, das bereits damals nicht zu den neuesten Erscheinungen gehörte. Es geschah teils des billigen Einkaufs wegen, teils weil die Bücher als Geschenke eingegangen waren.

„Nachdem in den letzten Jahrzehnten auf den Gebieten der Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Gewerbe so schnelle und so große Fortschritte gemacht waren, konnte es nicht ausbleiben, daß einzelne Bibliotheken, ungeachtet einiger zeitgemäßer Ergänzungen doch dem Publikum im ganzen nur ein ziemlich wertloses Material auf jenen Gebieten zur Verfügung stellen konnten. Diesen Mißständen ließ sich so schnell nicht abhelfen. Da die Bücher für die Volksbibliotheken nur Nutzen bringen, wenn sie in den gedruckten Katalogen ver-

zeichnet stehen, so mußte die Verwaltung, bevor sie daran ging, eine Bibliothek mit neuem Büchervorrat zu versehen, immer erst den Zeitpunkt abwarten, daß die bisherigen Kataloge ausverkauft waren und ein Neudruck notwendig erschien. Auch erfordert eine solche umfassende Ergänzung einer Bibliothek, verbunden mit der Aussonderung alles veralteten Bestandes, neben ungefähr 3000 Mark an Kosten, einen bedeutenden Aufwand an Zeit für die Verwaltung, was um so mehr ins Gewicht fällt, als die Bearbeitung sämtlicher Volksbibliotheken von den drei Beamten der Magistratsbibliothek mit besorgt wird. Alle diese Umstände gestatten der Verwaltung nur allmählich mit solchen Neuausstattungen der älteren Bibliotheken vorzugehen. Bisher konnten höchstens drei in dieser Weise bearbeitet werden. Das verhältnismäßig schnelle Veralten auch nicht streng wissenschaftlicher Werke auf vielen Gebieten verursacht überhaupt der Verwaltung viel Mühe und macht die Erhaltung der Bibliotheken kostspielig. Nichtsdestoweniger wurde in der Periode unseres Berichts der Grundsatz befolgt, auf allen wissenschaftlichen Gebieten nur ganz neue, zeitgemäße Bücher einzustellen und hier niemals älteren billigeren den Vorzug zu geben. Denn gerade bei dem Publikum der Volksbibliotheken handelt es sich darum, ihm nur das Giltige und Zuverlässige zu bieten."

Die Mitglieder des Kuratoriums der Städtischen Volksbibliotheken hielten es, von dem Wunsche beseelt, einen neuen Aufschwung in das stockende Volksbibliothekswesen zu bringen, für ratsam, auch erfahrene Buchhändler nach dieser Richtung hin um ihre Ansicht zu befragen, und der Verfasser dieses Aufsatzes benutzt gern die sich hier bietende Gelegenheit, zu erwähnen, daß die von der Verwaltung

vorher durch gesperrte Schrift hervorgehobenen Grundsätze seitens erfahrener Verleger und Sortimenter durchaus für richtig befunden und gut geheißen wurden.

Der letzte große Verwaltungsbericht des Magistrats, welcher die Jahre 1889 bis 1895 umfaßt*) verzeichnet zwei neue Volksbibliotheken, deren Zahl auf nunmehr 27 gestiegen ist. Die meisten älteren Volksbibliotheken sind in allen Abteilungen vollständig neu ausgestattet und mit neuen Bücherverzeichnissen versehen worden. Verbrauchte Bücher sind in Menge ausgemerzt worden. Die jährliche Ausgabe für die Erhaltung der Volksbibliotheken betrug im Durchschnitt 28 000 Mark gegen 25 000 Mark in der vorigen Berichtsperiode. Hiervon wurden 1200 Mark aus den Zinsen des vom Wissenschaftlichen Verein dargebrachten Kapitals und durchschnittlich 2000 Mark aus dem Verkauf von Bücherverzeichnissen und Quittungsformularen gedeckt. Ferner gab die Stadt aus eigenen Mitteln 12 000 Mark für die Ausstattung der beiden neuen Volksbibliotheken und 18 200 Mark für eine außerordentliche Ergänzung des Bücherbestands durch neue Werke. Im Durchschnitt wurden, von den außerordentlichen Ausgaben abgesehen, für den Kauf und Einband von Büchern jährlich rund 18 000 Mark ausgegeben. Die Zahl der verliehenen Bücher stieg von 334 837 im Jahre 1889/90 auf 427 201 im Jahre 1894/95; auch darin zeigt sich das gesteigerte Lesebedürfnis, daß der Erlös aus den Katalogen 2c.

*) Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1890 bis 1895. Der 1. Teil des Werks, dessen Verfasser der Autor dieses Aufsatzes ist, erscheint 1898, der 3. Teil, in welchem die Volksbibliotheken und Volkslesehallen ausführlich besprochen werden, voraussichtlich erst 1899. Der betreffende Sonderbericht ist bereits fertig gestellt und konnte von mir benutzt werden.

von 1536 bis auf 2684 Mark pro Jahr gestiegen ist, obwohl der Katalogpreis von 50 bezw. 40 Pfennig auf 30 Pfennig herabgesetzt ward.

Besonders zu beachten ist, daß in dieser Periode ganz neue Verwaltungsgrundsätze vom Kuratorium aufgestellt wurden: 1. sollen die Volksbibliotheken werktäglich des Abends geöffnet, 2. die Geldkautionen abgeschafft, 3. die Katalogpreise auf 20 Pfennig herabgesetzt und an Unbemittelte Kataloge umsonst abgegeben werden.

An der Verwirklichung dieser Grundsätze wird in der Gegenwart rastlos fortgearbeitet. Während bisher die Volksbibliotheken nur an drei Tagen in der Woche und nur je zwei Stunden, auch nur in den Mittagsstunden geöffnet waren, sind bereits mehrere Volksbibliotheken auf täglichen Betrieb, werktäglich von 6 bis 9 Uhr abends und Sonntags und zwar von 11 bis 2 Uhr mittags eingerichtet, das ergiebt gegen sonst wöchentlich nur 6 Stunden, jetzt 21 Stunden.

B. Volkslesehallen.

I. Private Volkslesehallen.

Ebenso wie die ersten Volksbibliotheken in Berlin sind auch die ersten Volkslesehallen hierselbst durch den Edelsinn und Unternehmungsgeist einzelner Bürger geschaffen worden. Der Gedanke hierzu wurde namentlich durch den Geh. Reg.-Rat Dr. Fr. W. Foerster in der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur angeregt. Nachdem durch freiwillige Beiträge 3000 Mark gesammelt waren, zeichnete ein Mitglied des eingesetzten Ausschusses einen Garantiefonds gleicher Höhe, und nunmehr wurden im Hause der Volks-, Kaffee- und Speisehallen-Gesellschaft, Neue Schönhauserstr. 13 die nötigen Räume gemietet. Am 1. Januar 1895 wurde

die Lesehalle eröffnet.*) Die Anstalt ist wochentäglich von 6—10 Uhr abends, Sonntags auch am Vormittag von ½10 bis 1 Uhr und nachmittags schon von 5 Uhr ab für jedermann ohne weiteres zugänglich. Für die Leser sind zwei Zimmer mit zusammen 80 Plätzen eingerichtet. 53 Journale und 43 Zeitungen liegen aus, darunter solche der verschiedenen politischen Richtungen.

Nicht weniger als 49 625 Personen haben die Lesehalle während ihres ersten Thätigkeitsjahres besucht und 21 482 mal Bücher entnommen. Das bedeutet monatlich 4135 Besucher und 1790 Entleihungen oder — da die Sonntage mit ihrer 8½stündigen Öffnungsdauer doppelt gerechnet werden müssen — täglich im Durchschnitt 122 Leser und 53 Entleihungen.

Besonders hervorgehoben wird, daß manche Redaktionen ihre Zeitschriften und namhafte deutsche Verleger Bücher ihres Verlages unentgeltlich geliefert haben.

Nach dem Jahresbericht für 1896**) wurde die Lesehalle von 48 240 Personen, darunter von 11 477 Sonntags, besucht. Der durchschnittliche Besuch bezifferte sich im Sommer auf 104, im Winter auf 132 Personen. An den Sonntagen besuchten die Lesehalle im Sommer durchschnittlich 195 Personen, während im Winter der Besuch auf 263 stieg. Abgesehen von Zeitungen und Zeitschriften, deren Lektüre nicht kontrolliert wird, wurden 15 864 Bücher gelesen. Hiervon kamen 4179 auf die Sonntage.

Der noch nicht veröffentlichte Bericht für 1897 läßt eine

*) (I.) Bericht über die Verwaltung der Ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin im Jahre 1895. Berlin 1896. Druck von H. S. Hermann. 36 S. 8°.

**) Zweiter Jahresbericht der Ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin, C., Neue Schönhauserstr. 13 für das Jahr 1896. Berlin 1897. Druck von H. S. Hermann. 11 S. 8°.

nicht unerhebliche Besuchssteigerung erkennen. Die Städtischen Behörden von Berlin fingen an, dem Unternehmen ihr Interesse zu bekunden, indem sie vom 1. April 1896 ab eine Jahresunterstützung von 3000 Mark bewilligten. Noch ist zu bemerken, daß man mit dieser Privat-Volkslesehalle auch eine Privat-Volksbibliothek, welche ebenfalls erfreulich benutzt ist, verbunden hat.

II. Städtische Volkslesehallen.

Dem Kuratorium für die Städtischen Volksbibliotheken gelang es infolge unablässigen Drängens, die Städtischen Behörden zu bestimmen, daß die Kommunalverwaltung in der Angelegenheit der Volkslesehallen nicht hinter der Privatthätigkeit zurückbleiben solle. So wurden für den Betrieb der 1. Städtischen Volkslesehalle für das Halbjahr vom 1. Oktober 1896 bis 31. März 1897 sechstausend Mark bewilligt und das neue Bildungsinstitut in zwei Klassenzimmer der 1. Städtischen Volksbibliothek im Hause der 16. Gemeindeschule Mohrenstr. 1 mit 40 Sitzplätzen eröffnet. Der Besuch dieser Lesehalle ist sehr rege und entfällt der Lage des Gebäudes entsprechend vorzugsweise auf den gebildeten Mittelstand.

Das Hauptgewicht der Lesehalle beruht in der Bibliothek der Nachschlagewerke. Es sind nach Inhalt und Ausstattung wertvolle neue Werke, welche den Benutzenden zum Lesen und zum Nachdenken anregen sollen. Encyklopädien, Wörterbücher, Atlanten, eine Auswahl von Werken der Litteraturgeschichte, Geographie, Geschichte, Biographie, der Naturwissenschaften, Textausgaben der wichtigsten Gesetze und vieles andere mehr. Dazu treten etwa 60 Zeitschriften, neben den verbreitetsten deutschen Wochen- und Monatsrevüen Fachzeitschriften für Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Naturwissenschaften, Länder- und Völkerkunde, Handelswissenschaften,

Gewerbekunde und Industrie, sowie Unterhaltungsblätter. Daneben steht es frei, aus der unmittelbar anstoßenden Volksbibliothek Bücher nach der Lesehalle zu übernehmen.

Eine 2. Lesehalle ist am 1. April 1898 im Lehrerwohngebäude der Ravenéstraße eröffnet worden. Bei der Auswahl der Zeitschriften und Bücher ist besonders darauf gerücksichtigt worden, daß dies Institut im Wedding, einem vorzugsweise industriellen Stadtteil, liegt; es sind daher viele wichtige technische Nachschlagewerke angeschafft. 70 Sitzplätze stehen zur Verfügung; auch hier ist die (20.) Volksbibliothek Wand an Wand angeschlossen, so daß deren Benutzung im Lesezimmer ebenfalls ermöglicht ist. Eine wesentliche Abweichung von der 1. Volkslesehalle besteht hier darin, daß politische Tageszeitungen ausgelegt sind — ein Versuch, der wenn er einschlägt, für die nächsten Städtischen Volkslesehallen vorbildlich sein wird.

In Aussicht genommen sind vier neue Lesehallen in den Lehrerwohngebäuden der Wilms-, Glogauer, Dunckerund Rostocker Straße, woselbst neue Gemeindeschulen erbaut werden.

Überhaupt liegt es im Plan, bei jedem neuen Gemeindeschulbau fortan das Lehrerwohngebäude gleich mit Volksbibliothek und Lesehalle auszustatten. —

Es erübrigt noch, einen Blick auf die Kosten zu werfen, welche die Volksbibliotheken und die Volkslesehallen dem Stadthaushalt auferlegen. Die personellen Kosten der Volksbibliotheken für den Etat 1898/99 stellen sich so, daß für 7 Bibliotheken mit wöchentlich 6 Stundenbetrieb jährlich je 385 Mark, für 18 Bibliotheken desgl. je 285 Mark, für 2 Bibliotheken mit 21 Stundenbetrieb, meist abends, jährlich je 900 Mark; an die Schul-

diener für Reinigung, Heizung ꝛc. bei 25 Bibliotheken je 30 Mark, bei den 2 Bibliotheken mit täglichem Dienst je 480 Mark, in Summa 11 335 Mark gezahlt werden.

Die personellen Kosten der Volkslesehallen betragen für die 2 Verwalter je 900 Mark.

Die sächlichen Kosten der Bibliotheken und Lesehallen setzen sich zusammen aus 200 Mark für Utensilien, 2700 Mark für Drucksachen, 22 000 Mark für Bücher und Buchbinderarbeiten, 1900 Mark für Zeitschriften- und Zeitungen-Abonnements. Die Versicherung des Inventars und der Bücher bis 165 000 Mark bis 1. April 1901 beträgt 235 Mark. Sonst sind noch 300 Mark insgemein vorgesehen.

Dies ergiebt an Gesamtkosten 39 935 Mark im Ordinarium. Außerdem werden aufgewendet zur Ausstattung von vier bestehenden Bibliotheken 12 000 Mark und zur Neuausstattung der mit Lesehallen verbundenen Volksbibliotheken 8000 Mark. Damit steigt die Gesamtaufwendung der Kommunalverwaltung im laufenden Geschäftsjahr für die Städtischen Volksbibliotheken und Volkslesehallen von 41 780 Mark im Vorjahr auf 59 935 Mark.

Mit diesem Ergebnis mag die Bürgerschaft der Reichshauptstadt einstweilen zufrieden sein. Das bald hereinbrechende zwanzigste Jahrhundert wird allerdings für diese löblichen und unentbehrlichen Bildungszwecke noch weit erheblichere Aufwendungen mit vollem Recht erwarten.





Die städtischen wissenschaftlichen Bibliotheken in Berlin.

Von

Dr. Arend Buchholtz.

Berlin ist nicht so glücklich wie viele andere deutsche Städte, eine aus Urväterzeit überkommene Bücherei zu besitzen. Das **officium nobile** der Landesherren hat die Residenzstadt wie zu königlicher und kaiserlicher, so auch schon zu kurfürstlicher Zeit der Pflicht enthoben, ihren Bewohnern zu Nutzen eine Stadtbibliothek offen zu halten, und der Bürgersinn, der sich in Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit zu allen Zeiten unendlich erfolgreich auf anderen Gebieten bethätigt hat, hat sich dem städtischen Büchereiwesen so gut wie versagt. Es mag wenige deutsche Bibliotheken geben, die im Lauf eines langen Bestehens so selten mit Schenkungen aus freigebiger Bürgerhand bedacht worden sind, wie die Berliner Magistratsbibliothek. Wenn das Jahr 1882, das uns die Göritzsche Schenkung, und das Jahr 1893, das uns die Mossesche und die Friedlaendersche Stiftung brachte, nicht rühmliche Ausnahmen gewesen wären, so stünden wir recht ärmlich da.

Die Anfänge einer „rathäuslichen Bibliothek" reichen bis in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Ein paar Eintragungen in den ältesten, vollständig erhaltenen Kämmereirechnungen des Jahres 1578 weisen auf einen kleinen Bücherbesitz hin; freilich werden nur einige Kalender und zwei von außerhalb geschenkte Werke aufgezählt, aber die Folgerung ist zulässig, daß dergleichen Accessionen auch schon in früherer Zeit gemacht worden sind. Unter den „Gemeinen Ausgaben" von 1578 heißt es an einer Stelle: „5 Sgr. vor vier calender gebenn"; an einer anderen: „1 thaler 20 Sgr. Bartholt Viertumppel an seine schoße abgerechnet wegen einbindung etzlicher bucher." In einer dritten Eintragung lesen wir: „2 thaler M. Heinrich Thilo von Leipzigk verehret, daß er dem rathe 3 buchlein vom vogel halcion dedicirt und zugeschickt", und in einer vierten Eintragung desselben Jahres: „1 thaler dem botten mit zurucke geben und verehret, der Gregorius Loscherus Practica von Eißleben, die er dem rathe zugeschrieben, ubergeben".

Aus sehr viel späterer Zeit stammt der älteste bekannte Katalog einer Rathausbibliothek; er ist im ältesten, im Stadtarchiv vorhandenen Inventar enthalten, dem **Corpus bonorum** von 1718, und trägt die Überschrift: „Verzeichnüß der Bücher, so in den Gerichten der Königlich Preußischen Residentz Berlin befindlich." Schon aus dieser Überschrift, noch mehr aber aus den Titeln der nach ihrem Format mit Angabe des Erscheinungsjahrs aufgeführten 260 Werke läßt sich entnehmen, daß sie nicht die Bücherei des Berliner Rats, sondern die Bibliothek des unter die städtischen Behörden einbegriffenen Berliner Stadtgerichts gebildet haben. Nach der überwiegenden Mehrzahl sind es Rechtsquellen: der Sachsenspiegel, das **Corpus juris civilis**, das **Corpus juris canonici** nebst Übersetzungen, Kommentaren, Erläuterungen (Bartolus, Brunne-

mann ꝛc.), ferner Kammergerichtsordnungen, Scheplitz **Consuetudines electoratus et marchiae Brandenburgensis**, encyklopädische und methodologische Werke juristischen Inhalts, die gesammelten Werke der Carpzov, Stryck und anderer berühmter Juristen, überhaupt juristische Litteratur meist des 17. Jahrhunderts, wie sie damals wohl jedes deutsche Gericht besessen haben wird, daneben nur wenige Werke nicht juristischen Inhalts, wie eine „Teutsche Bibel, Leipzig 1699", ein elfbändiges historisches Lexikon (1709), eine „**Medicina rabulismi**" (1705), „Bodeckers Grund-Sätze der teutschen Sprache" (1692) u. a. Auch Pufendorfs glänzendste publizistische Schrift, **Severini de Monzambano Veronensis de statu imperii Germanici** ꝛc. ist mit verzeichnet.

Als das Stadtgericht nach Einführung der Städteordnung von 1808 aus der Verbindung mit der städtischen Verwaltung ausschied, verblieb ihm die Büchersammlung, und fortan verschwand sie aus dem Inventar des Rathauses; die städtische Verwaltung selbst aber behalf sich mit einer kleinen Handbibliothek, aus der noch einige Bestandteile in unserer heutigen Magistratsbibliothek nachzuweisen sind, wie die schönen Ganzlederbände von Mylius' **Corpus constitutionum Marchicarum** mit den in den Vorderdeckel in Gold gepreßten drei Buchstaben: **R Z B** (Rat zu Berlin). Wie unbedeutend der kaum den Namen Bibliothek verdienende Büchervorrat noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß, als Stadtrat Saeger im Jahre 1809 ein Verzeichnis des Bücherbestandes aufnahm, es nur ein paar Seiten umfaßte.

Die erste Anregung zur Einrichtung einer Amtsbibliothek für die Verwaltungszwecke des Magistrats ist von der Stadtverordnetenversammlung ausgegangen. Ihr Schreiben an den Magistrat vom 13. Juli 1815 ist eigentlich die

Gründungsurkunde der Magistratsbibliothek. Es heißt darin: „Wir erinnern uns aus dem Kämmerei-Etat, daß in demselben keine Summe zur Anschaffung nötiger Bücher und periodischer Schriften, als z. B. des Journals für Gesetzgebung ꝛc. zum Gebrauch für das Magistrats-Collegium ausgeworfen ist. Gleichwohl finden wir es zweckmäßig, daß das Magistrats-Collegium eine Bibliothek besitze, welche in möglichster Vollständigkeit alles enthalte, was die Stadt Berlin und ihre Verfassung von den ältesten Zeiten her betrifft und was auf die jetzigen städtischen Verhältnisse Bezug hat.“ Hierzu setzten die Stadtverordneten ganze fünfzig Reichsthaler Courant jährlich aus, mit der ernsten Mahnung, daß wenn die fünfzig Thaler in einem Jahre nicht ausreichen sollten, in jedem einzelnen Falle die Zustimmung der Versammlung einzuholen wäre.

Wenige Tage später wurde Stadtrat Friedrich Maurer, der Buchhändler war, vom Magistrat aufgefordert, solche Bücher vorzuschlagen, „die gute Nachrichten über Berlin enthalten.“ Maurer unterzog sich der Mühe und fertigte auch einen neuen Katalog an, der allerdings nicht mehr als 94 Bände aufzählt, darunter noch einige Bände Vermögensinventarien, Grundzinsrechnungen ꝛc., die richtiger dem Stadtarchiv einzuverleiben waren.

Aus solchen bescheidenen Anfängen hat sich die Berliner Magistratsbibliothek entwickelt, in den ersten Jahrzehnten in so engen Bahnen, daß es dem sparsamen Bibliotheksverwalter Fritsche zuweilen gelang, von dem Fünfzigthalerfonds noch ein erkleckliches Sümmchen zu erübrigen. Erst 1837 stieg der Fonds auf 100 Thaler, 1840 auf 125, 1848 auf 200, 1869 auf 300 Thaler, 1874 auf 1300 Mark, 1875 auf 3000 Mark, 1888 auf 4000 Mark, und seit 1897 beträgt er 5000 Mark. Der Bücherbestand wurde am 1. April 1898 mit 42 886 Bänden aufgeführt.

Lange hat man sich mit einem handschriftlichen Kataloge beholfen. Erst im Jahre 1836 erschien das erste gedruckte 79 Seiten starke „Verzeichnis der in der Bibliothek des hiesigen Magistrats befindlichen Werke" nach einem recht absonderlichen Einteilungsplan des Stadtsyndikus Moewes. Damals zählte die Bibliothek tausend Bände, und die umfangreichste Abteilung war die der geschichtlichen Werke über Berlin und die Mark Brandenburg. Die zweite Auflage dieses Kataloges, von 1847, änderte nichts an der Einteilung, wies aber schon einen Bücherbestand von 3000 Bänden nach. Als im Jahre 1863 der Stadtarchivar Fidicin den dritten Katalog erscheinen ließ, war die Bibliothek auf 10 000 Bände angewachsen, neu geordnet und in neugebildete Abteilungen eingereiht worden. Auch Fidicins Einteilungsplan erfuhr mit Recht sehr heftige Angriffe, ein Verdienst aber erwarb er sich dadurch, daß er ein Verzeichnis der der Bibliothek gehörigen Sammlung von Abbildungen, Kupferstichen und Plänen brachte. Der Fidicinsche Katalog ist zwanzig Jahre lang im Gebrauch gewesen, bis er 1884 durch den vom gegenwärtigen Stadtarchivar bearbeiteten Katalog ersetzt wurde.

Nach Entstehung und Entwickelung ist die Magistratsbibliothek die wissenschaftliche Amtsbibliothek der städtischen Verwaltung. Im wesentlichen hat sie auch heute noch dieselben Aufgaben zu erfüllen, die ihr bei ihrer Gründung zugewiesen worden sind, nur in dem durch die großartige Entwickelung der städtischen Verwaltung erweiterten Rahmen. Sie hat in erster Reihe die litterarischen Hilfsmittel für die städtische Verwaltung bereit zu halten und bei ihren Erwerbungen insbesondere die Rechts- und Staatswissenschaften, namentlich das Verwaltungsrecht, zu berücksichtigen, dann aber auch die moderne Litteratur des Gemeindewesens, der Volkswirtschaft, des Armenwesens wie der Sozialpolitik insgemein, des

Verkehrswesens, der Versicherungsgesetzgebung ꝛc. zu sammeln. Ebenso aber gehören in ihr Gebiet die Geschichte und Landeskunde der Mark Brandenburg und Berlins. Sie ist hierin wohl die vollständigste Bibliothek, die es im Reiche giebt, und mit ihrer Sammlung von Ansichten von Berlin und anderen märkischen Städten, von Abbildungen und Grundrissen einzelner Gebäude, von Bildwerken hervorragender Berliner Persönlichkeiten werden sich nur wenige Bibliotheken messen können. Auch ihr im Austausch erworbener Besitz an Veröffentlichungen anderer städtischer Verwaltungen des In- und Auslandes nimmt einen breiten Raum ein.

Die sehr bescheidenen Etatsmittel der Magistratsbibliothek haben ihr nur selten gestattet, den engen Kreis ihrer ursprünglichen Aufgaben zu durchbrechen. Aber die beiden bereits erwähnten ansehnlichen Schenkungen des Jahres 1893 haben der Bibliothek größere Bedeutung verliehen.

Der Verlagsbuchhändler Rudolf Mosse hatte aus Anlaß des neunzigsten Geburtstages Kaiser Wilhelms I. einen Preis von zehntausend Mark für eine populäre Darstellung der deutschen Einheitsbestrebungen ausgesetzt. Da das Ausschreiben zu keinem befriedigenden Ergebnis führte, stellte er die Preissumme unter Zustimmung der Juroren Theodor Mommsen, Albert Hänel, Konstantin Bulle und Franz Freiherrn von Stauffenberg zur Verfügung der Stadt Berlin, mit der Bestimmung, daß sie zur Anschaffung von Werken aus dem Gebiete der Geschichte des 19. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Berlin, Preußens und Deutschlands verwendet würde. Diese Büchersammlung sollte den Namen „Rudolf Mosse-Stiftung“ tragen und einen Bestandteil der Bibliothek der Stadt Berlin bilden. Die Gemeindebehörden nahmen die Stiftung dankend an, und der Kaiser genehmigte mittels Kabinettsordre vom 18. Oktober 1893 die

Annahme. Die Verwaltung der Magistratsbibliothek wählte die anzuschaffenden Werke aus, wobei als Sachverständiger des Herrn Mosse Professor Mommsen thätig war.

Die Mosse-Stiftung ist keine in sich abgeschlossene Bibliothek; ihre Bedeutung liegt darin, daß sie zu einzelnen in der Magistratsbibliothek bereits vorhandenen Litteraturgebieten (Memoiren, Korrespondenzwerken, biographischen Werken, der sozialpolitischen Litteratur, Parlamentsgeschichte, Geschichte der Wissenschaften ꝛc.) wertvolle Ergänzungen ermöglicht hat.

Fast gleichzeitig mit der Mosse-Stiftung wurde der Magistratsbibliothek die Friedlaendersche Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848 als Geschenk überwiesen. Der Stifter Dr. med. George Friedlaender hatte, in Dorpat geboren und erzogen, den politischen Kämpfen des Jahres 1848 nur aus der Ferne folgen können. Als er sich in Berlin als praktischer Arzt niederließ, waren seit den Märztagen schon sieben Jahre verflossen, aber die stürmische Bewegung jener Zeit stand noch in frischem Andenken, und die politischen Parteigegensätze waren dieselben, in unverminderter Kraft. Friedlaender, der wohl demokratischen Vereinen angehörte und in ihrem Banne stand, nahm an der öffentlichen Erörterung politischer Streitfragen keinen oder nur geringen Anteil. Sein Interesse an dem politischen Leben bethätigte sich darin, daß er als einer der ersten alle geschichtlichen Zeugnisse zur Entstehung und Entwickelung der Bewegung von 1848, soweit sie gedruckt in die Welt gegangen waren, sammelte und aufbewahrte: Zeitungen in einzelnen Nummern und langen Reihen von Bänden, Plakate, Flugschriften, Broschüren, Pamphlete, Streitschriften, humoristische und satirische Gedichte politischen Inhalts, Karikaturen und andere bildliche Vervielfältigungen. In erster Reihe kam dabei Berlin in

Betracht, aber bald griff sein Sammeleifer weit über die Stadt und Preußen und die anderen deutschen Staaten hinaus. Seine glückliche und geschickte Hand hat in der Arbeit eines Menschenalters eine Spezialbibliothek der Litteratur des liberalen Reformgeistes aufgebracht, die ihres gleichen sucht. Sie ist ein litterarisches Hilfsmittel ersten Ranges, und der 1897 erschienene Katalog*) erleichtert ihre Benutzung ganz außerordentlich, da er auch die nach Tausenden zählenden kleinen Drucke einzeln in chronologischer Ordnung aufführt und die vielen Maueranschläge mit kurzem Regest versieht.

Die Friedlaendersche Bibliothek ist zeitlich nicht beim Jahre 1848 stehen geblieben. Sie zog auch die Entstehung und Vorbereitung der revolutionären Bewegung in Deutschland mit in ihren Bereich, und indem sie ihren Anfängen nachging, kam sie dazu, auch die schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der deutschen gedruckten Litteratur hervortretenden Regungen der Opposition gegen die Regierung und die bestehenden Zustände zu berücksichtigen. Einen breiten Raum hat sie ferner der kirchlichen Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre im Protestantismus und Katholizismus gewährt. Reich ist auch die Litteratur zur Geschichte des vereinigten Landtags und der preußischen Nationalversammlung, wenn sie sich auch hierin mit der Königl. Bibliothek und der Bibliothek des preußischen Abgeordnetenhauses nicht wird messen können. Die Beilegung des Konflikts im Jahre 1866 schließt der Zeit nach die Sammlung ab.

Innerhalb dieses breiten Rahmens klaffen freilich oft weite Lücken. Sie zu füllen ist die Magistratsbibliothek, in der die Friedlaendersche Schenkung zunächst noch gesondert aufbewahrt wird, bemüht.

*) Magistrats-Bibliothek zu Berlin. Verzeichnis der Friedlaenderschen Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848. Berlin 1897. VI und 192 S.

Gleichfalls die Schöpfung eines einzigen Mannes, des ehemaligen Lehrers der Viktoriaschule Otto Göritz, ist die Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung. Seit Anfang der sechziger Jahre hatte das Studium der deutschen Litteratur Göritz dazu geführt, erste Ausgaben deutscher Dichter und Schriftsteller zu sammeln, und seine Vorliebe für den geographischen Unterricht veranlaßte ihn, wertvolle Atlanten, Karten und geographische Bilderwerke zusammenzubringen. Aus kleinen, gar bescheidenen Anfängen erwuchs in zwanzig Jahren unermüdlicher zielbewußter Arbeit eine kostbare Bücherei von etwa zehntausend Bänden. Als Göritz zu Ende der siebziger Jahre seinen Bruder, den Bildhauer Eduard Göritz und seinen Lehrer und Freund Wilhelm Lübeck, den vertrauten Freund Jahns, den Förderer des Berliner Turnwesens in schwerer Zeit, durch den Tod verlor, gewann der Gedanke Leben, die Bibliothek ein Denkmal der Erinnerung an die beiden geliebten Menschen sein zu lassen. Hierzu bewog ihn auch noch der besondere Umstand, daß sein Bruder ihm außer den Modellen zu seinen eigenen schätzenswerten künstlerischen Arbeiten auch noch viele ältere und neuere Kupferstiche in guten Abdrücken hinterlassen und Lübeck ihm noch zu Lebzeiten seinen kostbaren Besitz an Handschriften und Handzeichnungen zur Geschichte des Berliner Turnwesens und Friedrich Ludwig Jahns übergeben hatte.

Der ermunternde Zuspruch seines väterlichen Freundes, des Stadtverordnetenvorstehers Heinrich Kochhann, ist es dann gewesen, der Otto Göritz seine Sammlungen seiner Vaterstadt Berlin zum Geschenke darbringen ließ. Kochhann fand den rechten Weg und beseitigte alle Hindernisse, die sich, was man kaum hätte voraussetzen können, der Annahme entgegenstellten. Am 1. Mai 1882 übergab Göritz seine Schenkungsurkunde dem Magistrat. Sie enthielt nur folgende Bedingungen: die

Bibliothek sollte den Namen Göritz-Lübeck-Stiftung tragen und die Stadt für deren Aufstellung und Benutzung angemessene Räume in einem städtischen Gebäude anweisen; der Bestand sollte ungetrennt bleiben, auch für den Fall eines Anschlusses an die Magistratsbibliothek, eine Bedingung, die Göritz später hat fallen lassen. Vor allem aber legte er darauf Gewicht, daß die Stiftung Freunden der vaterländischen Geschichte, Litteratur und Kunst zur Benutzung offen stünde.

Die größte Verpflichtung legte der Stifter sich selbst auf, als er sich für seine Lebzeit das Recht vorbehielt, die Sammlung zu ordnen und zu vermehren. Es ist nur wenig bekannt, in welchem Umfange er das Recht hat Pflicht sein lassen.

Der kostbarste Besitz dieser schönen Bibliothek, die damals wie heute in der Klosterstraße 68 untergebracht ist, ist die umfangreiche Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Sie enthält in großer Vollständigkeit die ersten Originaldrucke der hier in Betracht kommenden Werke von frühester Zeit bis zur Gegenwart und die damit im Zusammenhang stehenden biographischen, bibliographischen und litterärgeschichtlichen Werke. Nur wenige öffentliche Bibliotheken können sich rühmen, eine so kostbare deutsche Litteraturbibliothek zusammengebracht zu haben, wie dieser eine Privatmann, der in jahrzehntelanger Beharrlichkeit weder Geld noch Mühe gespart hat, immer nur in dem uneigennützigen, idealen Streben, das Beste zu wollen und der Allgemeinheit zu nützen.

Bei allen seinen Erwerbungen ist Göritz besonders bedacht gewesen, die mit der geschichtlichen, kultur-, kunst- und litteraturgeschichtlichen Entwickelung Berlins auch nur in irgend einem Zusammenhange stehende Litteratur zu sammeln.

Den Wert der Göritzschen Bibliothek voll zu würdigen ist

nur der Fachmann im stande. In den Kreisen der Litterarhistoriker ist sie hoch geschätzt, und von ihnen wird sie viel benutzt. Die Anregung und Förderung wissenschaftlicher Studien, die von ihr und ihrem allzeit hilfsbereiten und sachverständigen Schöpfer und Verwalter ausgegangen ist, läßt sich nicht in Zahlen ermessen; sie findet ihren Ausdruck in den vielen Arbeiten, deren Wert auf der Ausnutzung der Schätze dieser Bibliothek beruht.

Auch an Handschriften ist die Göritz-Lübeck-Stiftung reich. Durch Wilhelm Lübeck kam Göritz in den Besitz des handschriftlichen Nachlasses Friedrich Ludwig Jahns. Neben vielen Briefen Jahns und seiner Gattin an Lübeck enthält der Nachlaß die Briefe anderer bedeutender Vertreter der Turnerei an Jahn und Lübeck, wichtige Urkunden, Aufzeichnungen u. a. m. Überhaupt läßt sich sagen, daß die Göritz-Lübeck-Stiftung, abgesehen von jenen handschriftlichen Schätzen, die gesamte gedruckte Litteratur zur Geschichte des Turnwesens und insbesondere des Berliner Turnwesens etwa bis zum Jahre 1820 nahezu vollständig besitzt. Als Unica erwähnen wir die Zeichnungen der ältesten Berliner Turnplätze, deren Veröffentlichung bevorsteht (Hasenheide 1818, Dorotheenstraße 31d 1828, **Ecole de charité** Jägerstraße 63 1833, Graues Kloster 1835, Joachimsthalsches Gymnasium 1836, Turnsaal und Turnplatz Blumenstraße 3 1836, Sommerturnplatz vor dem Schlesischen Thor 1836, die letzten sechs Pläne von W. Lübeck gezeichnet.)

Indem Göritz innerhalb seiner sich immer mehr ausbreitenden Sammlungen eine selbständige Gruppe von Biographien verdienter Männer und von Beiträgen zu ihrer Lebensgeschichte bildete, wurde er, wie er selbst bemerkt, von dem Gedanken geleitet, „einen Ehrensaal deutschen Bürgertums zu errichten, wo anstatt der Büsten, der gewöhnlichsten Er-

innerungszeichen an verdiente Männer, deren Biographien, Schriften, Briefsammlungen und andere gedruckte Andenken sich dem Besucher darstellen, wohin nicht Schaulust, sondern Wissensdrang treibt." So bewahrt das Andenken an einen berühmten Gelehrten und Schulmann der der Bibliothek überwiesene Nachlaß Johann Joachim Bellermanns, der unter anderem gegen 3000 Briefe namhafter Schulmänner, Prediger, Gelehrten, Künstler, Staatsmänner (darunter Karl v. Dalberg) an Bellermann enthält, ferner Urkunden zu seiner Lebensgeschichte, Gelegenheitsgedichte, Stammbücher, Portraits und noch vieles andere: ein noch nicht gehobener Schatz von Beiträgen zur Geschichte deutschen Geisteslebens im letzten Jahrzehnt des 18. und in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts.

Die Göritz-Lübeck-Stiftung wäre ein würdiger Sammelplatz für litterarische Nachlässe Berliner Gelehrten.

Nicht ganz denselben Wert wie die Litteraturbibliothek hat die geschichtliche Abteilung der Göritz-Lübeck-Stiftung.

Göritz hat fast ausschließlich solche Werke gesammelt, die sich auf die preußische und die Berliner Geschichte beziehen. Während seine erste Absicht nur dahin ging, für die Geschichte des Zeitraums von der Erhebung des deutschen Volkes 1813 bis zur Begründung des neuen Reiches 1871 Drucke und Handschriften zusammenzubringen, erkannte er bald, daß solch einem Werke der Grundbau fehlte, und er ging nunmehr bis zum Jahre 1648 zurück, um, wie er schrieb, Raum zu gewinnen für die Darstellung der Herrscher- und Heldenkraft des großen Kurfürsten und des großen Königs, für die Schilderung der schwindenden Macht des deutschen Reichs und des wachsenden Einflusses Frankreichs. Vor seinem Auge stand ein geschichtliches Bild, das beim Verfall deutscher Herrlichkeit anhebt und mit der höchsten Machtstellung des geeinten Reichs schließt.

Die historische Abteilung der Göritz-Lübeck-Stiftung fällt vielfach mit der entsprechenden Abteilung der Magistrats-bibliothek zusammen, deren wertvollster Bestand immer die preußische, märkische und berlinische Geschichte ist. Aber auch hier ist es Göritz dank glücklichem Spürsinn, eiserner Ausdauer und planmäßigem Sammeleifer gelungen, eine sehr bemerkenswerte Bibliothek zu schaffen, deren Schwerpunkt auf der Zeit Friedrich Wilhelms III. und seines Nachfolgers ruht.

Die Benutzung der Bibliothek wird durch die gedruckten Kataloge beider Abteilungen, die in vier Bänden vorliegen und von Göritz selbst mit bibliographischer Genauigkeit und Peinlichkeit bearbeitet worden sind*), außerordentlich erleichtert. Sie geben indessen keine ganz zutreffende Vorstellung von dem gegenwärtigen Umfang und Inhalt der Bibliothek, denn seit ihrem Erscheinen hat sie sich in ihren meisten Teilen um das doppelte des in den Katalogen aufgeführten Bestandes vermehrt und dürfte heute gegen 30 000 Bände zählen.

Noch steht der Katalog eines sehr wichtigen und umfangreichen Teiles der Stiftung aus: der Sammlung von Karten und Plänen, Städteansichten, Portraits, Autographen, Handzeichnungen und sonstigen Kunstblättern. Die von seinem Bruder überkommene Erbschaft hat Göritz zu einer außerordentlich reichhaltigen Sammlung ausgestaltet. Auch hierbei hat der Grundsatz gegolten, daß die künstlerischen Leistungen der Reichshauptstadt wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise berücksichtigt werden sollten. In diesen kostbaren Besitz werden erst die gedruckten Kataloge,

*) Katalog für die Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung zu Berlin. (4 Bde.) Berlin. 8. (Bd. 1, 2). Zur deutschen Litteratur. Abt. 1, 2. 1886—1887. VIII und 376 S. (Auf S. 357—376 Nachtrag 1); X und 243 S. nebst Nachtrag 2, 71 S. — (Bd. 3, 4). Zur vaterländischen Geschichte. Abt. 1, 2. 1892—1893. XX und 294, XX und 264 S.

die voraussichtlich in wenigen Jahren in drei Bänden vorliegen werden, Einblick gewähren.

Göritz gehört nicht zu den Bücherliebhabern, deren Freude darin ihr Genüge findet, seltene Drucke und schöne Stiche aufzuhäufen, von Beginn an stand ihm bei Ausübung seiner Sammellust das Ziel vor Augen, der Wissenschaft wie der Allgemeinheit überhaupt durch Erschließung seines öffentlich gewordenen Besitzes geistigen Gewinn zu bieten.

Ein der öffentlichen Benutzung so gut wie verschlossenes Dasein führen die wissenschaftlichen Bibliotheken bei den städtischen Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen und höheren Mädchenschulen. Es giebt ihrer 38, und ihre Unterhaltung und Verwaltung beansprucht jährlich 26 910 Mark, wovon 5110 Mark als Entschädigungen an die Verwalter der Bibliotheken gezahlt werden.

Aufgabe dieser Bibliotheken ist es nicht allein, den Lehrern den unentbehrlichen Apparat an encyklopädischen Werken, Wörterbüchern, Klassikerausgaben und Klassikerkommentaren 2c. für Unterrichtszwecke, sondern auch die litterarischen Hilfsmittel zu wissenschaftlichen Studien zu bieten. Dem ersten Zwecke genügen sie vollauf, dem zweiten nur in sehr unvollkommener Weise.

Was die Lehrerbibliotheken enthalten, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis, ist auch nicht einmal in flüchtigen Umrissen an dieser Stelle anzudeuten möglich. Die Mehrzahl ist jungen Datums, so alt wie die Anstalten selbst, und keine einzige besitzt einen in allen Abteilungen gleichmäßig wertvollen Bücherbestand; es ist im Gegenteil eine gewöhnliche Erscheinung, daß bei den Erwerbungen ein Spezialgebiet, oft dasjenige des Bibliothekars der Anstalt, vor anderen bevorzugt wird, und ist zum Teil dadurch zu erklären, daß der Jahresetat von 500 bis 600 Mark nicht ausreicht, die Kosten

für Bücher und Zeitschriften einschließlich der Buchbinderarbeiten für alle in der Bibliothek vertretenen Disziplinen zu bestreiten. Zuweilen auch haben unerwünschte, aber nicht gut abzuweisende Schenkungen einen Ballast von Büchern, Zeitschriften und Zeitungen angehäuft, die ein nutzloses Dasein in Staub und Moder führen.

Unter den Lehrerbibliotheken sind zwei, die sich durch ihren besonders wertvollen Besitz von den andern abheben: die Bibliothek des Gymnasiums zum Grauen Kloster und die des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums.

Die Bibliothek des Grauen Klosters ist im Jahre 1714 vom Geheimrat Johann Christian v. Tieffenbach begründet worden. Er schenkte dem Gymnasium eine Anzahl Bücher, ließ aus seinen Mitteln ein Bibliothekzimmer herrichten und spendete hundert Thaler, deren Zinsen an zwei die Aufsicht über die Bibliothek führende Mitglieder des Lehrerkollegiums als jährliches Honorar gezahlt werden sollten. Sehr viel mehr als Tieffenbach verdankt die Bibliothek dem Wohlthäter des Gymnasiums Sigismund Streit (geb. 1687, gest. 1775). Nicht allein daß er der Bibliothek mehrere hundert Bände und ein Kapital von 2000 Thlrn. zur Bestellung eines honorierten Bibliothekars überwies, sondern aus den Streitschen Fonds flossen eigentlich erst die Mittel, mit deren Hilfe die Bibliothek zu Bedeutung gelangte. Besonders wertvoll ist die gegen 30 000 Bände zählende Bibliothek auf dem Gebiete der griechischen und römischen Litteratur und der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. Für die Geschichte, insbesondere die Familiengeschichte unserer Stadt ist ihre in den letzten Jahren katalogisierte große Sammlung von Leichenpredigten des 17. und 18. Jahrhunderts von nicht geringem Wert. Die Klosterbibliothek ist die einzige unter den städtischen Lehrerbibliotheken, die einen gedruckten Katalog besitzt. Er ist

von M. Dinse bearbeitet worden (Berlin 1877, VIII und 612 S.).

Die Bibliothek des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums ist im Jahre 1753 aus dem Vermächtnisse des Hofrats Christoph Heinrich Buchholtz entstanden, der der Anstalt seine etwa 4000 Bände umfassende Büchersammlung überwies Die Schenkung scheint anfangs als eine Last empfunden worden zu sein, denn es gebrach an Raum für eine geeignete Unterbringung: die Bücher lagen in Kasten vor den Schulstuben und wurden durch Diebstahl reduziert, bis ihnen ein Zimmer im Werderschen Rathause eingeräumt wurde, wo sie aufgestellt und katalogisiert werden konnten. Beim Brande des Rathauses am 26. November 1794 gelang es nur mit Mühe, sie vor Vernichtung zu bewahren. Den größten Wert hat die alte historische Litteratur dieser ansehnlichen Bibliothek.

Trotz des beschränkten Etats der Lehrerbibliotheken findet man, daß eine große Zahl der kostspieligsten Werke in mehreren Anstalten angeschafft worden ist, wie das Corpus inscriptionum latinarum, die Monumenta Germaniae historica, die Onckensche Weltgeschichte, die Allgemeine deutsche Biographie, die weimarische Ausgabe von Goethes Werken u. a. m. Man kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß eine zweckmäßigere Verwendung der Mittel wohl möglich gewesen wäre. Es ist auch zuweilen schon von einer andern Organisation der Lehrerbibliotheken die Rede gewesen. Ich sehe keinen andern Ausweg, als den, die vielen über die ganze Stadt verstreuten wissenschaftlichen Bibliotheken zu einer einzigen großen Zentralbibliothek zu vereinigen, wobei man den Anstalten auskömmliche Handbibliotheken für Unterrichtszwecke zu überlassen hätte. Entweder schließe man dann die aus den Lehrerbibliotheken auszuscheidenden Bestände an die zukünftige Stadtbibliothek

an oder man bilde eine Zentrallehrerbibliothek für sich, aber auch in diesem Falle unter gemeinsamer Verwaltung mit der Stadtbibliothek und mit gemeinsamem Zeitschriftensaal. Die Vereinigung der einzelnen zum Teil dürftigen Bestände der Gymnasialbibliotheken zu einem großen Ganzen erscheint als das einzige Mittel, den wissenschaftlich arbeitenden Lehrern größern Nutzen zu schaffen und auch das außerhalb der Lehrerschaft stehende Publikum an diesen ihm so gut wie verschlossenen Büchereien teilnehmen zu lassen.

Während die städtischen höheren Lehranstalten meist seit ihrem Bestehen mit eigenen Bibliotheken für die Lehrer versehen waren, fehlte es lange an einer Einrichtung, die den Elementarlehrern Gelegenheit bot, sich litterarische Hilfsmittel zu verschaffen, bis die Schuldeputation im Jahre 1862 für die Lehrer und Lehrerinnen der Gemeindeschulen eine kleine Bibliothek einrichtete, die im Jahre 1872 zunächst mit der Magistratsbibliothek vereinigt, wenn auch als getrennter Bestandteil verwaltet wurde und im Jahre 1879 an das inzwischen eröffnete Schulmuseum überging. Zuerst in der Aula der 72. Gemeindeschule, Brandenburgstraße 78/79 untergebracht, besitzt es seit Oktober 1884 im Hause Stallschreiberstraße Nr. 54 eigene Räume: einen Büchersaal, ein Lesezimmer und Nebenräume zur Ausstellung von Lehrmitteln. Von Verlagsbuchhändlern und anderen Privatpersonen mit Geschenken reichlich bedacht, hat sich die Bibliothek schnell vermehrt und zählt jetzt etwa 15 000 Bände. Auch ein gedruckter Katalog mit zwei Nachträgen ist vorhanden (1885, 1886, 1893).

Als die Magistratsbibliothek nicht mehr allen Interessen der immer größer werdenden städtischen Verwaltung in genügender Weise Befriedigung schaffen konnte, entstanden einige Fachbibliotheken, die sich schnell entwickelten.

Als das städtische statistische Amt im Jahre 1868 or-

von M. Dinse bearbeitet worden (Berlin 1877, VIII und 612 S.).

Die Bibliothek des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums ist im Jahre 1753 aus dem Vermächtnisse des Hofrats Christoph Heinrich Buchholtz entstanden, der der Anstalt seine etwa 4000 Bände umfassende Büchersammlung überwies Die Schenkung scheint anfangs als eine Last empfunden worden zu sein, denn es gebrach an Raum für eine geeignete Unterbringung: die Bücher lagen in Kasten vor den Schulstuben und wurden durch Diebstahl reduziert, bis ihnen ein Zimmer im Werderschen Rathause eingeräumt wurde, wo sie aufgestellt und katalogisiert werden konnten. Beim Brande des Rathauses am 26. November 1794 gelang es nur mit Mühe, sie vor Vernichtung zu bewahren. Den größten Wert hat die alte historische Litteratur dieser ansehnlichen Bibliothek.

Trotz des beschränkten Etats der Lehrerbibliotheken findet man, daß eine große Zahl der kostspieligsten Werke in mehreren Anstalten angeschafft worden ist, wie das **Corpus inscriptionum latinarum**, die **Monumenta Germaniae historica**, die Onckensche Weltgeschichte, die Allgemeine deutsche Biographie, die weimarische Ausgabe von Goethes Werken u. a. m. Man kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß eine zweckmäßigere Verwendung der Mittel wohl möglich gewesen wäre. Es ist auch zuweilen schon von einer andern Organisation der Lehrerbibliotheken die Rede gewesen. Ich sehe keinen andern Ausweg, als den, die vielen über die ganze Stadt verstreuten wissenschaftlichen Bibliotheken zu einer einzigen großen Zentralbibliothek zu vereinigen, wobei man den Anstalten auskömmliche Handbibliotheken für Unterrichtszwecke zu überlassen hätte. Entweder schließe man dann die aus den Lehrerbibliotheken auszuscheidenden Bestände an die zukünftige Stadtbibliothek

an oder man bilde eine Zentrallehrerbibliothek für sich, aber auch in diesem Falle unter gemeinsamer Verwaltung mit der Stadtbibliothek und mit gemeinsamem Zeitschriftensaal. Die Vereinigung der einzelnen zum Teil dürftigen Bestände der Gymnasialbibliotheken zu einem großen Ganzen erscheint als das einzige Mittel, den wissenschaftlich arbeitenden Lehrern größern Nutzen zu schaffen und auch das außerhalb der Lehrerschaft stehende Publikum an diesen ihm so gut wie verschlossenen Büchereien teilnehmen zu lassen.

Während die städtischen höheren Lehranstalten meist seit ihrem Bestehen mit eigenen Bibliotheken für die Lehrer versehen waren, fehlte es lange an einer Einrichtung, die den Elementarlehrern Gelegenheit bot, sich litterarische Hilfsmittel zu verschaffen, bis die Schuldeputation im Jahre 1862 für die Lehrer und Lehrerinnen der Gemeindeschulen eine kleine Bibliothek einrichtete, die im Jahre 1872 zunächst mit der Magistratsbibliothek vereinigt, wenn auch als getrennter Bestandteil verwaltet wurde und im Jahre 1879 an das inzwischen eröffnete Schulmuseum überging. Zuerst in der Aula der 72. Gemeindeschule, Brandenburgstraße 78/79 untergebracht, besitzt es seit Oktober 1884 im Hause Stallschreiberstraße Nr. 54 eigene Räume: einen Büchersaal, ein Lesezimmer und Nebenräume zur Ausstellung von Lehrmitteln. Von Verlagsbuchhändlern und anderen Privatpersonen mit Geschenken reichlich bedacht, hat sich die Bibliothek schnell vermehrt und zählt jetzt etwa 15 000 Bände. Auch ein gedruckter Katalog mit zwei Nachträgen ist vorhanden (1885, 1886, 1893).

Als die Magistratsbibliothek nicht mehr allen Interessen der immer größer werdenden städtischen Verwaltung in genügender Weise Befriedigung schaffen konnte, entstanden einige Fachbibliotheken, die sich schnell entwickelten.

Als das städtische statistische Amt im Jahre 1868 or-

ganisiert worden war, bedurfte es einer eigenen Bibliothek, die zum Teil schon aus den vielen im Austausch erworbenen Veröffentlichungen deutscher und auswärtiger statistischer Behörden gebildet werden konnte und nunmehr durch fortlaufende Bewilligung aus städtischen Mitteln (1898/99 800 Mark) vermehrt und ergänzt wird. Die Bibliothek des statistischen Amtes, Poststraße 16, zählt zur Zeit etwa 12 000 Bände. Ein Katalog ist in Vorbereitung.

Seit dem Jahre 1872 besitzt auch die städtische Bauverwaltung eine technische Bibliothek. Sie ist seit Jahresfrist um wertvolle Architekturwerke vermehrt worden dank außerordentlichen Bewilligungen der Gemeindebehörden im Betrage von 10 000 Mark. Der Jahresetat beträgt 2000 Mark, zu gleichen Teilen für Hoch- und Tiefbau. Ein 1896 erschienenes Verzeichnis (103 S.) ist unvollkommen.

Auch das Märkische Museum ist im Besitze einer Bibliothek, deren Inhalt sich den Zwecken des Museums anpaßt. Ihr Bestand wird auf 9000 Bände angegeben. Der jährliche Unterhaltungsfonds beträgt 400 Mark.

Dem städtischen Bibliothekswesen steht in den nächsten Jahren eine durchgreifende Umgestaltung bevor. Magistrat und Stadtverordnetenversammlung planen die Errichtung eines besondern Bibliothekgebäudes. Aber bevor der Bau begonnen wird, sollen diejenigen Bestände der Magistratsbibliothek, deren die Verwaltung für ihre unmittelbaren Zwecke nicht bedarf, ausgeschieden und zusammen mit der Göritz-Lübeck-Stiftung in dem städtischen Hause Zimmerstraße 90/91 vereinigt werden. Auf diesem Wege kommen wir dann zu der zukünftigen universellen Berliner Stadtbibliothek.



Die Bibliothek des Königl. Kunstgewerbe-Museums und ihre graphischen Sammlungen.

Von

Dr. Peter Jessen.

Die Berliner Buchhändler wollen in ihr Gedenkbuch auch das Kunstgewerbe-Museum als eine Lehrstätte des Buchgewerbes aufnehmen. Es ist erfreulich, daß man sich dieses Zusammenhanges gerade heute lebhafter erinnert. Denn was zur Zeit im deutschen Buchgewerbe gährt, der Kampf um neue Richtungen und Ziele, um alte oder moderne Illustration und Ausstattung, der Bruch mit der allmächtigen Tradition und die Lust an frischer Künstlerkraft, das bewegt unser ganzes Kunstgewerbe in allen seinen Tiefen. Wir sehen ein, daß die Arbeit des letzten Menschenalters, die uns im Anschluß an die alten Vorbilder ein Kunstgewerbe überhaupt erst geschaffen hat, nur eine Vorarbeit gewesen ist. Wir haben die Technik der alten Meister wiedererobert, wir haben unsere Formenwelt fast über Gebühr bereichert und unseren Sinn für echtes Material, echte Arbeitsart und echte Formen geschult. Aber wir empfinden auch, daß dieser Sinn noch er-

heblich vertieft und verbreitet werden muß, um die heutigen Aufgaben des Kunstgewerbes und des Buchgewerbes aus neuem Geiste und aus neuer deutscher Kunst heraus zu lösen.

Wenn der Buchhändler und jeder sonstige Freund des Buchgewerbes bei dieser ernsten Arbeit, die auch in seinem engeren Fache die besten Männer beschäftigt, Rat und Anregung sucht, so darf er verlangen, genügendes Material an der Stelle zu finden, die seit dreißig Jahren als die erste Pflegestätte für das Berliner Kunstgewerbe berufen ist. Allerdings muß die Sammlung des Kgl. Kunstgewerbe-Museums sich auf das Äußere des Buches, die Einbände, beschränken. Die Unterrichtsanstalt und ihre thätigen Fachklassen für graphische Erfindung, Schriftzeichnen und Verwandtes können wesentlich nur auf den engeren Kreis ihrer Schüler wirken. Dagegen liegt der Bibliothek des Museums die Pflicht ob, den verschiedenen Zweigen der Buchkunst die alten Vorbilder und die neuen Versuche bequem zugänglich zu machen. Wie diese Pflicht hier aufgefaßt wird und schrittweise sich zu bethätigen sucht, soll im Folgenden kurz erläutert werden.

Bekanntlich zählt auch das Berliner Kunstgewerbe-Museum nur wenig über ein Menschenalter. Die kunstgewerbliche Bewegung, von England ausgegangen, in Berlin durch das erlauchte kronprinzliche Paar hochherzig gefördert, führte 1867 zur Gründung des Deutschen Gewerbe-Museums als privater Anstalt. Von der Staatsregierung mehr und mehr unterstützt, durch große Ankäufe und Überweisungen bereichert, konnte das Museum im Jahre 1881 den glänzenden Bau beziehen, in dem es volkstümlich geworden ist. 1886 wurde das Kunstgewerbe-Museum völlig auf die Staatsverwaltung übernommen und den Königlichen Museen angegliedert.

Von Anfang an war neben der Sammlung und der Schule auch eine Bibliothek vorgesehen. Es war eine schwie-

rige Aufgabe, die umfangreiche und kostspielige Litteratur für das weitverzweigte Kunstgewerbe aus dem Nichts heraus zu beschaffen. Zu Beginn mußte man sich mit Leihgaben behelfen, unter denen der Besitz der hohen kronprinzlichen Beschützer an erster Stelle stand. Zu namhaften Geschenken und den bescheidenen Aufwendungen des Museums trat alsdann durch Jahre hindurch eine ansehnliche Bewilligung des Handelsministeriums „zur Begründung einer kunstgewerblichen Bibliothek.“ So konnten im Jahre 1881 die neuen Räume wenigstens mit 4300 Bänden und etwa 13 000 Einzelblättern bezogen werden.

Aber erst in dem neuen Bau begann für die Bibliothek ein neues Leben. In dem alten Hause, der ehemaligen Porzellanmanufaktur, waren die Räume schwer zugänglich gewesen und konnten nur wenige Abendstunden geöffnet sein; erst 1876 war ein eigener Bibliothekar angestellt worden. Der neue Lesesaal mit seinen sechzig Plätzen war fortan am Tage von 10—3 Uhr und viermal abends von 6—10 Uhr geöffnet. Dadurch war die Zahl der Besucher schon im Jahre 1883 auf gegen 10 000 gestiegen. Seit der Verstaatlichung des Museums ist es dank der Fürsorge der vorgesetzten Behörden gelungen, die Besuchsstunden stetig auszudehnen, zunächst auf alle Wochenabende, dann auch auf die Nachmittagsstunden, endlich auf die volle Zahl von täglich zwölf Stunden (10 Uhr früh bis 10 Uhr abends). Schon 1888 mußten der Lesesaal nahezu verdoppelt und die Bücherräume in das Untergeschoß verlegt werden. Die Besucherzahl stieg mit ungeahnter Schnelle und betrug

im Jahre:	1882	1885	1889	1897
Personen:	9 726	15 200	25 291	50 684.

Die Verwaltung besteht zur Zeit aus 16 Beamten und Hilfsarbeitern; seit 1894 ist die Bibliothek als Abteilung der König-

lichen Museen einem Direktor unterstellt, parallel der Sammlung und der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums.

Der Zweck und Umfang der Bibliothek sind durch den Namen „Kunstgewerbe“ bezeichnet. Sie sucht die Litteratur des sogenannten Kunstgewerbes und der dekorativen Künste vollständig zu bieten und kann von den übrigen Zweigen der bildenden Kunst nur die wichtigsten Hauptstücke heranziehen. Sie ergänzt aber die Sammlung des Museums, welche die kostbaren Originale des Mittelalters und der neueren Zeit in ausgewählten Beispielen zur Schau stellt, nach mehreren Richtungen. In Abbildungen ist hier nach Möglichkeit der kunstgewerbliche Besitz der übrigen Museen und Sammlungen vereinigt; die dekorative Malerei und Plastik, die Architektur, die weite Welt der Entwürfe und Vorlagen, der alten wie der modernen, und vor allem das Buchgewerbe können nur in der Bibliothek zur Anschauung gebracht werden. Für alle diese Gebiete ist sowohl der wissenschaftlichen Arbeit wie namentlich den mannigfachen Ansprüchen der praktischen Besucher, der Kunsthandwerker, Künstler, Zeichner, Kunstfreunde u. s. w., Rechnung zu tragen.

Wie in allen kunstgewerblichen Bibliotheken liegt der Nachdruck weniger auf den Textwerken als auf dem Abbildungsmaterial. Deshalb überwiegen schon unter den gebundenen Büchern die Bilder- und Tafelwerke größeren Formats, und der Bestand von etwa 13 000 Bänden, die die Bibliothek allein — ohne die ergänzenden Sammlungen — gegenwärtig zählt, ist dem äußeren Umfang und dem Werte nach erheblich höher zu veranschlagen, als die gleiche Zahl in anderen Bibliotheken. Die Bücher sind systematisch nach Fachgebieten aufgestellt, entsprechend dem Fachkatalog, der in siebzehn geschriebenen Bänden im Lesesaal aufliegt. Daneben steht ein alphabetischer Katalog in sieben Bänden, ein Auszug

aus dem Zettelkatalog, der für die Verwaltung bestimmt ist. Signiert sind die Bücher mit je einem Buchstaben, der das Fachgebiet bezeichnet, springenden Nummern und der Formatangabe „groß“, „mittel“ oder „klein“, die an die Stelle des veralteten fol., 4° und 8° getreten sind.

Die eigentliche Besonderheit dieser Art von Bibliotheken bildet die Sammlung von systematisch geordneten Einzelblättern, die der praktische Besucher fast mehr als die gebundenen Werke zu benutzen pflegt. Denn hier findet er nach Gegenständen, Stilarten, Ländern und Orten in 2400 Mappen gegen 50000 Tafeln vereinigt; es überwiegen darunter die Photographien, die heute aus allen Ländern reichlich zufließen, ein unvergleichliches Anschauungsmittel für alle Gebiete der Dekoration; es dürfte die vollständigste Sammlung dieser Art sein. Wer Vorbilder für einen bestimmten Gegenstand sucht, findet sie leicht mit Hilfe des eingehenden Sachregisters; in die Mappen selbst sind Verweise auf verwandtes Material in anderen Mappen eingeschrieben; wer für Studien oder Reisen die Aufnahmen aus einem bestimmten Orte oder Gebäude sucht, kann durch ein geographisches Register Auskunft erhalten.

Um die Besucher schnell in die Bestände der Bibliothek einzuführen, wurde im Jahre 1889 eine „Anleitung zur Benutzung der Bibliothek“ herausgegeben, die sich mehrere auswärtige Museen zum Vorbild genommen haben; sie ist 1896 als „Führer durch die Bibliothek“ in zweiter Auflage erschienen. Von dem Druck eines Gesamtkatalogs der Bücher hat man abgesehen, da eine so kostspielige Arbeit schnell veraltet. Dagegen erscheinen seit 1896 kleine Hefte über die „Hauptwerke“ für bestimmte Fachgebiete (Möbel, dekorative Malerei, dekorative Plastik, Ornament, Metall, Schrift und Druck u. s. f.); sie geben dem Fachmann in vielgestaltiger Gruppierung alle hervorragenden Titel und Mappen, die er für seine Kunst oder sein Handwerk braucht.

Allein durch die kunstgewerbliche Litteratur unserer Tage und durch Photographien der erhaltenen Vorbilder ist der Kreis der Anregung nicht geschlossen, dessen unsere Praxis bedarf. Eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung fließt aus den Entwürfen und Vorlagen, die einst von der Hand der alten Meister für die Werkstätten geschaffen worden sind. Was heute durch den Steindruck, den Buchdruck und die bequemen photomechanischen Verfahren billig und in großer Zahl verbreitet werden kann, die vielerlei Motiv- und Musterwerke für alle Gebiete künstlerischer und handwerklicher Arbeit, das konnten die Alten nur durch den mühsamen Kupferstich in bescheidener Auflage herstellen. Ja bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, bis zur Erfindung der Stecherkunst, pflanzten sich die Formen nur in persönlicher Tradition von Werkstatt zu Werkstatt fort; erst durch die Kupferplatte und gelegentlich durch den Holzstock gewannen die Alten ein Mittel, um ihre Erfindungen in die weiteren Kreise der Fachgenossen auszubreiten. Seit dem Ende des Mittelalters, durch die Renaissance, das Barock und das Rokoko bis zum Anfang unseres Jahrhunderts sind diese gestochenen Vorlagen zu einer umfangreichen Litteratur gewachsen; anfangs als einzelne Blätter, dann in kleinen Heften, später auch als stattliche Werke erschienen, sind sie in den Werkstätten großenteils vernutzt worden und daher zum Teil nur in geringer Zahl bis auf uns gekommen. Man hat sich daran gewöhnt, das ganze Gebiet unter dem Namen „Ornamentstich" zusammenzufassen; mehrere Kunstgewerbe-Museen hatten früh den praktischen Wert dieses kostbaren Materials erkannt.

Eine solche Ornamentstich-Sammlung ist der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums im Jahre 1886 angegliedert worden und bildet heute ihren wertvollsten Bestandteil. Der Grundstock ist die Sammlung des verstorbenen Architekten

Destailleur in Paris, die im Jahre 1879 dem preußischen Staate gesichert und durch eine besondere Etatsbewilligung 1880 angekauft wurde. Sie ist ergänzt worden durch einigen älteren Besitz des Kunstgewerbe-Museums, durch Tausch mit dem Kgl. Kupferstichkabinet und durch systematische Neuerwerbungen; sie darf heute trotz einiger Lücken als die reichhaltigste Sammlung ihrer Art gelten. Im Jahre 1894 ist ein eingehender Katalog gedruckt worden, sowohl wissenschaftlich und bibliographisch getreu, wie auch durch Sachregister und Abbildungen für die Praxis nutzbar. Hier findet der Architekt und der Dekorateur, der Tischler und der Schlosser, der Goldschmied und Bronzegießer die Motive der Renaissance und der späteren Stilarten in köstlicher Frische; die Stickmusterbücher können die Stickerin, die Gartenwerke den Kunstgärtner belehren; eine prächtige Litteratur über die Feste und Trauerfeiern liegt vor; für den Freund alter Schriften ist die reichhaltige Sammlung von Schreibvorlagen wichtig; und der Bücherliebhaber wird aus fast allen Abteilungen Prachtwerke von vornehmer Ausstattung und treffliche Einbände aus alter und neuer Zeit zu bewundern haben.

Neben den Stichen und Werken hat sich aber auch eine Anzahl von Originalzeichnungen alter Meister in unsere Zeit hinübergerettet. Von solchen Handzeichnungen besitzt die Bibliothek rund 4000 Blatt und eine Reihe geschlossener Skizzenbücher 2c., großenteils aus der Destailleur-Sammlung, zum Teil aus älteren Beständen des Kupferstich-Kabinets und neuen Erwerbungen; architektonische Risse, Dekorationen, Geräte und Ornamente aller Art; darunter sind besonders die namhaften Meister des Barock und des Rokoko mit stattlichen Blättern oder kostbaren Serien vertreten. Ein Verzeichnis der Mappen liegt im Lesesaal auf.

An diesen Schatz von Ornamentstichen und Zeichnungen sind nun besonders in den letzten Jahren mehrere Samm-

5*

lungen angeschlossen worden, die speziell den Interessen des Buchgewerbes dienen sollen, Buchornamente, Exlibris, Plakate, Druckproben u. a. m. Wir werden sie am besten übersehen, wenn wir jetzt fragen: wohin wendet sich der Fachmann oder Freünd des Buchgewerbes, um in der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums einen Überblick über die Geschichte und die Schönheiten der alten Bücher oder über die heutigen Bestrebungen der Buchkunst zu gewinnen? Diese Frage wird von den Besuchern erfreulicherweise immer häufiger gestellt.

Was den vorbildlichen Wert der ältesten Druckwerke ausmacht, die Einheit der Druckseite, die Klarheit und Kraft der Buchstaben, die künstlerische und handwerkliche Sicherheit jeglichen Zierates, das findet man auch an den Vorläufern der gedruckten Bücher, den Handschriften des Mittelalters, und sollte es sich dort recht eindringlich einprägen. Allerdings wird man die kostbaren Originale der alten Manuskripte in der Königlichen Bibliothek oder in der Sammlung des Kupferstichkabinets suchen müssen. Unsere Bibliothek besitzt nur einige Proben miniierter Chorbücher und eine schöne Auswahl verzierter Initialen, die in der Sammlung der Buchornamente mehrere Mappen füllen. Im übrigen müssen die mannigfachen Nachbildungen in der Bibliothek (Katalog Bd. 6 und 7) und die Photographien einen Ersatz bieten. Auch von vollständigen gedruckten Büchern ältester Zeit kann das Kunstgewerbe-Museum vor der Hand nur gewisse Proben aufweisen, die in der Ornamentstichsammlung in der Abteilung „Illustrierte Werke“ geordnet sind; doch wird die in Aussicht stehende Angliederung einer großen Fachbibliothek, der Stiftung eines hochherzigen Kunstfreundes und Sammlers, uns um zahlreiche, wertvolle Inkunabeln und schöne Frühdrucke bereichern.

Schneller und bequemer indes, als eine Bibliothek alter Bücher es vermöchte, führt die S a m m l u n g v o n B u c h-

ornamenten in die Druck- und Zierkunst der alten Buchkünstler ein. Seit langer Zeit schon haben sich seltsame Bücherfreunde damit beschäftigt, die Verzierungen alter Drucke, die Initialen, Leisten u. a., auszuschneiden und zusammenzustellen. Wohl mag hie und da ein kostbares vollständiges Buch dabei zerstört sein, das zu berühren heute jeder Mann von Geschmack sich scheuen würde; soweit aber Bruchstücke oder wertlose, defekte Exemplare für diesen Zweck nutzbar gemacht worden sind, wird man diese Sammler nicht tadeln können. Für die Kenntnis der einzelnen Formen und Muster sind derartige Zusammenstellungen der vollständigen Alphabete, der Titelblätter und Druckermarken nicht einmal zu entbehren. Daher fließen diese Initialsammlungen allmählich durch Geschenk oder Kauf den kunst- oder buchgewerblichen Bibliotheken zu, die reichhaltigsten darunter wohl die verschiedenen Bestände des Börsenvereins zu Leipzig, besonders die kostbare Sammlung Butsch, deren einstiger Besitzer durch die treffliche Publikation aus seinen Schätzen das Buchornament unserer Renaissance-Meister in weiteste Kreise getragen hat.

Wenn öffentliche Anstalten dieses Material bei sich aufnehmen, so sollten sie allerdings auf zwei Punkte besonders bedacht sein. Erstens sollte die ursprüngliche Herkunft dieser kleinen Ausschnitte, Titel, Ort und Datum des Buches, aus dem sie stammen, möglichst festgehalten werden; ja es empfiehlt sich, die Initialen eines bestimmten Werkes nicht von einander zu trennen, sondern sie neben dem Titel, den Textproben, dem Signet und Explicit aufzulegen, um dem Beschauer thunlichst die Ausstattung des betreffenden Werkes in ihrer Gesamtheit zu veranschaulichen. Zweitens aber sollte man stets Sammlungen bevorzugen, in denen nicht jedes einzelne Initial vollständig umschnitten ist, sondern ein möglichst großes Stück des Textes neben sich bewahrt; denn erst

im ganzen der Druckseite geben die Verzierungen das vom Künstler beabsichtigte Bild; namentlich für die Initialen bilden die nebenstehenden Textzeilen eine Art von Rahmen, ohne den der Eindruck unvollkommen bleibt. In dieser Hinsicht haben leider auch manche sonst verständige ältere Sammler gefehlt.

In der Bibliothek des Berliner Kunstgewerbe-Museums ist erst in letzter Zeit ein ansehnlicher Bestand an Buchornamenten geordnet und aufgestellt worden. Ein hübscher Grundstock war schon im ersten Jahre nach der Gründung des Museums erworben; kleinere Ergänzungen hatten ihn nach und nach vermehrt; aber erst mehrere größere Erwerbungen der letzten Jahre haben eine Sammlung ergeben, die mit ihren rund 11 000 Initialen, 1500 Titeln, Druckproben und Randleisten und einer sehr stattlichen Zahl von Druckermarken sich mit den meisten ähnlichen Sammlungen messen kann. Besonders ist uns die sorgfältige Sammlung der Frau Luise von Eisenhart geb. von Kobell in München wertvoll gewesen, die Herr Direktor Artur Gwinner dem Museum geschenkt hat; aus dem alten Besitze des Kupferstichkabinetts ist eine reiche Auswahl von Signeten überwiesen worden.

Das ganze Material ist nach Epochen und nach Druckorten sorgsam gegliedert worden und füllt gegen fünfzig Kastenmappen. Wer sich die Mühe nimmt, diese Kasten durchzusehen, wird einen leidlichen Überblick über die Hauptformen des alten Buchschmucks gewinnen. Vorauf aus dem Mittelalter Proben der geschriebenen Arbeit. Dann zwei Kästen gedruckter Stücke des 15. Jahrhunderts, zum Teil mit noch gemalten Initialen, zum Teil mit gedruckten Verzierungen. Die köstlichen Werke der venezianer Meister, welche die Renaissance in der Buchkunst einleiten und sie gleich zu Anfang auf klassische, kaum überschrittene Höhe führen, stellen zwei weitere Mappen dar, ergänzt durch Beispiele aus dem übrigen

Italien und durch die figürliche, ins Barocke schlagende Richtung der Hochrenaissance. Dem Umfang und geistigen Gehalt nach bilden die Deutschen des 16. Jahrhunderts das Schwergewicht der Sammlung. Augsburg, Frankfurt, Köln, Straßburg, Wittenberg füllen je einen besonderen Kasten, Basel deren drei; darunter ist Hans Holbein mit seinen Alphabeten fast vollständig zur Stelle. Stärker als in anderen Sammlungen ist Frankreich vertreten, durch einige glückliche Käufe aus jüngster Zeit; die noch gothisierenden Initialen und Titel der älteren Meister von Lyon und Paris; die feinen Schöpfungen des Geoffroy Tory und seiner Pariser Zeitgenossen; die flotten Erfindungen der späten Meister. Die Niederlande, Spanien, England stellen neben den Hauptländern nur Ausläufer dar. Einige weitere Mappen geben Proben von Buchkunst der Barockzeit und des Rokoko, aus Deutschland und Italien manche kräftige, aber weniger feine Stücke, aus Frankreich zierliche Muster strenger Schriften, entzückender Vignetten und anmutiger Zieraten in Holzschnitt oder Schriftguß, eine Auswahl, die noch der Bereicherung durch allerlei zu bearbeitende Bestände harrt.

Wenn es uns neben dieser praktisch sehr nützlichen Sammlung von Ornamenten für die älteren Epochen, wie gesagt, an ganzen Büchern fehlte, so geben für das 17. und 18. Jahrhundert gewisse Werke der Ornamentstichsammlung ein treffliches Bild, namentlich die glänzenden Prachtwerke über die verschiedenen Festlichkeiten der Stadt Paris zu Ehren der prinzlichen Hochzeiten und manche treffliche architektonische und kunsttheoretische Werke. Den Drucker wird eine kleine Sammlung älterer Musterbücher von Schriftgießereien interessieren, (Orn.-Stich-Samlg. Nr. 2548 und folgende), mit sauberen Schriften und zierlichen Vignetten; das älteste ein deutsches Büchlein, von G. L. Fuhrmann in Nürnberg 1616 heraus-

gegeben; die reichsten um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Paris erschienen; auch die Breitkopfsche Schriftgießerei in Leipzig ist vertreten. Wer diese Werke des Rokoko nicht kennt, wird vor allem erstaunt sein über die vornehme und ruhige Anordnung der Schriften und Zieraten, an der die Drucker selbst zur Zeit des tollen Muschelwerkstils festgehalten haben; eine wertvolle Lehre angesichts der heutigen Zügellosigkeit. Die geschriebenen Schriften lassen sich nicht nur für diese, sondern auch für die früheren Epochen, vom Jahre 1514 an, trefflich verfolgen an der Hand der alten Schreibbücher und Zierschriftwerke, von denen die Ornamentstichsammlung gegen 300 Stück umfaßt.

Zur graphischen Ausstattung der alten Bücher darf man auch die Exlibris, die Besitzermarken, zählen, für die neuerdings ein so lebhafter Eifer erwacht ist. Einer der frühesten Sammler dieses Gebietes, der im Jahre 1894 verstorbene Architekt Rudolf Springer hat ein höchst dankenswertes Beispiel gegeben, als er seinen Besitz von 4000 Blättern dem Kunstgewerbe-Museum vermachte und es uns dadurch ermöglichte, sowohl die frühen Holzschnitte und Stiche des 15. und 16. Jahrhunderts wie die mannigfachen Motive späterer Zeit in einer anschaulichen Auswahl, auf Karton aufgelegt, zusammenzustellen, während die große Masse der Blätter, die mehr den Spezialsammler angeht, in Bänden alphabetisch geordnet worden ist.

Soweit die Versuche, von dem Buchgewerbe der vorigen Jahrhunderte durch geeignete Sammlungen einen Begriff zu geben. Neben dem Alten aber fordert seit kurzem die künstlerische Arbeit auch unserer Zeit ihr Recht, und eine für den Dienst der Praxis bestimmte Bibliothek kann sich der Pflicht nicht entziehen, auch hier das Wesentliche und voraussichtlich Bleibende festzuhalten. Die größten Fortschritte freilich, auf die das Buchgewerbe des 19. Jahrhunderts seinen Stolz

setzen darf, sind mehr technischer als künstlerischer Art, die Photographie, die mechanischen Reproduktionsverfahren, die Maschinenarbeit im Druck und in der Buchbinderei und so vieles Andere. Je mehr aber die alte Einheit von Kunst und Handwerk durch das Maschinenwesen und den Großbetrieb zerstört wurde, um so glänzender hebt sich die persönliche Arbeit hervorragender Künstler von dem breiten Grunde der industriellen Produktion ab. Für die eigentliche Illustration, für alle Gebiete der inneren und äußeren Buchausstattung, aber auch für anderweitige graphische Zwecke, Einzelblätter, gelegentliche Erfindungen, Festkarten, Diplome u. a. m. sind die besten Meister thätig gewesen. Wollte man alle diese Schöpfungen mit einiger Vollständigkeit sammeln, so würde sich für die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts ein zweifellos wertvolles Material ergeben. Die Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums hat geglaubt, sich auf das künstlerisch Wichtige beschränken zu müssen; aber auch mit dieser Beschränkung ist die „Sammlung moderner Meister" in kurzer Zeit schon bis auf fünfzig wohlgefüllte Mappen angewachsen, aus denen sich ein lehrreicher Überblick über die Künstler und die Arbeitsgebiete gewinnen läßt. Nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit dürfen wir annehmen, daß gerade diese Abteilung das Interesse der künstlerisch aufmerksamen Buchfreunde und Buchhändler lebhaft in Anspruch nehmen wird. Wir können hier von den vielen Namen nur einige Spitzen anführen.

Bis in die dreißiger Jahre des Jahrhunderts gehen die ältesten Blätter hinauf. Der Zeit und dem Gehalt nach stehen Altmeister Menzels unerschöpfliche Erfindungen, die Tischkarten, Gewerksbriefe, Diplome, Titel u. a., weitaus voran. Neben ihm schafft in Berlin der treffliche Th. Hosemann; ihm geistesverwandt sind Adolph Schrödters launige Radierungen; in München legen Moritz von Schwind, Graf

Pocci, E. Neureuther echt deutsche Poesie in allerhand Illustrationen und Einzelblättern fest. Ludwig Richter trägt diesen Geist weit hinaus in das deutsche Volk. Was die Künstler für das eigentliche Buch und im Auftrage des Verlegers schufen, ist nicht einmal stets ihr Bestes. Viele geben sich weit echter in den gelegentlichen Erfindungen aus, die sie für ihre eigenen Feste im freien Wettbewerb mit den Genossen schufen. In den Einladungs-, Tisch-, Fest- und Speisekarten der deutschen Künstlervereine, gerade aus jener älteren Zeit, tritt ein großer Schatz deutschen Humors und deutscher Phantasie zu Tage. Durch die gediegene lithographische Technik und die gewissenhafte Arbeit stehen die älteren Berliner Gelegenheitsblätter an erster Stelle; man sehe dafür die prächtigen Erfindungen des zu früh verstorbenen Ludwig Burger durch. Seit an die Stelle der Originallithographie die photomechanischen Verfahren getreten sind und die Künstler sich auf den Lichtdruck u. a. verließen, ist auch der künstlerische Wert dieser Arbeiten gesunken. Erst in den letzten Jahren haben selbständige Künstler den Steindruck, den Holzschnitt, die Radierung wieder in die Hand genommen und gerade zu dekorativen Arbeiten mit Erfolg verwendet; auch die im Buchdruck eingebürgerten Verfahren, die Zinkätzung u. a., werden besser verstanden und künstlerisch verwertet. Diese moderne Richtung der dekorativen Buch- und Zeichnungskunst bildet in der „Meister-Sammlung" ein wesentliches Kapitel. Radierungen von Max Klinger, Holzschnitte nach japanischer Art von Otto Eckmann, Lithographien deutscher und französischer Meister, Buchzeichnungen von Walter Crane und Joseph Sattler, von Lechter, Hirzel, Christiansen und so manchem anderen Talent, das die jüngste Bewegung an den Tag gebracht hat; angewendet für die verschiedensten Zwecke, für die Illustration, für Umschläge von Büchern und Noten, für Ex-

libris, für die Reklame, oder zum freien Genuß; eine Fülle ernsthafter Arbeit, die erst in solchem Zusammenhang zur vollen Geltung kommt. Es hat sich erwiesen, daß diese Sammlung auch für die weiteren Kreise des Kunstgewerbes von Wert ist; die guten Seiten der frischen künstlerischen Richtung, die man gerne den neuen Stil nennt, lassen sich an den graphischen Arbeiten leichter nachweisen und erkennen; und manche Anregung ist schon von hier aus in ganz verschiedenartige Industrien hinübergedrungen.

Ein besonderes Gebiet heutiger graphischer Erfindung bildet das moderne künstlerische Plakat, dessen Pflege die Bibliothek als eine ihrer Aufgaben ansieht. Auch hier wäre es Thorheit, alles zu sammeln, was der lebhafte Tagesbedarf auf den Markt wirft; aber eine strenge Auswahl der besten, durch Erfindung, Zeichnung, Farbe oder Technik hervorragenden Plakate Deutschlands und des Auslandes ist nicht nur heute als Anregung unentbehrlich, sondern wird auch auf die Dauer ihren Wert behalten. Die größeren Blätter sind an den Wänden des Lesesaals in besonderen Hängekästen angebracht. Mehrere Ausstellungen im Lichthofe des Museums haben die Kenntnis der heutigen Plakatkunst dem breiteren Publikum vermittelt.

Wie die Zeichen- und Illustrationskunst überhaupt, so geht aber auch der Buchdruck heutzutage neue Wege, die ein praktisches Museum nicht übersehen darf. Auch die Drucker besinnen sich besser als bisher auf die Lehren, die sich aus den alten Meistern gewinnen lassen, auf kräftigere Lettern, schlichteren Satz, auf Einheit zwischen Type und Verzierung, zwischen Schrift und Bild. Auch für dieses Gebiet muß unsere Bibliothek nach Möglichkeit Stoff schaffen. Es ist daher eine ausgewählte Sammlung moderner Druckproben geschaffen worden, die besonders durch schätzbare Gaben tüchtiger Druckereien bereichert worden ist; man hat die Muster-

bücher der besseren Schriftgießereien in der Bibliothek (Abteilung H) vereinigt; besonders aber galt es, die Fortschritte der künstlerischen Buchausstattung auch durch die richtigen Beispiele heutiger Buchkunst zu belegen. Auf die englischen Künstler, die zuerst mit Nachdruck und Erfolg den neuen Weg beschritten haben, mußte dabei besonderes Augenmerk gerichtet werden. Zu Walter Cranes mannigfachen Werken, die meist schon seit längerer Zeit vollständig vertreten waren, sind neuerdings einige der prächtigen Druckwerke von William Morris hinzugefügt worden und neben ihm eine Auswahl der selbständigen Nachfolger oder Mitarbeiter, Anning Bell, Gaskin, Pissarro, Ricketts u. a. m. Die anders geartete Illustrationskunst der neueren Franzosen ist durch Werke von E. de Beaumont, Grasset, Uzanne u. a. schon länger vertreten. Mehr und mehr schließen sich aber auch die Deutschen (Sattler u. a.) an, und wir dürfen hoffen, daß die eben eröffneten Bahnen uns noch ein gutes Stück weiter führen werden. Die Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums wird nicht müde werden durch ihre Sammlungen, sowie durch gelegentliche Ausstellungen und Vorträge allem guten Neuen die Wege zu ebnen. Um so mehr hofft sie auf die Teilnahme der Fachkreise, insbesondere der Buchhändler und Drucker, ohne deren Beihilfe solche Sammlungen, wie wir sie schilderten, nicht genügend gefördert werden können.

Daß die Berliner Buchhändler an ihrem Jubiläum in dieser ihrer Schrift und durch eine Sonderausstellung im Lichthofe des Museums diesen buchgewerblichen Absichten Boden und Nahrung geben, läßt uns getrost in die Zukunft schauen.





Der letzte litterarische Salon in Berlin.

Von

Max Ring.

Zu einer Zeit, wo in Paris unter dem Einfluß und Schutz schöner und geistreicher Damen, der galanten Frau von Tencin, Julie Recamier, der klugen Necker und der genialen Staël die sogenannten litterarischen Salons in vollster Blüte standen und den Ton angaben, fehlte es noch in Berlin an jedem derartigen Mittelpunkt einer höheren Geselligkeit; woran wohl die damaligen ärmlichen Verhältnisse, die deutsche Schwerfälligkeit und die mangelhafte Bildung die Schuld tragen mochten.

Erst gegen Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sammelte sich um die durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Jüdin Rahel Lewin eine Anzahl vornehmer, begabter, junger Männer, die sich für die damals herrlich sich entfaltende Litteratur interessierten und an ihr beteiligten. Unter diesen Rittern des Geistes glänzten vor allen der genial extravagante Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Alexander und Wilhelm von Hum-

boldt, Friedrich Gentz, Gustav von Brinkmann, Friedrich Schlegel, Major Gualtieri, Fürst Reuß, Ludwig und Friedrich Tieck, Hans Geneli, Graf Tily Navarra, Graf Casa Valencia, Graf Lippe, Diplomaten, hohe Militärs, Gelehrte, Dichter und Künstler, zu denen sich die edle Henriette Mendelssohn, die schöne Doktor Herz, die liebenswürdige Frau von Humboldt und die feinsinnige Gräfin Schlabrendorff gesellten.

In dieser ausgewählten Gesellschaft wurden die wichtigsten Zeitfragen und Probleme der Wissenschaft, der Litteratur und Kunst mit bewunderungswürdiger Freiheit und Vorurteilslosigkeit, Feinheit und Tiefe besprochen, bald mit gediegenem Ernst, bald im heiteren, witzigen Scherz abgehandelt. So entstand aus dieser Gesellschaft Rahels der erste Berliner Salon, der einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung und den Geschmack der Bewohner übte und dem Berlin zum großen Teil seine geistige Physiognomie verdankte. Vor allen war es Rahel und ihr Kreis, die zuerst den Genius Goethes erkannten und den Kultus des unsterblichen Dichters mit weiblicher Schwärmerei und männlicher Begeisterung verbreiteten und pflegten.

Auch als Rahel im Jahre 1814 den um mehr als zwanzig Jahre jüngeren, angehenden Diplomaten und Schriftsteller Varnhagen van Ense ihre Hand reichte, blieben ihr die alten Freunde treu und ihr Salon ein Anziehungspunkt für die beste Gesellschaft. Ihr huldigte der Fürst Pückler-Muskau, und der junge Heinrich Heine widmete ihr seine ersten Liebeslieder. — Im Jahre 1830 starb Rahel, aber ihr Salon überlebte sie, da Varnhagen mit liebevoller Pietät ihre Schöpfung als ein teueres Andenken erbte und ehrte, nach wie vor ihre alten Freunde um sich sammelte und noch neue hinzufügte. Durch einen glücklichen Zufall wurde ich 1850 sein

Hausarzt, sodaß ich hinlänglich Zeit und Gelegenheit fand, ihn und seine Umgebung zu beobachten und näher kennen zu lernen.

Der bekannte Verfasser der „Denkwürdigkeiten" und zahlreicher „Biographieen" bewohnte in der Mauerstraße das Haus Nummer 36, das dem Grafen Königsmark, dem Schwiegervater des Dichters zu Putlitz gehörte. Die hohen Zimmer zeigten eine wahrhaft überraschende Einfachheit, einen Mangel an jeder Eleganz und dem gewöhnlichsten Komfort, wie man ihn in jeder einigermaßen wohlhabenden Bürgerfamilie zu finden pflegt, imponierten aber trotzdem durch die Erinnerung an den hier waltenden Geist. Mit blaugrauer und grünlicher Farbe gestrichene Wände, hohe Bücherschränke, alte Möbel von Fichtenholz, verschossene Überzüge verrieten nicht die geringste Spur von Luxus. Den einzigen Zimmerschmuck bildeten einige Kupferstiche, darunter das Porträt Mirabeaus, das Reliefbild Rahels in Bronze von dem Bildhauer Tieck und eine Gipsstatue Kants, ein Geschenk des berühmten Rauch.

In diesen Räumen empfing Varnhagen seine Gäste, hohe Staatsmänner und Offiziere, Gelehrte und Künstler, Fürsten und Grafen, die Aristokratie des Geistes und der Geburt. Er selbst war ein angehender Sechziger, eine imposante Gestalt, hoch gewachsen und kräftig, hochschultrig, mit dichtem grauen Haar, breiter freier Stirn, feiner, fast spitzer Nase, etwas eingefallenem und gekniffenem Mund, hellen, graublauen Augen, die scharf beobachtend unter der goldenen Brille hervorblickten. Gewöhnlich trug er einen langen dunklen Hausrock, den kurzen Hals frei, ohne Binde und nur bei besonders festlicher Gelegenheit mit dem Band des Ordens Pour le mérite geschmückt. In der Unterhaltung erschien er höchst anregend und geistvoll, ein Meister der gesellschaftlichen Rede, reich an interessanten Bemerkungen, witzigen Bonmots und pikanten Anekdoten, die er mit bewunderungswürdigem Geschick

und ungesuchter Feinheit in das Gespräch zu verflechten wußte. Wie nur wenige Deutsche besaß er die Kunst der Causerie, verstand er anmutig zu erzählen und harmlos zu plaudern, vorausgesetzt, daß er bei guter Laune war. An Stoff konnte es ihm nie fehlen, da er viel erfahren und erlebt hatte, so daß er einer lebendigen Encyklopädie, einem wandelnden Konversationslexikon glich, nur mit dem Unterschiede, daß er statt dürrer Daten und Zahlen die frischesten Charakterzüge und farbenreiche Bilder gab, was dem Gespräch mit ihm einen besonderen Reiz verlieh. —

Bei längerem und näheren Verkehr verriet sich sein sanguinisches Temperament; mit all seiner Klugheit und Besonnenheit war Varnhagen eine leidenschaftliche Natur, leicht erregt und erglühend, aber ebenso schnell wieder beruhigt und abgekühlt. Dieses Temperament und ein eigentümlich weibliches Element in seinem Wesen dürfte den Schlüssel zu seinem Innern abgeben und so manche Widersprüche und Rätsel in seinem Leben erklären. Vielleicht hatte Rahels männlicher Geist und ihre große übermächtige Persönlichkeit unbewußt und unwillkürlich mit dazu beigetragen, diese seine Anlage zu entwickeln und ihm eine derartige receptive, für die verschiedensten Eindrücke nur allzu empfängliche Richtung auf Kosten der männlichen Kraft und Festigkeit aufzuprägen. Als Schriftsteller hat Varnhagen kein Epoche machendes Werk hinterlassen, als Staatsmann keinen tieferen und dauernden Einfluß geübt. Er war, wie dies die meisten Frauen zu sein pflegen, ein scharfer Beobachter der ihn umgebenden Zustände und Personen. Begabt mit einem feinen Gefühl, sicherem Takt und stark entwickeltem Sinn für die Form und Ordnung war er ein Meister des geglätteten, polierten Stils, ein vorzüglicher Biograph, dem jedoch zur Vollendung männliche Kraft, Tiefe und Originalität mangelte.

Im persönlichen Verkehr zeigte Varnhagen eine fast weibliche Weichheit und Schmiegsamkeit, aber auch eine große Reizbarkeit und Launenhaftigkeit, einen jähen Wechsel der Gefühle, die heftigsten Sympathieen und Antipathieen, die ebenso schnell und leicht in ihr Gegenteil umschlugen, eine meist nur kurz dauernde leidenschaftliche Liebe oder glühenden Haß, leichte Verletzbarkeit und mancherlei Vorurteile; daneben eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, Hingabe an seine Freunde, Opferfähigkeit, Mitleid, Humanität und Herzensgüte, die man am wenigsten dem für kalt gehaltenen Diplomaten zugetraut hätte, und die man gewöhnlich bei dem weiblichen Geschlecht vorfindet. —

Sein Lebenslauf war höchst bewegt und reich an interessanten Begebenheiten. Im Jahre 1785 in Düsseldorf geboren, kam Varnhagen mit seinem Vater frühzeitig nach Hamburg, wo er die Schule und das Gymnasium besuchte. Um die Arzneiwissenschaft zu studieren, ging er nach Berlin, wurde daselbst Hauslehrer in verschiedenen vornehmen und reichen Familien und dadurch mit mehreren angesehenen Personen, Schriftstellern und Gelehrten bekannt und befreundet. Seine Studien, die sich nicht allein auf die Medizin beschränkten, sondern auch Philologie und Litteratur umfaßten, führten ihn später nach Hamburg und Tübingen, wo er sich überall den bedeutendsten Männern, wie Fichte, den Brüdern Schlegel, Chamisso, mit dem er den „Musenalmanach“ herausgab, Uhland und Kerner anschloß.

Im Jahre 1809 trat er voll Begeisterung und Liebe zum Vaterland in das österreichische Heer, das gegen Napoleon kämpfte, wurde nach der Schlacht von Aspern zum Offizier befördert, bei Wagram verwundet und nach Wien gebracht, kam dort mit seinem Oberst, dem Prinzen von Bentheim, in nahe Berührung und begleitete diesen als Adjutant auf

verschiedenen Reisen bis nach Paris, an den Hof Napoleons, hielt sich dann einige Zeit in Prag auf, wo er mit dem als Flüchtling daselbst lebenden preußischen Minister Freiherrn von Stein und dem patriotischen Justus Grüner bekannt wurde. An der Befreiung Deutschlands verzweifelnd, ging er als Hauptmann in russische Dienste, mit Vorbehalt seiner preußischen Dienstverhältnisse, wurde Adjutant des Oberst von Tettenborn, nahm an dessen Kriegszügen teil und kam mit ihm nach Paris. Hier erhielt er in der diplomatischen Kanzlei des Staatskanzlers Hardenberg eine ehrenvolle Stellung, wohnte dem Kongreß in Wien bei und leistete durch Abfassung von wichtigen Staatsschriften in der sächsischen Angelegenheit wesentliche Dienste. Zur Belohnung zum Ministerresidenten in Karlsruhe ernannt, zog er sich die Unzufriedenheit der preußischen Regierung durch seine Parteinahme für die liberalen badischen Kammermitglieder zu. Deshalb abberufen, wurde er, da er nicht den ihm angebotenen Posten eines Residenten für Nordamerika annehmen wollte, 1819 zur Disposition gestellt und lebte seitdem in Berlin, hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten und Studien beschäftigt.

Abwechselnd Gelehrter und Schriftsteller, Offizier und Diplomat, kannte Varnhagen das Leben im Kriegslager und am Hofe, war er in den Salons der vornehmen Welt ebenso zu Hause, wie in der Dachstube des jungen Litteraten, mit den bedeutendsten Geistern seiner Zeit, wie mit Goethe, Fichte, Hegel, Schleiermacher, Schelling, den beiden Humboldts verbunden. Außerdem hatte er die wichtigsten Ereignisse seines Jahrhunderts nicht nur als müßiger Zuschauer miterlebt. Er sah die Monarchie Friedrich des Großen nach der Schlacht von Jena zusammenbrechen. Napoleons Höhe und Sturz, die Erhebung Preußens aus tiefem Fall, die Freiheitskriege und die darauf folgende schmachvolle

Reaktion, die elenden Demagogenverfolgungen, die Julirevolution in Frankreich, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., die liberale Bewegung in Deutschland, die Märztage in Berlin und den Sturz der absoluten Monarchie. An all diesen großen Ereignissen nahm Varnhagen persönlich den eifrigsten Anteil und wurde von ihnen mehr oder minder beeinflußt. —

In seiner Jugend lebhafter Voltairianer, schloß er sich später der damals aufblühenden romantischen Schule an. Der eifrigste Verehrer und Bewunderer Goethes, sympathisierte er mit Heine, Börne und dem jungen Deutschland. Der Jünger Lessingscher Toleranz und Klarheit schrieb das Leben des pietistischen Zinzendorf, schwärmte für die Mystiker St. Martin und Angelus Silesius und liebte den frommen Neander. Der Freund des reaktionären Gentz, der Günstling eines Metternich jubelte bei dem Ausbruch der Revolution und ging Hand in Hand mit der äußersten Linken. Der kalte, glatte Diplomat zeigte ein warmes Herz für das Volk und huldigte selbst den Lehren eines gemäßigten Sozialismus. Der Vertraute der Aristokratie drückte die schwielige Faust des Proletariats und schwärmte für Freiheit und Gleichheit. —

All diese feindlichen Gegensätze wußte Varnhagen mit bewunderungswürdiger Kunst zu vereinigen und zu versöhnen. In seiner Umgebung sah man den früheren Ministerpräsidenten von Pfuel und den sozialdemokratischen Agitator Lassalle, den Redakteur der freisinnigen Volkszeitung Bernstein und den aristokratischen Verfasser reaktionärer Romane, Baron von Sternberg, den katholischen Fürsten von Hatzfeld mit seiner schönen Gattin und den jüdischen Prediger Sachs, den frivolen Fürsten Pückler-Muskau und den ernsten Professor Steffens, den indiskreten Vehse und den zugeknöpften Geheimen Legationsrat von Hänlein. —

Ganz besonders aber zog Varnhagen die litterarische Jugend an, die an ihm einen ebenso milden Beurteiler wie warmen Beschützer und Gönner fand. Zu den in seinem Hause verkehrenden Schriftstellern zählten Gustav zu Putlitz, Rudolf von Gottschall, Julius Rodenberg, Fedor Wehl, Emil Palleske, Hermann Grimm, Gottfried Keller, Gisela von Arnim, die reizende, talentvolle Bildhauerin Elisabeth Ney, die anmutige Hofschauspielerin Lina Fuhr und die berühmte Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient. Dazu kamen noch die alten Bekannten und Freunde, Fanny Lewald und Adolf Stahr, Fräulein Solmar, die Jugendfreundin Rahels, Eduard Franck u. s. w.

Für alle diese verschiedenen Persönlichkeiten besaß Varnhagen das feinste Verständnis und die humanste Teilnahme. Nichts Menschliches blieb ihm fremd und keine bedeutende Erscheinung entging seinen scharfen Blicken. Jedes Talent, jede wahre Gesinnung interessierte ihn und fand bei ihm eine wohlwollende Anerkennung und Förderung. Zugleich war er selbst der liebenswürdigste Gesellschafter, der feinste Beobachter von Menschen und Zuständen, ein unerschöpflicher Quell belebender Unterhaltung, wozu ihm sein bewegtes Leben den reichsten und besten Stoff lieferte, da ihm seine Verhältnisse und seine Stellung gestatteten, manchen tiefen Blick hinter die Kulissen des Welttheaters zu thun und die geheimsten Vorgänge zu kennen. Durch alle diese Eigenschaften war Varnhagen der Mittelpunkt dieses interessanten Kreises, der berufene Repräsentant einer höheren Geselligkeit, der geeignete Vermittler der verschiedensten Strömungen in der Politik und Litteratur, das wahre Haupt des von Rahel vererbten Salons. —

Seit Rahels Tod vertrat die Stelle der Hausfrau und Wirtin Varhagens Nichte, Fräulein Ludmilla, die Tochter seiner geistreichen Schwester Rosa Maria Assing. Sie besaß

eine zierliche Figur, ein weniger schönes als interessantes Gesicht, feine spitze Züge, deren Schärfe durch ein freundliches Lächeln gemildert wurde. Obgleich vorzugsweise eine Verstandesnatur, geriet sie leicht in Enthusiasmus und Begeisterung. Sie sprach meist mit einem gewissen Pathos, das gemacht erschien, ihr aber zur Gewohnheit geworden war, wie ja zuweilen die Unnatur zur Natur werden kann. Geistvoll und klug, wohl unterrichtet und gebildet, schrieb sie nach dem Vorbilde des Onkels ganz in seinem geglätteten Stil kleine Artikel für Zeitungen und Journale sowie größere Biographieen „der Gräfin Elisa Ahlefeldt", der geschiedenen Frau des berühmten Freischarenführers von Lützow und der Frau „Sophie Laroche", der Freundin Wielands. In wunderbarer Weise verstand Ludmilla sich der Denkweise und den Gewohnheiten ihres Onkels anzupassen und ihm dadurch eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten. Sie lebte, dachte und fühlte nur mit ihm und für ihn, selbst ihre zierliche, perlengleiche Handschrift zeigte eine auffallende Ähnlichkeit mit der seinigen und sowohl ihre mündlichen wie ihre schriftlichen Äußerungen glichen seiner Art zu sprechen und zu schreiben so sehr, daß es schwer fiel, beide von einander zu unterscheiden. —

Gewöhnlich erließ auch Ludmilla die Einladungen zu den Gesellschaften Varnhagens, die zwar nicht den früheren Glanz wie beim Leben Rahels erreichten, aber noch immer höchst interessant und anregend waren. Aus Rücksicht auf das Alter und die öfters angegriffene Gesundheit Varnhagens versammelten sich seine Gäste meist um fünf Uhr nachmittags und blieben gewöhnlich bis acht Uhr des Abends. Die Bewirtung war einfach, eine Tasse Kaffee, Kuchen, Torten und süße Likörweine in kleinen Gläsern, im Sommer auch Eis. Um so reicher waren die geistigen Genüsse und die wahrhaft glänzende Unterhaltung. Man würde sich jedoch eine falsche

Vorstellung von diesen unvergeßlichen Abenden machen, wenn man glauben sollte, daß in diesen Gesellschaften hauptsächlich litterarische, wissenschaftliche oder politische Interessen vorgeherrscht hätten oder der sogenannte Berliner ästhetische Ton angeschlagen worden wäre. Im ganzen kann man sich keine harmloseren und ungezwungeneren Gespräche denken. Man lachte, scherzte und neckte sich, obgleich auch Ernst und Tiefe nicht ausgeschlossen waren und die besten Formen, aber ohne Steifheit und Pedanterie, beobachtet wurden.

Varnhagen selbst war das belebende Element des Salons, der liebenswürdigste Wirt, der beste Gesellschafter und ein unübertrefflicher Erzähler interessanter Begebenheiten. Mit ihm wetteiferte der frühere Ministerpräsident, General der Infanterie Herr von Pfuel oder, wie er allgemein in Berlin hieß, der „alte Pfuel", ein hoher Siebziger, mit dem Geist und dem Herzen eines Jünglings. Es war in der That eine Freude, den schönen Greis mit dem bedeutenden Kopf, von langen, silberweißen Haaren wie von einer Löwenmähne umgeben, mit den charakteristisch energischen Zügen, der hohen Stirn, der kräftig gebogenen Nase, dem feinen Mund und den feurigen blauen Augen zu sehen und zu hören. Sein Leben gehört der Geschichte an; in den Freiheitskriegen hatte er sich als Offizier durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet, später als Gouverneur von Neufchatel durch Gerechtigkeit und Milde die Liebe der Bevölkerung erworben und als Ministerpräsident ebenso sehr durch seine Königstreue wie durch seinen Sinn für Recht und Freiheit sich in der schwierigsten Lage bewährt. —

Sein Charakter bot eine sympathische Mischung von kindlicher Gutmütigkeit und männlicher Festigkeit, von ritterlicher Loyalität und vorurteilslosem Liberalismus, wozu noch seine edle Humanität und herzgewinnende Liebenswürdigkeit kam. Trotz der romantischen Neigungen in seiner Jugendzeit zeigte

Pfuel den lebendigsten Sinn für die fortschrittlichen Ideen der Gegenwart, einen wahrhaft bewunderungswürdigen Wissenstrieb und das eifrigste Interesse für alle wichtigen Erscheinungen des modernen Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Poesie. Fast nie fehlte der alte Pfuel bei einer ersten Vorstellung im Theater, bei den Konzerten der Singakademie, bei der Eröffnung der Gemäldeausstellung oder bei einer Vorlesung. Ein eigentümlicher Zug an ihm war seine Vorliebe für alle dunklen geheimnisvollen Seiten der Natur, für Magnetismus, Hypnotismus und Spiritismus; ein Überbleibsel seiner früheren Romantik und der überwundenen Naturphilosophie. So leicht entging ihm nicht ein bedeutendes Buch, ein interessanter Mensch, dessen Bekanntschaft er zu machen suchte, gleichgiltig welcher Partei und welchem Religionsbekenntnis dieser angehörte und welche Lebensstellung er inne hatte. So war er in seiner Jugend der Freund des unglücklichen Dichters Heinrich von Kleist gewesen, den er auf seinen abenteuerlichen Wanderungen und Irrfahrten begleitete, der ihm den Stoff zu seiner besten Novelle „Michael Kohlhaas" verdankte, dessen Extravaganzen er treu und mild ertrug und dem er freudig die größten Opfer brachte. —

Nicht minder interessant erschien der mit Varnhagen befreundete Fürst Pückler-Muskau, der berühmte Verfasser der sensationellen „Briefe eines Verstorbenen", der geniale Gartenkünstler, der eine Lausitzer Sandwüste in ein Paradies umwandelte. Der noch immer trotz seines höheren Alters stattliche, schöne und geistreiche Herr erinnerte unwillkürlich an jene Grandseigneurs aus der Zeit Ludwigs XIV., voll liebenswürdiger Grazie und feinem Witz, mit dem sich eine leichte Frivolität und eine starke Portion Eitelkeit verband. Mit bekannten Schriftstellern, besonders mit Heinrich Laube, Friedrich Strauß, Bettina von Arnim, sowie auch mit

Frau Luise Mühlbach und der Marlitt stand er in lebhaftem Verkehr und Briefwechsel. Durch seine aristokratische Erscheinung, die noch durch eine ungesucht elegante Toilette gehoben wurde, durch eine teils natürliche, teils künstliche Jugendlichkeit seines Wesens blieb er bis zu seinem Tode ein Liebling der Frauen, die für den alten galanten Herrn schwärmten. Auch er besaß wie wenige die Kunst der Unterhaltung und konnte über alles und nichts mit vollendeter Virtuosität sprechen und die verfänglichsten Anekdoten mit solcher Feinheit und Anmut erzählen, daß sie nicht den geringsten Anstoß erregen konnten. Zu anderen Zeiten liebte er ebenso anregend über ernste Dinge, über Tod und Unsterblichkeit zu reden, mit denen er sich viel beschäftigte und über die er die seltsamsten phantastischen Ansichten hatte. Wie dem alten Pfuel stand auch ihm eine Fülle interessanter Erinnerungen zu Gebot, und seine Mitteilungen über seinen Schwiegervater, den Kanzler Hardenberg, den Fürsten und die Fürstin Metternich, über die Herzogin von Sagan und den Fürsten Felix Lichnowski, über die exzentrische Lady Esther Stanhope und den Vizekönig Mehmed Ali, gewürzt mit pikanten Bemerkungen und feinen Charakterzügen, bildeten einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte und waren das Ergötzlichste, was man hören konnte, wenn er auch öfters Wahrheit mit Dichtung vermischte und seine Erzählungen mit poetischer Freiheit schmückte. —

In vielen Stücken ihm ähnlich und geistig verwandt war ein zweiter aristokratischer Schriftsteller, der jetzt mit Unrecht vergessene, talentvolle Novellist, Freiherr Ungern-Sternberg, ein geborener Livländer, der trotz seiner konservativen Gesinnung und vornehmen Allüren ein gern gesehener Gast des Salons war. Nachdem Sternberg durch seine ersten Novellen, besonders durch „Die Zerrissenen“ und „Lessing“ ein unge-

wöhnliches Aufsehen gemacht hatte, verfiel er in einen oberflächlich frivolen Ton **à la Crebillon**, der ihm den Namen des „Rokokodichters“ zuzog. Nach der Märzrevolution machte er den mißlungenen Versuch, durch seine „Neupreußischen Zeitbilder“ sein gesunkenes Ansehen zu rehabilitieren und mit seinem Royalismus zu kokettieren. Jetzt erschien Sternberg nur noch wie eine verfallene, aber interessante Ruine; eine hohe, imposante, durch ein langjähriges Rückenmarksleiden gebrochene Figur, ein anziehendes geistvolles Gesicht, mit den Spuren früherer regelmäßiger Schönheit, eine elegante Toilette **à quatre épingles**, feine aristokratische Formen, mit einem Anflug von Blasiertheit und Verbitterung. Sein ganzes Wesen hatte einen französischen Anstrich, wie man ihn bei vornehmen Russen öfters findet, und atmete einen eigentümlichen Rokokoparfum, halb Modergeruch, halb Patschuli. Augenscheinlich befand er sich damals materiell und geistig im Verfall. Er hatte eben so schlecht mit seinem schönen Talent, wie mit seinem Vermögen und seiner Gesundheit gewirtschaftet. Unwillkürlich erinnerte er an einen heruntergekommenen großen Herrn, der blasiert mit sich und der Welt zerfallen war, am meisten mit seinen Standesgenossen und seiner Partei, die ihn auffallend vernachlässigte und ignorierte. —

Sein entschiedener Antipode war der frühere sächsische Staatsarchivar und Verfasser der „Geschichte der deutschen Höfe“, Karl Eduard Vehse, bekannt durch seine Indiskretionen, unerschöpflich in kleinen pikanten Anekdoten, leichtgläubig und gutmütig wie ein Kind, im eigentlichen Sinne **l'enfant terrible** der großen Welt. Fortwährend auf der Jagd nach sensationellem Skandal, ließ er sich nicht die Zeit, seine Quellen zu prüfen und deshalb leicht mystifizieren. Für diesen Mangel an kritischer Vorsicht mußte der arme Vehse schwer büßen, indem er wegen Beleidigung eines mit dem preußischen Königs-

hause verwandten Prinzen zu einer längeren Gefängnißstrafe verurteilt und aus Berlin ausgewiesen wurde. Auch in seinem Äußeren war er das Gegenbild von dem aristokratischen Sternberg, formlos in seiner Haltung und nachlässig in seinem Anzug, aber stets zuvorkommend und freundlich, der eine der geborene Aristokrat, der andere der geborene Plebejer im besten Sinne. —

Eine eigentümlich originelle Erscheinung bot der Schweizer Gottfried Keller, dessen biographischer Roman „Der grüne Heinrich" soeben erschienen und mit verdientem Beifall aufgenommen worden war. Ursprünglich Maler, hatte sich Keller nach manchen mißglückten Versuchen in seiner Kunst der Litteratur zugewendet und einen Band „Gedichte" herausgegeben, die seinen Namen vorteilhaft bekannt machten. Mit anerkennenswerter Liberalität gewährte ihm die Regierung seiner Heimat die Mittel zu seiner ferneren Ausbildung auf den Universitäten Heidelberg und Berlin. Körperlich unansehnlich, klein und untersetzt, mit einem starken Kopf, in dem sich seine geistige Bedeutung und fester Charakter verriet, dabei etwas scheu und zurückhaltend in seinem Wesen, in sich gekehrt und schweigsam, aber im Stillen scharf beobachtend, konnte er bei oberflächlicher Bekanntschaft in der Gesellschaft leicht übersehen werden. Erst wenn man ihm näher trat und er auftaute, was besonders bei einem Glase Wein geschah, überraschte er durch die Originalität seines Geistes, durch die Fülle der Gedanken und Anschauungen und durch seinen derben Humor, womit er die ehrenvollste Gesinnung und Idealität verband. —

Wie der Hecht im Karpfenteiche verursachte der Eintritt Lassalles das größte Aufsehen in dem Kreise Varnhagens. Der bekannte sozialdemokratische Agitator zeigte eine kecke Sicherheit im Verkehr und machte einen befremdenden Eindruck

durch das Herausfordernde und Theatralische in seiner Haltung, wodurch er die sonst günstige Wirkung seiner ausgezeichneten Persönlichkeit beeinträchtigte, welche durch eine schlanke, elegante Figur und durch die bedeutenden Züge des schönen, interessanten Gesichtes unterstützt wurde. In der Unterhaltung glänzte er durch seinen Geist und den Reichtum seiner Kenntnisse, wie durch die Kühnheit seiner Paradoxen und gewagten Behauptungen, die er mit bewunderungswürdiger Dialektik zu verteidigen wußte. —

Zu den gern gesehenen Gästen zählten ferner der berühmte freisinnige Mathematiker, Professor Dirichlet, mit seiner klugen, anmutigen Gattin, einer Schwester von Felix Mendelssohn, der verdienstvolle Orientalist, Doktor Zunz, ein ebenso großer Gelehrter wie gediegener Charakter, reich an sarkastischem Witz, der einst gefeierte, jetzt aber veraltete Naturphilosoph und Schriftsteller Steffens, mit seiner geistvollen Frau und Tochter, der bescheidene Doktor Ascherson, der leider zu früh gestorbene Rechtsanwalt Hiersemenzel, ein talentvoller Jurist und Mitherausgeber der „Hempelschen National-Bibliothek deutscher Klassiker", die Stadtgerichtsräte Graf Wartensleben und Gottheiner, zwei hochgeachtete Juristen, die sich durch ihr lebhaftes Interesse für Litteratur auszeichneten, und der liebenswürdige Doktor Hermann Franck, bemerkenswert durch hohe Bildung und sein tragisches Schicksal, seinen rätselhaften Tod, indem er sich in London zugleich mit seinem jungen Sohn das Leben nahm, was um so unerklärlicher schien, da er in den glänzendsten Verhältnissen lebte und auch sonst eine große Selbstbeherrschung und Seelenruhe besaß. —

Einen besonderen Reiz verlieh dem Salon Varnhagens die Anwesenheit zahlreicher interessanter Damen, die dazu beitrugen, die Gesellschaft zu beleben und die schroffen Gegensätze

zu mildern. Neben Ludmilla Assing waltete Fräulein Solmar, die langjährige Freundin Rahels, gewissermaßen die Ehrendame Varnhagens. Ihre Wohnung in der alten Bank bildete eine Art von Kommandite oder Filiale des Hauses Varnhagen, da sich hier wöchentlich der engere Ausschuß der intimsten Freunde versammelte. — Seltener bemerkte man die doppelt interessante Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die geschiedene Gattin des Freischarenführers von Lützow und Seelenfreundin des Dichters Immermann, von der Begeisterung der Freiheitskriege und von dem Glanz der Poesie umschwebt, verehrt von Theodor Körner und dem edlen Friesen, die der holden Frau ihre ritterliche Huldigungen darbrachten. Obgleich bejahrt und leidend, war sie noch immer eine anmutige Dame, schlank gewachsen und graziös, mit hellen blauen Augen, weiblich zart und mild, begeistert für alles Große und Schöne, wie geschaffen zur Freundin und Geliebten eines Helden und Dichters. Noch im höheren Alter verkehrte sie mit Wilhelm von Humboldt, Tieck, Rauch, Cornelius, Wach, Friedrich von Raumer, Steffens, den Schriftstellerinnen Henriette Paalzow, Katharina Diez, Fanny Lewald und Luise Mühlbach. Bis zu ihrem Tode nahm sie den innigsten Anteil an der Poesie der Gegenwart, förderte sie mit feinem Takt, sicherem Urteil und Kunstverständnis die jungen Talente. In ihrem traulichen Heim las Fedor Wehl sein erstes Trauerspiel: Hölderlins Liebe", Gustav zu Putlitz: „Das Pfand der blauen Schleife", Paleske seinen „König Monmouth" und Gottschall die epischen Gedichte: „Lambertine Mericourt" und „Carlo Zeno".

Ähnlich anregend wirkten Frau von Treskow, unter dem Namen der Generalin von Zielinski als gefeierte Schönheit und durch ihren Briefwechsel mit Rahel bekannt, und ihre talentvolle Tochter Ada, die später mit Erfolg als

Schriftstellerin unter dem **nom de guerre** „Günther von Freiberg“ auftrat; Gisela von Arnim, die von ihrer genialen Mutter Bettina deren Geist und Originalität geerbt zu haben schien; Gräfin Klothilde von Kalkreuth, früher die intimste Freundin der bekannten Gräfin Ida Hahn-Hahn, wie alle Kalkreuths sprudelnd von Witz, eine Aristokratin im besten Sinne, durch und durch loyal, treu dem Königshause, innerlich fromm, blieb sie frei von allen Vorurteilen der Geburt, des Standes und der Religion, eine vornehme Erscheinung trotz ihrer einfachen Toilette, dem braunen Merinokleide, dem unmodernen Hut und dem rot karrierten Wollentuch; Johanna Neander, die Schwester des berühmten Theologen, bekannt durch ihre rührende Liebe für den zerstreuten Gelehrten, von dessen Vergeßlichkeit und Unbehilflichkeit man sich die wunderlichsten Geschichten erzählte.

Ein ebenfalls höchst interessanter und willkommener Gast war die anmutige Hofschauspielerin Lina Fuhr, die später den Augenarzt Geheimrat Waldau heiratete. Ganz besonders beliebt aber war die leider früh verstorbene Schriftstellerin Aline von Schlichtkrull, die Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers, die durch ihre Romane zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ausschließlich mit ernsten Studien beschäftigt, las sie die lateinischen Klassiker in der Ursprache und war musikalisch so gebildet, daß ihr jede Partitur geläufig war und sie die schwersten Kompositionen vom Blatte spielte. Dabei war sie nichts weniger als ein gelehrter Blaustrumpf, sondern eine liebenswürdige, echt weibliche, feine Dame, blond, mit klugen Zügen, blauen Augen und anmutigen Formen. Eine rasch sich entwickelnde Schwindsucht machte ihrem viel versprechenden Leben ein unerwartetes Ende. —

Auch die weite Ferne schickte von Zeit zu Zeit ihre vornehmsten Geister in das Haus Varnhagens, Russen, Fran-

zosen, Engländer und Amerikaner, sodaß der Gedanke Goethes an eine „Weltlitteratur" sich hier verwirklichte. Im Oktober 1852 kam Carlyle, der berühmte Biograph Schillers und Friedrichs des Großen, eine große, hagere Gestalt, mit langem, geröteten Gesicht, scharf beobachtenden Augen und wirren grauen Haaren, in seinem Wesen und Benehmen scheu, fast wild, wie dies bei Menschen zu sein pflegt, die lange Zeit einsam gelebt haben. Kränklich, verstimmt und von der Reise angegriffen, war der berühmte Schotte nur schwer zugänglich und entfaltete nur in einzelnen glücklichen Augenblicken die Originalität und Tiefe seines Geistes. Dagegen machten der damals noch unbekannte Verfasser von dem „Leben Goethes", der Engländer Lewis und dessen spätere Gattin Miß Eliot, die gefeierte Dichterin des „Adam Bede", durch ihr liebenswürdiges Benehmen einen um so angenehmeren Eindruck. Unter den russischen Gästen erschienen die Herren Viedert und Jegor von Sievers bemerkenswert. Der erstere las hier die Übersetzung des „Revisors" von Gogol und Bruchstücke aus dem damals noch wenig bekannten „Tagebuch eines Jägers" von Turgeniew mit vielem Beifall vor, während Herr von Sievers durch seine farbenreichen Reisebilder aus den Tropen, die er soeben bereist hatte, die Hörer erfreute.

Mit aufrichtiger Freude und Auszeichnung wurde Deutschlands großer Lyriker Ludwig Uhland von allen begrüßt und gefeiert, als er 1853 nach Berlin gekommen war, um die Schätze der Bibliothek für seine litterarhistorischen Arbeiten zu benutzen. Bekanntlich war das Äußere des berühmten Dichters unscheinbar wie das Gefieder der Nachtigall, die unter der bescheidenen grauen Hülle die herrliche Liederfülle verbirgt. Nur die seelenvollen blauen Augen, die hohe, klare Stirn und der feine, sinnige Mund kündigten den Sänger unsterblicher Lieder und Balladen an. Gegen seine sonstige Gewohnheit

erschien der stille schweigsame Uhland bei seinem alten Freunde Varnhagen angeregt und anregend, sogar gesprächig und unterhaltend. Im Gespräch wechselten mit den Erinnerungen seiner poetischen Jugend die politischen Reminiscenzen an die Versammlung in der Paulskirche und an das Rumpfparlament, bis zu dessen Ende er für die Einheit und Freiheit Deutschlands treu und fest wie immer ausgeharrt hatte.

Nicht minder sympathisch war allen die geniale Wilhelmine Schröder-Devrient, die größte deutsche dramatische Sängerin, die sich 1852 längere Zeit mit ihrem Gatten, Herrn von Bock, einem hoch gebildeten livländischen Gutsbesitzer, in Berlin aufhielt und den Salon Varnhagens durch ihr Talent erfreute. Obgleich sie bereits in den Vierzigen stand, entzückte sie noch immer durch ihre Liebenswürdigkeit, durch die Lebhaftigkeit des Geistes und durch ihren bezaubernden Gesang, sowie durch ihre fesselnde Unterhaltung. Die kleinste unbedeutende Erzählung gewann in ihrem Munde einen unbeschreiblichen Reiz und gestaltete sich unwillkürlich zu einer dramatischen Scene, indem sie die darin vorkommenden Personen und Situationen so lebendig und plastisch darzustellen wußte, daß man sie zu sehen und zu hören glaubte. Aus ihrem reichen und vielbewegten Leben, das sie mit den höchsten Ständen zusammengeführt hatte, erzählte sie die interessantesten und pikantesten Geschichten mit einer seltenen Aufrichtigkeit und Freimütigkeit. Obgleich ihre Stimme durch Alter und Kränklichkeit die jugendliche Frische und Fülle zum Teil bereits eingebüßt hatte, erzielte sie durch den vollendeten künstlerischen Vortrag eine außerordentliche Wirkung. Keine lebende Sängerin erreichte auch nur entfernt die dramatische Kraft und hinreißende Leidenschaft der Schröder-Devrient. Es lag etwas Dämonisches, Berauschendes in ihrem Gesang, und wer jemals das Glück gehabt hatte, von ihr die Lieder Schuberts, Schu-

manns u. s. w. zu hören, dem wird dieser einzige musikalische Genuß unvergeßlich bleiben. —

So bot der Salon Varnhagens eine Fülle geistiger und künstlerischer Anregungen, die nicht so leicht wiederkehren dürften. Leider war ihm nur noch eine kurze Dauer vergönnt. Am 10. Oktober 1858 starb Varnhagen, vom Schlage gerührt, während er mit Ludmilla eine Partie Schach spielte. Nach seinem Tode löste sich der Kreis auf, dessen Mittelpunkt er war. Seine Universalerbin Ludmilla veröffentlichte, hauptsächlich auf Lassalles Veranlassung, die berüchtigten „Tagebücher“ und Briefe ihres Onkels, die ein peinliches Aufsehen erregten und ihr eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung zuzogen. Um der ihr drohenden Gefängnisstrafe zu entgehen, flüchtete sie nach Florenz, wo sie seitdem lebte. Schon im vorgerückteren Alter heiratete sie den verabschiedeten Bersaglieri-Lieutenant und Journalisten Grimeli, von dem sie jedoch sich bald wieder scheiden ließ. Kurz vor ihrem Tode verfiel sie in eine Geisteskrankheit. In ihrem Testament setzte sie die italienische Demokratie zur Erbin eines nicht unbedeutenden Vermögens ein. Ihre aus Amerika zurückgekehrte Schwester, mit der sie zerfallen war, suchte das Testament anzugreifen, wurde aber mit ihrer Klage abgewiesen, worauf sie sich das Leben nahm. So tragisch endete das Haus Varnhagens und mit ihm der letzte litterarische Salon Berlins, der nur noch in der Erinnerung der Zeitgenossen fortlebt, aber der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.





Der Verein „Berliner Presse“.

Von

Ernst Wichert.

Wenn mehr als dreihundert Berliner Schriftsteller und Journalisten, darunter fast alle, die in Berlin überhaupt durch ihre schriftstellerische Thätigkeit oder ihre Stellung in der Journalistik Ansehen und Bedeutung haben, sich als Mitglieder eines Vereins zusammenfinden, so wird nicht ausbleiben können, daß diese Verbindung sich als Vertretung der Berliner Presse fühlt und auch von außen her als solche angesehen wird, mag es ihr auch an einer selbst stillschweigenden Vollmacht der nicht aufgenommenen Fachgenossen und an einer obrigkeitlichen Beglaubigung fehlen. Ja, der moralische Einfluß, den die Stellung der Hauptstadt des Reiches ausübt, aus welcher die Presse ganz Deutschlands und der auswärtigen Staaten von meist ständigen Korrespondenten mit Nachrichten versorgt wird, und der Umstand, daß dieser große Verein hier seinen Sitz hat, wirken so stark, daß der Berliner Organisation in allen die deutsche Presse berührenden Angelegenheiten, welche einen gemeinsamen Betrieb wünschenswert erscheinen lassen, von den anderen ähnlichen Lokalverbänden willig eine führende Stimme zuerkannt wird. Seine Beziehungen zum Berliner

Buchhandel ergeben sich aus dem Verhältnis zwischen Schriftstellern und Verlegern von selbst; auch hat es an direkter Verbindung, namentlich zu wohlthätigen Zwecken, nicht gefehlt.

Der Verein nimmt den 3. Juli 1862 als den Tag seiner Gründung an. Es kann auffallend erscheinen, daß erst damals die in Berlin thätigen Schriftsteller und Journalisten zu dem löblichen Entschluß kamen, sich zu dauernder Vereinigung die Hand zu reichen, da doch bereits vierzehn Jahre vorher der Presse die Fesseln abgenommen waren und sich seitdem der Kreis der bei ihr thätigen Personen in der über eine halbe Million Einwohner zählenden Hauptstadt Preußens sehr erweitert hatte. Bemühungen mögen wohl auch nicht ganz ausgeblieben sein, aber es war jedenfalls nicht gelungen, so viele Köpfe mit „viel Sinn" unter einen Hut zu bringen. Es wird erzählt, daß die einzelnen Gruppen, wie sie sich aus der Parteistellung ergaben, gegen einander auch gesellschaftlich eine abschließende Haltung bewahrten, und daß es lange ein Ding der Unmöglichkeit schien, sie zu kollegialer Annäherung zu bewegen. Auch nachdem Wien mit der Gründung der „Concordia" vorangegangen war, dauerte es noch mehrere Jahre, bis man Berlin für ein ähnliches Unternehmen reif hielt, und es war dann schließlich ein zufälliger Anlaß, der unserem Verein das Entstehen gab. An jenem 3. Juli 1862 wurde die Eisenbahn nach Thale im Harz eingeweiht, wozu auch die Berliner Presse Einladungen erhalten hatte. Da fanden sich nun in einem Abteil des Zuges mehrere Schriftsteller und Journalisten zusammen, namentlich Heinrich Pröhle, Karl Frenzel, Julius Schweitzer, Moritz Gumbinner, und man verständigte sich so gut mit einander, daß der aus einer plötzlichen Aufwallung hervorgegangene Mahnruf des letztgenannten: „Kinder, bleiben wir doch zusammen!" allgemeinen Anklang fand. Die Gründung eines Vereins, für den die Namen Tintenfaß,

Feder zc. in Vorschlag kamen, wurde anfangs scherzhaft besprochen, gewann aber schon bei dem Festessen im Zehnpfund-Hotel und dann bei der Rückfahrt in weiterem Kreise genug festen Halt, daß die Ausarbeitung eines Statuts in Angriff genommen werden konnte. Dr. Alexis Schmidt, damals Redakteur der Spenerschen Zeitung, Dr. G. Hesekiel (Kreuzzeitung) und Dr. Alexander Meyer hatten es am 13. August glücklich zustande gebracht, und am 20. August wurde der neue Verein, welcher auf Hesekiels Vorschlag den Namen „Berliner Presse" erhielt, mit anfangs 43 Mitgliedern im ehemaligen Café Belvedere hinter der Hedwigskirche konstituiert. Als sein erster Vorsitzender ging aus der Wahl Alexis Schmidt, als dessen Stellvertreter Hesekiel, als Schriftführer Alexander Meyer, als Schatzmeister Julius Schweitzer hervor, der dieses Amt bis zu seinem Lebensende (1893) bekleidete und durch treffliche Wirtschaft das Vermögen des Vereins auf den namhaften Bestand von weit über 200 000 Mark brachte. Dr. Alexis Schmidt blieb bis 1869 erster Vorsitzender des Vereins und wurde dann 1872 noch einmal gewählt. Es war inzwischen beschlossen worden, daß die Vorsitzenden nach Ablauf ihres Amtsjahres zunächst nicht wieder wählbar sein sollten, eine Bestimmung, die später dahin abgeändert wurde, daß erst eine einmalige, dann eine zweimalige Wiederwahl zulässig war. Es sind weiter Dr. Schmidt 7 mal, Streckfuß, Dr. Zimmermann, Dr. Paul Lindau je 1 mal, Dr. Guido Weiß 3 mal, Robert Schweichel 8 mal, Ernst Wichert 7 mal, Friedrich Spielhagen 2 mal, Hermann Sudermann 2 mal, Dr. Schlenther 1 mal gewählt worden. Als zweiter Vorsitzender hat längere Zeit (1865—1869) Dr. Karl Frenzel, übrigens auch (1863) Berthold Auerbach und Otto Lindner fungiert. Als Schriftführer sind am längsten Dr. Cossmann, Trescher (10 Jahre lang) und G. Dahms thätig gewesen.

Nach seinem provisorischen Statut bezweckte der Verein lediglich „die Vermittelung persönlicher Bekanntschaft und geselligen Zusammenseins zwischen den Schriftstellern verschiedener Parteirichtung und Lebensstellung“, behielt sich aber die Erweiterung auf andere Zwecke (Wahrung gemeinsamer Interessen, Unterstützung u. s. w.) vor. So wurde denn schon 1863 eine Darlehnskasse, die jedoch bis auf die letzte Zeit zu vielfachen Klagen Anlaß gab, 1864 eine Sterbekasse (anfangs durch Einschuß bei jedem Sterbefall), 1866 eine Krankenkasse mit besonderem Statut begründet. Die Statuten des Vereins wurden endlich 1869 einheitlich redigiert. Als Zweck des Vereins war nun auch ausdrücklich „Wahrung der gemeinsamen Interessen“ bezeichnet. In dieser Zeit zählte er gegen 90 Mitglieder. Im folgenden Jahre wurde ihm auch eine Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Schriftsteller, die nicht dem Verein angehören, beigefügt; sie ist später durch Jahresbeiträge einer Zahl von Berliner Zeitungen erweitert. Auf Grund eines revidierten Statuts vom 10. Januar 1884, in welchem auch eine Witwen-Unterstützungskasse Aufnahme gefunden hatte, sind darauf dem Verein durch Kabinettsordre vom 14. März 1884 die Rechte einer juristischen Person verliehen worden. Endlich machte die Begründung einer Alterspensionskasse laut Statut vom 8. April 1891 eine nochmalige Umarbeitung der Statuten, genehmigt unterm 29. Mai 1891, erforderlich, und kürzlich (1898) ist die Modifikation einiger Bestimmungen, so namentlich Erweiterung der Vorstandsmitgliederzahl (ursprünglich 4, dann 7) auf 9, progressive Erhöhung der Eintrittsgelder nach dem Lebensalter der Eintretenden und andere Verteilung der Einnahmen auf die verschiedenen Kassen, in die Wege geleitet worden.

Nach dem gegenwärtigen Statut bezweckt der Verein

„Berliner Presse" die gesellige Vereinigung der in Berlin und Umgegend wohnenden Schriftsteller aller Parteirichtungen und Berufsstellungen, die Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen, sowie die Unterstützung der Mitglieder in Notfällen und Fürsorge für ihre Hinterbliebenen. Er hat seinen Sitz in Berlin.

Der lokale Bezirk wird nicht zu enge gefaßt; unter der „Umgegend von Berlin" sind nicht nur die Vororte begriffen, sondern wohl auch Orte in der Nachbarschaft, wenn deren Entfernung nicht zu groß ist. Wer übrigens einmal Mitglied geworden ist, hat die Berechtigung, unter Weiterzahlung seiner Beiträge Mitglied des Vereins zu bleiben, falls er seinen Wohnort zeitweilig von Berlin verlegt, und „zeitweilig" heißt nichts anders als: nicht in der Absicht der Nimmerwiederkehr. Der Verein hat Mitglieder, die schon eine lange Reihe von Jahren auswärts wohnen, aber das frühere Band festhalten. Wenn das Statut ferner zunächst die Wahrung der gemeinsamen Interessen seiner Mitglieder in Aussicht nimmt, so sind damit keineswegs nur Interessen gemeint, welche im Besonderen die zum Verein gehörigen Personen angehen, sondern ebenso schriftstellerische Interessen, die den ganzen Schriftstellerstand, und also auch die durch den Verein vertretenen Schriftsteller und Journalisten begreifen. So hat der Verein öffentliche Gedenkfeiern für Jean Paul, Shakespeare, Lessing, Berthold Auerbach, L. Uhland, Rückert, R. Löwenstein, Gustav Freytag veranstaltet und dem großen Stilisten General Moltke zum 90. Geburtstage seine Huldigung dargebracht. Er hat, wenn es sich um die Gesetzgebung in Angelegenheiten der Presse handelte, nicht unterlassen, sich in Denkschriften und Petitionen gegenüber den Behörden und parlamentarischen Körperschaften zu äußern, so betreffend Abschaffung der Stempelsteuer für Zeitungen, das Urheberrecht an Werken der Litteratur und Kunst, den Schutz des geistigen Eigentums

in Amerika, das deutsche Preßgesetz, das bürgerliche Gesetzbuch, die Strafvollzugsordnung und die sogenannte Umsturzvorlage. Seine Einwirkung auf die Mitbeteiligung der anderen deutschen Schriftsteller- und Journalisten-Vereine in solchen Fällen ist nicht unfruchtbar gewesen. Er ist dem 1895 in Hamburg begründeten Verbande derselben, nach Beseitigung der Hindernisse, beigetreten und ebenso bei den internationalen litterarischen Kongressen in Paris, Antwerpen ꝛc. durch Delegierte beteiligt gewesen. Er hat in Fällen, die das Verhältnis der Verlegerschaft (Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel) betrafen, in Denkschriften und bei Konferenzen den schriftstellerischen Standpunkt zu wahren gesucht, ferner einen Ausschuß zur rascheren Verständigung der Berliner Zeitungen untereinander in den sie betreffenden Angelegenheiten eingesetzt und kürzlich eine ständige Kommission mit der Sammlung und Verarbeitung von Materialien betreffend das Preßrecht und die auf Grund desselben ergehenden gerichtlichen Entscheidungen betraut, welche sodann an alle in Deutschland erscheinenden Hauptzeitungen die Aufforderung ergehen ließ, ihr von allen wichtigeren Fällen der Verurteilung oder Freisprechung, womöglich mit Einsendung der Akten, Mitteilung zu machen. Man hofft, daß es dieser Centralstelle gelingen wird, nicht nur eine Übersicht der gesamten Rechtsprechung auch auf diesem Gebiet zu erlangen, sondern auf dieselbe zu Gunsten der, namentlich durch die Anwendung des sogenannten Groben-Unfug-Paragraphen und die Erfindung des ambulanten Gerichtsstandes arg beschwerten Presse einen heilsamen Einfluß zu gewinnen.

Die gesellige Vereinigung der Mitglieder wird regelmäßig durch ein gemeinsames Abendessen am ersten Mittwoch jeden Monats herbeigeführt. Die Teilnahme dabei ist gewöhnlich recht lebhaft. Die Hälfte der Kosten wird von der

Vereinskasse übernommen. Gäste können mitgebracht werden, für welche dieses Benefiz natürlich nicht gilt. Außerdem pflegt an einem anderen Mittwoch des Monats eine ordentliche Versammlung stattzufinden, in welcher die zur Beratung stehenden Gegenstände gemäß der bei der Einladung veröffentlichten Tagesordnung erledigt werden.

Von den Unterstützungszwecken des Vereins soll weiter unten die Rede sein.

In betreff der Organisation ist zu bemerken, daß die Geschäfte von einem aus 9 (bisher 7) Personen bestehenden Vorstande geleitet werden, von denen der erste Vorsitzende und seine beiden Stellvertreter, der erste und zweite Schriftführer, sowie der Schatzmeister und sein Stellvertreter für ihre Ämter namentlich und einzeln gewählt werden. Der Vorsitzende beruft den Vorstand, so oft dies die Lage der Geschäfte erfordert, oder auf Antrag von zwei Vorstandsmitgliedern, bestimmt die Tagesordnung für die Vorstands- und Vereinssitzungen, (hat also auch das Recht, die für diese eingehenden Anträge, welche ihm nach Inhalt oder Form unzulässig scheinen, zurückzuweisen), und präsidiert in denselben, an eine Geschäftsordnung gebunden. Zur Beschlußfähigkeit des Vorstandes ist die Anwesenheit der Mehrzahl seiner Mitglieder (jetzt also 5) erforderlich. Zwei Mitglieder des Vorstandes bilden mit dem Schatzmeister ein Kuratorium, welches die Verpflichtung hat, die eingehenden Unterstützungsgesuche zu prüfen. Der Vorstand vertritt den Verein in allen Angelegenheiten und Rechtsgeschäften; Urkunden, welche ihn vermögensrechtlich verpflichten sollen, müssen mit der Unterschrift „Berliner Presse" vom Vorsitzenden und dem Schatzmeister oder dem Schriftführer, bezw. ihren Stellvertretern vollzogen sein. Die Verwaltung der Kassen wird von zwei jährlich gewählten Revisoren kontrolliert.

Die Aufnahme in den Verein erfolgt durch einen Ausschuß von 7 Personen, bei Anwesenheit von mindestens vier derselben. Das Verfahren ist folgendes: Wer aufgenommen sein will, hat dem Vorstande eine schriftliche, mit Angabe seines Geburtsjahres und kurzem Lebenslauf versehene Meldung einzureichen, welche von zwei Mitgliedern des Vereins (Paten), die aber nicht dem Vorstande oder Aufnahmeausschuß angehören dürfen, unterstützt sein muß. Diese Meldung wird, wenn sie ordnungsmäßig ist, vom Schriftführer dem Vorsitzenden des Ausschusses übergeben, welcher sie in einer Sitzung desselben, zu der auch die Paten einzuladen sind, zum Vortrag bringt. Die Paten haben das Recht, der Verhandlung, nicht aber auch der Beratung (nach der jüngsten Statuten-Revision) und der Abstimmung beizuwohnen. Ergeben sich Anstände, so wird letztere bis zu deren Klarstellung durch geeignete Mittel ausgesetzt. Als abgelehnt gilt der Aufnahmevorschlag, wenn mehr als eine Stimme sich gegen den Kandidaten erklärt. Gegen die abweisenden Beschlüsse des Ausschusses (bisher über seine Beschlüsse überhaupt) ist mit Unterstützung von 10 Mitgliedern Berufung an den Verein zulässig, welcher dann über die Aufnahme durch Kugelung mit $^2/_3$ Mehrheit entscheidet. Diesem strengen Verfahren vornehmlich ist die Reinhaltung von allen das einträchtige Zusammenwirken schädigenden Elementen zu danken. Der Aufgenommene erhält die Mitgliedskarte und ein Exemplar des Statuts.

Der Austritt steht jederzeit auf schriftliche Anzeige beim Vorstande frei. Wer mit der Zahlung der Beiträge trotz wiederholter schriftlicher Mahnung länger als 6 Monate rückständig bleibt, geht der Mitgliedschaft verlustig. Die Ausschließung erfolgt durch den Vorstand, wenn ein Mitglied zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte rechtskräftig ver-

urteilt ist, oder sich einer „ehrlosen Handlung“ schuldig gemacht hat. Was unter einer solchen zu verstehen, ist in jedem besonderen Falle zu prüfen. Wiederholte Versuche, ein Ehrengericht einzuführen, sind an dem Widerwillen der Mitglieder gegen jede Art der Beaufsichtigung und Disciplinierung stets gescheitert. Es kann aber dem Vorstande, wenn er eine unanständige Handlung nicht für eine ehrlose erklären kann, nicht verwehrt sein, bei Ablehnung des Ausschlußantrages doch seine Mißbilligung auszusprechen.

Eine ordentliche Generalversammlung am dritten Mittwoch des Oktobers hat die Jahresrechnung abzunehmen, den Etat festzustellen, die Wahlen zu bewirken und gewisse für das nächste Jahr giltige Anordnungen in Kassensachen zu treffen.

Die Einnahmen des Vereins sind teils ordentliche (Zinsen seines jetzt ca. 320 000 Mark betragenden Vermögens, Eintrittsgelder — jetzt je nach dem Lebensalter des Eintretenden 30—200 Mark — und Jahresbeiträge — vierteljährlich 7 Mark), teils außerordentliche. Die letzteren ergeben sich aus Legaten, Geschenken und aus besonderen Veranstaltungen, welche einen Reingewinn versprechen, so namentlich Theatervorstellungen und Matineen (bei solchen haben schon die namhaftesten Künstler, so Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Ernst Possart, Adolf Sonnenthal, Frl. Wolter mitgewirkt, auch pflegt die eine oder andere jährlich die Generalintendanz der königl. Schauspiele mit Allerhöchster Genehmigung zu bewilligen), öffentliche Vorlesungen, die der Verein an gewöhnlich 6—8 Abenden des Winters veranstaltet, und der Presseball. Die Vorlesungen (seit 1875) zu welchen interessante Mitwirkende auch von auswärts herangezogen werden, erfreuen sich großer Beliebtheit. Der Presseball, zuerst 1872 versucht, seit Jahren in den schönen Räumen der

Philharmonie, sind geradezu eine Berliner Spezialität geworden, wie etwa die Subskriptionsbälle im Königl. Opernhause. Es werden dazu die Spitzen der Behörden, hohe Militärs, die Gesandtschaften und die Koryphäen der Berliner Theater eingeladen. Die scharfe Sichtung der Meldungen zur Teilnahme sorgt dafür, daß man sich in bester Gesellschaft befindet. Eine meist künstlerisch oder litterarisch wertvolle Damenspende fehlt nie. Von Zeit zu Zeit ist mit dem Ball ein Tombola verbunden, zu welcher in liberalster Weise von den Berliner Künstlern und Verlagsbuchhändlern Gewinne gestiftet werden. Die Einnahme ist meist sehr beträchtlich und hat wesentlich zur Ansammlung des Vermögens beigetragen. Um den Ball hat sich besonders Georg Schweitzer, um die Vorlesungen G. Dahms verdient gemacht.

Es sei hier angeschlossen, daß der Verein gern auch zur Linderung von Notständen allgemeinerer Art thätig gewesen ist, so namentlich 1883 für die Rhein-Überschwemmten, 1892 für die Hamburger Notleidenden erfolgreich Vorstellungen veranstaltet hat.

Der Überschuß der ordentlichen Einnahmen fließt den beiden älteren Kassen des Vereins, der Unterstützungs- und Sterbekasse und der Witwenpensionskasse zu gleichen Teilen zu. An den außerordentlichen Einnahmen partizipieren diese beiden Kassen (und zwar jetzt ungleich zu $^1/_5$ und $^2/_5$, da die Witwenkasse mehr bedarf), und die 1891 begründete Alterspensionskasse, welche $^2/_5$ (bisher $^1/_3$), mindestens aber 3000 Mark erhält. Jede Kasse vereinnahmt für sich die Zinsen des für sie angesammelten Kapitals und besondere Zuwendungen.

Aus der Unterstützungs- und Sterbekasse werden außer den Beihilfen an bedürftige Mitglieder den Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder Sterbegelder gezahlt, und zwar 300 Mark, wenn das Mitglied bereits der Alterpensions-

kasse angehört hatte, sonst 500 Mark. Aus der Witwenpensionskasse werden laufende Unterstützungen verausgabt, deren Höchstbetrag für den Monat jährlich in der General-Versammlung festgesetzt wird. Sie kann dem Bedarf noch immer nicht ausreichend genügen. Aus der Alterspensionskasse endlich bezieht jedes Mitglied, welches 65 Jahre alt ist und dem Verein 30 Jahre angehört, bis an sein Lebensende jährlich 300 Mark. Es wird angestrebt, diese Pension zu erhöhen oder die Altersgrenze herabzusetzen, wozu jedoch sehr erhebliche Mittel erforderlich sind. Zu dieser Kasse werden von allen Mitgliedern Jahresbeiträge bis zum Maximum von 20 Mark geleistet, welche sich jedoch durch die außerordentlichen Einnahmen bis auf 4 Mark vermindern können. Der Bedarf wird jährlich in der Generalversammlung festgestellt. Alle drei Jahre findet eine versicherungstechnische Prüfung statt.

Für die ursprünglich allein bestehende Darlehnskasse sind 1500 Mark festgelegt. Sie bewährt sich nicht, weil die Bedingung ihres gedeihlichen Bestehens: rücksichtslose Beitreibung der gewährten Darlehne nach Verfall der Wechsel, nicht gut eingehalten werden kann.

Kürzlich ist durch ein Legat von 4000 Mark auch der Grund zu einer besonderen Krankenkasse des Vereins gelegt.

Endlich ist der Presseklub zu erwähnen, welcher im Mai d. Js. in den schönen und sehr ansprechend ausgestatteten Räumen des Hauses Unter den Linden 33 eröffnet ist. Es hatte sich längst schon für den Verein das Bedürfnis herausgestellt, über ein Lokal verfügen zu können, das als Geschäftsstelle anzusehen sei, und in welchem nicht nur seine Versammlungen abzuhalten wären, sondern auch die Sitzungen des Vorstandes, Aufnahmeausschusses und der zu bestimmten

Zwecken gewählten Kommissionen stattzufinden hätten, auch die Archivalien aufbewahrt, Briefe abgegeben und Drucksachen aufgelegt werden könnten. Für sehr wünschenswert wurde es auch erachtet, Räume zu geselliger Zusammenkunft der Mitglieder und ihrer Gäste dauernd zur Verfügung zu haben. Bisher hatte der Verein dem Künstlerverein dessen Lokal im Architektenhause nur zum Gebrauch an den Mittwoch-Abenden abgemietet. Nachdem nun der Künstlerverein sich ein eigenes Heim in der Bellevuestraße begründet hatte, mußte dieses Mietsverhältnis am 1. April aufhören, und es kam nun ernstlich zur Erörterung der Frage, welche andere Lokalität für den Verein gewählt, und ob nicht endlich die Gründung eines Klubs in Aussicht genommen werden sollte. Es galt dabei die Schwierigkeit zu überwinden, daß der Verein als solcher nicht finanziell über seine Bedürfnisse hinaus belastet werden dürfe. Frühere Vorschläge, ein Haus zu erwerben und die Zinsen des Anlagekapitals durch die Vermietung der Räumlichkeiten in demselben herauszuwirtschaften, waren als unausführbar abgelehnt worden; der wesentlich wohlthätigen Zwecken gewidmete Verein durfte weder sein Kapitalvermögen zu solchem Erwerb verwenden, noch Schuldverhältnisse eingehen. Man war aber auch darüber einig, daß nicht einmal mit dem Gelde des Vereins eine Klubeinrichtung beschafft und die Miete für ein Klublokal bezahlt werden dürfe, der Verein vielmehr nur für seine nächsten Bedürfnisse zu sorgen habe. Die schwere Aufgabe, diese verschiedenen Interessen zu befriedigen, scheint nun sehr glücklich gelöst zu sein.

Der Klub ist nämlich, wie er jetzt organisiert worden, zwar aus dem Verein hervorgegangen und mit demselben in dauernde Verbindung gesetzt, aber doch selbständig. Dieses Prinzip gab die Möglichkeit, bei dem Klub nur diejenigen Mitglieder des Vereins zu beteiligen, welche teilnehmen

wollen, ihnen aber besondere Vorteile (Aufnahme auf Grund einfacher Meldung, sehr ermäßigte Jahresbeiträge) zuzuwenden und auch Personen anderer Berufsstände als Klubmitglieder mit vollen Rechten aufzunehmen, ohne daß dieselben dadurch in Beziehungen zum Verein treten. Es ist ferner das Betriebskapital durch die Bestimmung herbeigeschafft worden, daß jedes Klubmitglied seinen Jahresbeitrag von 50 Mark durch einmalige Zahlung von 1000 Mark ablösen kann. Von dieser Befugnis ist ausreichend Gebrauch gemacht. Die laufenden Ausgaben werden durch die laufenden Einnahmen gedeckt. Der Verein als solcher hat einen direkten Einfluß auf die Verwaltung des Klubs dadurch, daß ihm das Recht eingeräumt ist, eine im Statut bestimmte Anzahl Mitglieder des Klubvorstandes und des Klubausschusses zu ernennen, und daß die Aufnahme eines nicht dem Verein angehörenden Mitgliedes nur mit Zustimmung des Vereinsvorstandes erfolgen kann. Es ist dadurch eine gewisse Garantie dafür gegeben, daß der Klub stets aus Elementen zusammengesetzt sein wird, mit denen der gesellige Verkehr den Vereinsmitgliedern genehm sein darf, und daß nicht leicht von den Klubbehörden Beschlüsse gefaßt werden können, welche die Interessen des Vereins verletzen. Diesem ist ferner die Befugnis erteilt, gegen eine zu vereinbarende Jahresmiete und Entschädigung die Klubräume für seine Zwecke mitzubenutzen, dort also sein ständiges Archiv zu haben, seine Sitzungen und Versammlungen abzuhalten, die gemeinsamen Abendessen zu veranstalten, auch die Dienste des angestellten Sekretärs für sich in Anspruch zu nehmen. Dadurch sind die Leistungen des Vereins limitiert und von der jährlichen Feststellung abhängig gemacht. Andererseits wird durch sie ein so erheblicher Teil der Klubausgaben gedeckt, daß sich daraus schon die Ungleichheit des jährlichen Klubbeitrages für Mitglieder und

Nichtmitglieder des Vereins rechtfertigt. Thatsächlich sind fast alle Mitglieder des Vereins zugleich Mitglieder des Klubs, dessen Einrichtungen übrigens im allgemeinen denen anderer Klubs gleichen, nur daß ein größeres Gewicht auf die Einrichtung eines sehr reichhaltig mit in- und ausländischen Zeitungen ausgestatteten Lesezimmers und eines der Unterhaltung bestimmten Salons, als auf die Darbietung von Räumen zum Spiel, die doch nicht fehlen, gelegt ist. Der Klub steht in Verbindung mit einem in demselben Hause befindlichen großen Restaurant, welches die leiblichen Bedürfnisse seiner Mitglieder befriedigt.

So läßt sich hoffen, daß der Verein „Berliner Presse" auch ferner wachsen und gedeihen werde. Viel bleibt noch zu thun, um ihm einen Vermögensstand zu sichern, der ihn befähigt, angemessen seiner Stellung in der Reichshauptstadt die Pflichten gegen unterstützungsbedürftige Mitglieder, Witwen und Waisen, Invaliden der schriftstellerischen Arbeit zu erfüllen. Es gehört dazu mindestens eine Million. Möge wenigstens die Hälfte davon bei der Feier seines fünfzigjährigen Bestehens nachgewiesen werden können!





Schriftsteller und Verleger.

Randbemerkungen

von

Otto von Leixner.

Es hat Verleger gegeben und giebt auch noch heute solche, die ihr „Geschäft“ nur als Kaufleute ausüben. Der Schriftsteller gilt ihnen als Erzeuger einer Ware, die er ausbietet und an den verschachert, der am besten zahlt. Sie selber schätzen solche Ware am höchsten, die der größten Nachfrage begegnet, also den besten Gewinn abwirft. Demgemäß treten sie am liebsten in „Geschäftsverbindung“ mit solchen Schriftstellern, die die am meisten marktgängige Ware liefern. Und vermögen sie mit geringen Kosten großen Gewinn zu erzielen, so wird ihr Gewissen ihnen keine Hindernisse bereiten.

Und es giebt Schriftsteller, die nach diesen Ausnahmen den ganzen Stand der Verleger beurteilen. Sie hegen immer Mißtrauen. Sich vorzustellen, daß eines ihrer Werke dem Verleger Verlust bringen könnte oder bringe, ist ihnen unmöglich. Von aller Arbeit und den Kosten, die der Verlag eines Buches mit sich bringt, haben sie nicht die geringste Vorstellung. Sie hegen die kindliche Überzeugung, daß jeder ihrer Freunde und Bekannten das Werk „sicher“ kaufen werde

und rechnen dem Verleger bei Heller und Pfennig insgeheim vor, was er an dem Buch verdienen „müsse“. Und weist man ihnen — ich kenne solche Fälle — aus den Büchern nach, daß erst knapp hundert Abzüge verkauft sind, so werden sie einem Freunde anvertrauen, man habe sie betrogen, denn es sei unmöglich, daß das Werk nicht gegangen wäre; es seien gewiß mehr Exemplare gedruckt worden, als vereinbart war; dann habe der Verleger „nichts für das Buch gethan, es nicht genug angezeigt und zu wenig an Zeitungen gesendet“. Für solche Schriftsteller ist jeder halbwegs wohlhabende Verleger eine Spinne, die ihre Opfer in das Netz lockt und aussaugt, um selber fett zu werden.

Es giebt aber in Deutschland auch sehr viele opferfähige Verleger. Ich denke dabei nicht an alte, bekannte Häuser, die oft mit großen Zuschüssen für Wissenschaft und Volksbildung wichtige Unternehmungen aufrecht erhalten, thatsächlich nur der Ehre wegen. Ich denke dabei an Verleger, die aus Idealismus — mag es auch ein irregehender sein — einen großen Teil ihres Vermögens dem aufstrebenden Geschlechte geopfert haben. Das junge Schrifttum — von etwa 1885 an — hat seinen Verlegern wirklichen Nutzen nur in Ausnahmefällen gebracht. Mancher Verlag ist fast oder ganz daran zu Grunde gegangen, andere haben schweres Lehrgeld bezahlt. Und wenn auch einige wenige Werke und Zeitschriften dieser Richtung mit dem Gelde der Verfasser oder irgend eines Gönners in die Welt gesetzt worden sind, so bilden solche Fälle doch verschwindende Ausnahmen. Zumeist haben Verleger ererbtes oder erworbenes Vermögen bei der Herausgabe zugesetzt — und sehr oft auf Nimmerwiedersehen. Mir ist eine Reihe von Fällen bekannt, wo Verleger aus persönlicher Vorliebe für die Werke eines Schriftstellers drei und mehr

seiner Bücher angekauft haben, trotzdem das erste entschiedenen Mißerfolg hatte und es auch bei den folgenden dabei geblieben ist. Solche Thatsachen sprechen entschieden dafür, daß in dem Kreise der deutschen Verleger edle Gesinnung häufiger anzutreffen ist, als gar mancher Schriftsteller denkt.

Kein Stand als solcher ist frei von räudigen Schafen. Auch der meinige nicht. Es giebt Schriftsteller, denen der Beruf nichts ist als ein Mittel zum Gelderwerb, und deren größte Kunst darin besteht, Verleger „hineinzulegen". Es kann ebenso gut vorkommen, daß diese die „Idealisten" und jene die „Geschäftsleute" sind, wie umgekehrt.

Beide Berufe sind auf einander angewiesen. Die vereinzelten Versuche von Schriftstellervereinigungen, den Verlag in eigene Hand zu nehmen, sind meines Wissens immer gescheitert. Zuweilen hat es sich sogar gezeigt, daß die Verluste die Fortführung des Verlags unmöglich gemacht haben. Die natürliche Verbindung beider Kreise erfordert aber auch von beiden Seiten ehrenhafte Gesinnung und gegenseitige Kenntnis der Verhältnisse. Kein Teil soll dem anderen Verpflichtungen auferlegen, die nur den eigenen Vorteil bezwecken. Deshalb wäre sehr zu wünschen, daß für Abfassung der Verträge sich eine Fassung fände, die beider Teile Rechte und Pflichten berücksichtigt und nicht den Schriftsteller dem Verleger mit gebundenen Händen für alle Zeit ausliefert.

Sehr zu wünschen wäre die Gründung eines gemeinsamen Ausschusses, der zur Hälfte aus Schriftstellern, zur anderen aus Verlegern bestünde. Den Vorsitz führen könnte ein von beiden gewählter sachkundiger Rechtsmann. Dieser ständige Ausschuß wäre die Stelle, wo

alle Streitigkeiten zwischen Bücherschreibern und Verlegern zunächst anhängig zu machen wären. Hier könnte durch Erfahrung der Umfang dessen, was ein Teil dem anderen zu geben hat, festgelegt und allmählich von hier in die allgemeine Übung eingeführt werden.

Ein Übelstand, den beide Teile gemeinsam zu bekämpfen hätten, ist der „Kommissions-Verlag“. Meine Worte treffen nicht dessen ehrenhafte Vertreter. Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es Verleger giebt, die unter Rechtsformen Ausbeuter der Dummen geworden sind. Hunderte, Weiber wie Männer, sind vom Tintenteufel besessen und glauben, ein Buch stelle als solches den Einlaßzettel in die Halle der Unsterblichen vor. Sie sind fähig zu darben, altes Silber, überflüssige Zimmergeräte zu verkaufen, um die 4—500 Mark für die Kosten eines zumeist gänzlich wertlosen Buches aufzutreiben. Andere aber machen Schulden, um den Scheinverleger bezahlen zu können. Jährlich erscheinen Hunderte von Bänden, meist Gedichte, deren Kosten aus Blutgeld bestritten werden. Die Öffentlichkeit sieht es den Büchern natürlich nicht an, aber wohl die Kenner der Verhältnisse. Wie viele Hoffnungen hängen oft an einem solchen Bande! Und wie teuer sind sie bezahlt! — Ich habe mehrmals sogenannte „Kostenanschläge“ in der Hand gehabt, aus denen nur eins hervorging: der Scheinverleger kann unter keiner Bedingung etwas verlieren, sondern nur gewinnen. Die „Dichter“ hoffen auf die „Abrechnung“, die nicht selten überhaupt nicht kommt oder klipp und klar besagt, daß noch, abgerechnet die Abzüge, die Zeitungen zur „gütigen Besprechung“ zugesandt worden, rund sechs verkauft worden sind.

Dabei aber sind die Leistungen unter hundert Fällen sicher 95mal so erbärmlich, daß ein ehrenhaft gesinnter Ver-

leger sagen müßte: „Schade um jeden Pfennig, den du für den Druck ausgiebst.“ Es ist ja sicher, daß zuweilen Bedeutendes von Verlag zu Verlag umsonst geschickt wird und zuweilen nur ein günstiger Zufall es in die Öffentlichkeit bringt. Aber Bedeutendes ist doch an sich selten und noch seltener ist, daß nicht ein gebildeter Verleger auch beim Anfänger die Löwenklaue erkennt. Meiner Lebensanschauung nach handelt jeder Verleger, der die Unerfahrenheit und Eitelkeit von Menschen, die in beschränkter Lage sind, zum eigenen Vorteile benützt, unverantwortlich und unehrenhaft. Wenn reiche Kunstspieler ihre Werke drucken lassen, und sei es auf Papier aus der kaiserlich japanischen Anstalt mit Buchschmuck von Lechter oder Vallaton, und sie dann nach Brüssel zum Einbinden senden, meinetwegen. Die mögen dann sich selbst als Verleger nennen und den Vertrieb einrichten, wie sie wollen. Aber armen Anfängern mühsam zusammengebrachtes, oft erborgtes Geld abzunehmen, ist gesetzlich geschützter Raub.

Man klagt oft über die Menge der Schriftsteller. Und mit Recht. Ihre Zunahme ist nicht ein gesundes Zeichen. Sie beweist einerseits, daß der Durchschnitt der Bildung so gestiegen ist, daß immer mehr Leute „druckfähig“ schreiben, aber zugleich, daß die Überzahl von Kräften auf anderen Gebieten, genötigt irgendwie zu leben, sich in die sogenannten „freien Berufe“ — die man besser „vogelfrei“ nennen könnte, — drängt, ohne innere Gaben, nur unter dem Zwange äußerer Not.

Aber ebenso wie zu viel Schriftsteller giebt es auch zu viele Verleger. Wenn ein Buchhandlungsgehilfe durch irgend einen Zufall plötzlich einige Tausende in die Hände bekommt, dann dünkt er sich zu gut, noch weiter abhängig zu sein und wird „Verleger“. Es liegt mir ferne, dieses Streben an sich zu tadeln. Aber nicht selten fehlt es solchen Anfängern that-

sächlich fast an allem, was sich im wirklichen Verleger vereinigen soll. — Welchem Gebiete des Schrifttums er sich zuwenden möge, man muß verlangen, daß er es kenne. Er muß die bedeutenden Vertreter und deren Werke kennen, diese nicht nur dem Titel nach; er muß, wenn auch nicht Fachmann, so doch soweit urteilsfähig sein, um ein ihm eingereichtes Werk auf seinen Wert prüfen zu können; er muß selber soweit gebildet sein, um Achtung vor der geistigen Arbeit zu besitzen. Aber er muß auch in seinem Fache umfassende Kenntnisse besitzen, die sich hinter dem Ladentisch selten gewinnen lassen. Und seltsam genug: an dieser eigentlichen Verlegerbildung fehlt es sehr häufig. Man kann ein vorzüglicher Buchhändler sein, aber ein spottschlechter Verleger. Und da tauchen denn Jahr um Jahr zu Dutzenden Verleger auf, lassen ins Gelag hinein drucken, — und nach der übernächsten Ostermesse besteht ihr ganzer Besitz aus „Krebsen“. Und nun wird aus Not „geschleudert“ und „verramscht“.

Und zuletzt kann man selbst gute Bücher auf den Wagen kaufen, die jetzt durch die Straßen Berlins gezogen werden — den Band für 10—20 Pf. Auch dieser Zudrang zum Verlegerberuf ist ungesund und schädigt den Stand, wie er die Schriftsteller schädigt.

Das „Verramschen“ bringt mich auf eine andere Unsitte, deren Abschaffung wir Schriftsteller fordern müssen. Wenn ein Verleger am Zusammenbruch ist, geschieht es oft, daß er den noch vorhandenen Vorrat eines Buches samt dem Verlagsrechte irgend einem anderen Verleger oder einem „modernen Antiquariat“ verkauft. Dieser giebt zuweilen nach kurzer Zeit alles weiter. So kann ein Werk durch mehrere Hände gehen, ohne daß der Verfasser ein Wort davon erfährt. Nicht der erste Verkäufer noch ein Ersteher der Restauflage

und des Verlagsrechtes hält es der Mühe wert, ihn von dem Besitzwechsel zu unterrichten oder vorher anzufragen, ob er damit einverstanden sei. Es kann vorkommen, daß ein gut gehendes Werk von Hand zu Hand geht und mit anderen unverkäuflichen zuletzt verschwindet. Alle Mühen des Verfassers, den Aufenthalt des ersten Verlegers zu erfahren, bleiben vergeblich; er kann nicht feststellen, wohin der Rest gekommen ist und muß das Werk verloren geben. Dieses Verfahren ist eine Rücksichtslosigkeit, die durch irgend ein Mittel unmöglich gemacht werden muß.

Für unwürdig des Schriftstellers halte ich gewisse Arten der Reklame. Vornehmlich den Abdruck von Briefen der Berufsgenossen, die oft nur aus Höflichkeit die Zusendung eines Buches mit einigen liebenswürdigen Wendungen beantworten. Derartiges dem nächsten Werke beizuheften, ist marktschreierisch. Die vornehmen Verleger vermeiden auch diese Unsitte grundsätzlich.

Randbemerkungen habe ich diese kurzen Betrachtungen getauft. Sie sollen nur auf einige Schäden hinweisen, zugleich aber aufmerksam machen, daß Verleger und Schriftsteller zusammengehören, und daß ein gemeinsames Wirken in der von mir angedeuteten Art beiden zum Nutzen und zur Ehre gereichen müßte. Beide müssen, um zu leben, verdienen, aber traurig wär' es, wenn *der* Verdienst *das* einzige Verdienst sein sollte. Ein Zusammenwirken, geleitet von edlen Anschauungen, könnte vieles beseitigen, was heute beide Stände schädigt, und vermöchte den Idealismus zu kräftigen, auf dem allein der Wert beider Berufe auf erzenem Grunde ruhen kann und soll.





Lose Tagebuchblätter
aus meinen Buchhändler-Wanderjahren.

Von

Richard Schmidt-Cabanis.

Die „Buchhändler-Wanderjahre“ entsprechen der „Wahrheit“ — wenn sich's eben auch nur um eine Wanderung innerhalb der Grenzen des Berliner Weichbildes handelt. Die „Tagebuchblätter“ dagegen sind ins Gebiet der „Dichtung“ zu verweisen, da ich leider derlei Lebensreisechroniken niemals geführt habe, obschon manches interessante Begebnis und Begegnis darin zu verzeichnen gewesen wäre.

Aber die Reue auch über solche Unterlassungssünden kommt, wie das ja jeder Reue charakteristisch, zu spät; sie tritt erst dann ein, wenn die Tagebuchblätter des Gedächtnisses „lose“ zu werden und ganz oder bruchstückweise davonzuflattern beginnen.

* * *

Wenn leidenschaftliches „schmökern“ symbolisch auf eine angeborene Vorliebe für den „Buchhandel“ hindeuten sollte, so hätten sich eigentlich meine sämtlichen Altersgenossen und Jugendgespielen diesem rühmlichen Wissenschaftsgewerbe (als Seitenstück zum Kunstgewerbe) widmen und für die Lebenszeit verpflichten und verschreiben müssen. Es wurde nämlich in

der That in den vierziger Jahren seitens der „heranwachsenden Generation“ unglaublich viel „gelesen“ — Lektüre war Sport! — Natürlich las man großenteils alles bunt durcheinander — auswahllos: Märchen, Coopersche und Marryatsche Reisewundergeschichten, dazwischen die seitens der Schule empfohlenen Gedichtsammlungen, wie Echtermeyer und Asmus, wozu sich bei mir noch als Konterbande eine große Ausgabe sämtlicher Shakespeare-Dramen — in einem Bande — gesellte, . . . ein stark verfrühter Hochgenuß, der, wie es scheint, auf mich seine stimulierende Wirkung nicht verfehlte; denn ihm möchte ich vorwiegend mein jahrelanges „Langen und Bangen in schwebender Pein“ von den Bücherbrettern zu den weltbedeutenden und von diesen zu jenen zuschreiben.

Von der „Schmökerei des Unbewußten“ zum Lesen mit „benannten Lettern“ führte das Jahr 1848 — zugleich mein zehntes Lebensjahr. Und der Stoff, der sich mir und dem ganzen Berlin (— ein **„tout-Berlin“** gab's, Gott sei Dank! damals noch nicht —) zur Lektüre aufdrängte, hat vielleicht die Richtung meines späteren eigenen litterarischen Schaffens einigermaßen beeinflußt und mir zugleich eine gewisse passive Schwärmerei für den „fliegenden Buchhandel“ eingeimpft.

Plakate, politische Broschüren, satirische Flugblätter und Zeitschriften (wie „die Leuchtkugeln“, die „Deutsche Reichsbremse“ u. s. w.): das war die unentbehrliche Tageskost für jedermann, für jede Frau und jedes Kind . . . oder wenigstens fast jedes Kind. Für den bescheidenen Preis von „eenen Silberjroschen (dem heutigen Reichsnickel entsprechend) war jedermann im stande, seine staatsbürgerlichen Grundsätze und Anschauungen zu befestigen, zu verbessern oder sich überhaupt derlei zu beschaffen — und das kann nicht überteuert genannt werden.

Sorgte in meinem elterlichen Hause schon meines Vaters

Bruder — der durch Gerlach aus Magdeburg hinweggemaßregelte Rechtsanwalt Schmidt — für die Beschaffung der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der „fliegenden" Litteratur, so war auch ich persönlich stets bereit, kindliche Genäschigkeit und Vergnügungssucht auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern, und mir für den Inhalt meiner Sparbüchse statt der sonst beliebten „Windbeutel mit Schlagsahne" oder „Murmeln" (kleine bunte Thonkugeln zu Spielzwecken) — die jüngsten Publikationen des Volkstribunen Held zu erstehen: „Meine Idee", oder Aujust Buddelmeyers (Dr. Cohnfeld) „Dagesschriftstellers mit 'n rothen Bart" — lustige Eintagsflügler: „Potsdam is ufjestanden — i, ju'n Morjen Potsdam!" (eine Satire auf das verspätete und überaus homöopathische Revolutiönchen der Nachbarresidenz); „Brentano, Lümmel, stoß' dir nich — een Wink mit 'n Laternenpfahl!"; ferner eine gar nicht üble politische Parodie auf den damals (1849) „frisch angestochenen" Meyerbeerschen „Propheten"; Glaßbrenner's „Berlin wie es ißt — und trinkt" und seine „satirischen Volkskalender", die freilich mehr heitere Herolde als eigentliche Sprößlinge der achtundvierziger Bewegung waren. —

* * *

Ernstlich zum Durchbruch kam der Geist des Buchhandels bei mir im Heilsjahre 1855: nach einigen erfolglosen Vorverhandlungen zwischen meinem Vater und dem Hofbuchhändler Herrn Alexander Duncker, wurde ich als Lehrling bei der Firma Ferdinand Schneider & Co. — Unter den Linden Nr. 19 — eingepfarrt, damals neben E. H. Schröder zweifellos die bedeutendste Sortimentsbuchhandlung Berlins.

Die großen und „eleganten" Buchläden — wenigstens diejenigen der Preußischen Hauptstadt — schienen, **cum grano salis**, die Erbschaft der Badstuben und Baderstuben des Mittel-

alters angetreten zu haben — natürlich nur im ethischen Sinne. Die vornehme Welt gab sich hier in den Stunden von 12 bis 2 oder 3 Uhr Stelldichein. Höhere und niedere Diplomatie — von den Ministern, Botschaftern und Gesandten bis hinab zum jüngsten Attaché, die Generalität (— sogar „Vater Wrangel“ erkundigte sich ab und zu auf den dritten Fall nach einem Buch — gekauft hat er meines Erinnerns nie eines —), berühmte und berüchtigte Künstler und Gelehrte —: das schwirrte um die Mittagsstunde in dem ziemlich beschränkten Raum nur so durcheinander; die „Exzellenzen“ rissen gar nicht ab — die „Hoheiten“ und „Durchlauchten“ noch weniger; dazwischen rollte der „reisende Rubel“, der damals noch sehr vollwichtig war und just in Berlin überall in Gesellschaft und Verkehr mit offenen . . . Händen empfangen wurde.

Ein Sprachdurcheinander herrschte oft, wie es bei dem verunglückten babylonischen Turmbau kaum bunter gewesen sein kann: Französisch, Englisch, Deutsch, Holländisch, Russisch, Polnisch, Italienisch — aber durch das Gemisch all dieser Idiome drang doch immerhin das lokomotivartige Schnaufen Ferdinand Schneiders vernehmlich zu Ohre. Er schnaufte und prustete geläufig in den meisten jener Sprachen — der kleine, brünette, zierliche, überaus bewegliche Mann, der für den schwierigen Posten eines Oberhofmarschalls und Zeremonienmeisters wie berufen erschien: ein so phänomenales Gedächtnis für Physiognomien und Titel, eine so eingehende Kenntnis sämtlicher Abteilungen des „Gothaischen Taschenbuches“ habe ich späterhin bei niemand wieder angetroffen. Die denkwürdigste Erinnerung aus jener Zeit blieb mir (— und wem wäre sie das nicht geblieben?! —) eine Begegnung mit Jacob und Wilhelm Grimm; ich durfte die beiden Sprachgewaltigen in ihrer in der Linkstraße belegenen Wohnung aufsuchen und genoß die Ehre einer längeren geschäftlichen Unter-

redung mit ihnen. Des Lehrlings Herz erfüllte das mit berechtigtem Stolz, wie ihn später der Mann empfand, als diesem einst der dritte berühmte Hüter des deutschen Sprachschatzes, Daniel Sanders, die Hand zum Freundschaftsbunde bot. —

* * *

Man konnte — bibliographisch und psychologisch genommen, geschäftlich und gesellschaftlich — schon etwas Rechts bei „F. Schneider & Co." lernen. Und ich müßte mich schlimmer als nötig schildern, wollte ich sagen, ich hätte mir nicht redlich Mühe gegeben, es zu thun; über den Erfolg dieser meiner Bemühungen besitze ich sogar eine anerkennende Zuschrift meines „Herrn Lehrprinzipals" an meinen Vater . . . vielleicht ein etwas unvorsichtig in die Welt gesetztes Dokument; denn man kann nie wissen, wie gern man einmal — bei dem vollständigen Bruch mit jemand — die Unfähigkeit des letzteren als Ursache des Zerwürfnisses angeben möchte, während dies seinen Grund doch nur in Dingen und Verhältnissen — nicht in den Personen hat. Da sind denn solche übereilten Fähigkeitsatteste immer von störender Wirkung.

Die Schuld an der jähen Beendigung meiner Lehrzeit im Schneider'schen Geschäft trug mittelbar der Landvogt Geßler, den ich im Königlichen Schauspielhause meiner Vaterstadt mehrfach durch Ludwig Dessoir verkörpert gesehen hatte — entzückt von dem meisterlichen Spiel des genialen Künstlers und betrübt durch dessen mangelhaften Sitz zu Pferde. Wenn du einmal den Geßler spielst und solltest so auf hohem Rosse sitzen . . . . . sagte ich mir. Also reiten lernen vor allen Dingen! Dazu bot sich mir günstigste Gelegenheit und bestes „Material" im Königlichen Marstall in der Breiten Straße. Die Straßenfront der langen Gebäudereihe beherbergte die Bureaus des damaligen „Schatzministeriums (später mit dem

Finanzministerium verschmolzen), in welchem mein Vater etwa 53 Jahre als Beamter thätig war. Seine Bekanntschaft mit dem Oberstallmeister vermittelte mir leicht den Vorzug, Tag um Tag ein paar Stunden den Unterricht der Bereiter zu genießen und mit ihnen in dem weiten Rund der Bahn umherzutraben. Die freie Zeit für diese equestrischen Exkurse hatte ich mir selbstverständlich selbst auszuwirken, und eben daran wäre beinahe das ganze Unternehmen gescheitert; denn „Ferdinand Schneider & Co." verweigerten ihre Zustimmung beharrlichst, welches angesichts der Naturwidrigkeit berittener Buchhändlerlehrlinge seine volle Berechtigung hatte — damals wenigstens; heutzutage hätte man sich wahrscheinlich mit Erfolg auf eine reiche Zahl „beradelter" berufen können. —

Ich hing also einstweilen den Buchhandel an den Nagel, und lernte reiten — für meine spätere Bühnenlaufbahn leider ohne praktische Folgen. Denn wenn ich auch nachmals den Geßler (u. a. an den Stadttheatern zu Thorn und Stralsund) öfter gespielt habe, so geschah dies doch leider immer per pedes, sintemal die Raumverhältnisse der respektiven Hohlen Gassen einem „vierfüßigen" Auftreten stets unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten!

Daß während jener etwa einjährigen „Bücherei"-Epoche mein erstes Gedicht, eine parodistische Ballade „Der schwarze Ritter" — und zwar mit prächtigen Steub'schen Illustrationen — in den „Fliegenden Blättern" zum Abdruck gelangte, sei nur beiläufig erwähnt. Einer künftigen Entwickelung dieses Talentes stand ich durchaus „unbefangen" gegenüber und war nach Empfang einer für meine damaligen Finanzverhältnisse nicht unbeträchtlichen Geldsendung aus München — höchlichst erstaunt, daß man „für dergleichen" auch Honorar erhalte. — —

* * *

Der Vorhang war über meinem zweiten Engagement gefallen — am Stadttheater zu Rostock —, und war über meiner ersten Verlobung — an derselben Bühne — emporgerollt. Was nun?!

Vor Schauspieler-Ehebetrieb „im Umherziehen" hatte ich aus wenigen, aber drastischen Beispielen schon während der kurzen Zeit meiner bisherigen dramatischen Laufbahn ein gewisses nicht ganz ungerechtfertigtes Vorurteil geschöpft. Und heiraten will doch am Ende jeder Verlobte früher oder später einmal. Vielleicht ließ sich „dies Ziel, aufs innigste zu wünschen," im Buchhändlerwege schneller erreichen ... Also zurück den Wagesprung zu den altgeliebten Bücher-Brettern! An eines treuen Freundes Hand durfte ich ihn mit einiger Hoffnung auf Erfolg unternehmen. Carl Roestell, der als erster Gehilfe im Schneider'schen Geschäft schon dort mein Mentor gewesen war, hatte inzwischen die Firma „Mitscher und Roestell" — Unter den Linden 16 — begründet.

Diesem edlen, kenntnis- und erfahrungsreichen Mann, dem treuen, oft erprobten Freunde, der mich auch später dem Menschheitsbunde der Freimaurer zuführte, verdankte ich jetzt (1861/62) die „Wiederaufnahme des buchhändlerischen Verfahrens": ich trat zunächst als „Volontär" in sein Geschäft ein.

Viel mußte nachgeholt, viele Lücken ergänzt, vieles Neue ein- und angefügt werden. Und die Kräfte wurden denn auch wahrlich nicht geschont.

Meine Eltern hatten inzwischen in Schöneberg Wohnung genommen; mit diesem Geburtsvorort der „Millionenbauern" vermittelte einzig ein Omnibus den halbstündlichen oder gar nur stündlichen Verkehr. Darauf konnte ich unmöglich warten! Ich suchte also und fand eine billige Pension „Unter der Stechbahn" (— an der Stelle des jetzigen „Roten Schlosses" —)

in einer Mansardenwohnung, an der die Aussicht — auf Schloßplatz und Kurfürstenbrücke — entschieden das erwünschteste war.

Zimmer und Alkoven und die den Anschauungen Lukull's oft in grausamster Weise hohnsprechenden Mittag- und Abendmahlzeiten teilte ich hier mit einem jungen Mediziner, der mir im Lauf der Jahre aus einem wackeren Stubenkameraden zum treuen, herzlich geliebten Freund geworden ist.

Der damalige **stud. med.** und jetzige Sanitätsrat Josef Pauly (einer der angesehensten Ärzte Posens) hatte gleich mir „weder Zeit noch Geld zu verlieren", und so wurde denn vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein frisch drauf losgeochst. Seine Tage waren zwischen Kollegienbesuch und Erteilung von Privatunterricht an begriffsstützige Tertianer geteilt; die meinigen gehörten ausschließlich der Firma „Mitscher und Roestell". Den Abend weihten wir der Pathologie und Bibliographie, der Therapie und Litteraturgeschichte . . . ich hatte mir bald selbst einen kleinen Leitfaden des deutschen Schrifttums zusammengeschrieben, der zwar an einzelnen Stellen eine etwas aufdringliche Ähnlichkeit mit Georg Webers litterarhistorischem Abriß bekundete, immerhin aber auch manches selbständige Urteil enthielt und mir für meine Zwecke entschieden am geeignetsten erscheinen mußte.

Gegen Mitternacht trat denn auch die „Erholung" in ihre Rechte; wir lasen bei dünnem Bier oder noch dünnerem Theepunsch: Robert Prutz, Freiligrath, Herwegh, Kinkel, Dingelstedt's „Kosmopolitischen Nachtwächter", Heine's „Romanzero" — derzeit alles noch streng verpönte Geisteskost, deren Einschwärzung in die harm- und ahnungslose „Pension Kohlheim" wohl vorwiegend mir zur Last zu legen sein dürfte.

Auch hier giebt sich, wie man sieht, meine eigenartige Vorliebe für „verbotene Bücher" kund, deren ich mir später

sogar selbst ein paar verfaßt habe, nur um sie auf den Index der römischen Kirche und auf die Schwarzkunstliste der russischen Regierung gesetzt zu sehen! — —

An Sonn- und Feiertagen erweiterte sich übrigens auch der Umgangs- und Gesichtskreis nach verschiedenen Richtungen. Alte Bekanntschaften wurden erneuert — so namentlich mit Julius Ritter, meinem ehemaligen Lehrkollegen, gegenwärtig Besitzer der Stillerschen Hofbuchhandlung in Schwerin; neue Verbindungen angeknüpft. Durch Roestell trat ich dem reichbegabten Brüderpaar Hopffer näher, deren jüngerer, Bernhard, die auch am Berliner Königl. Opernhause mit vielem Beifall gegebene Oper „Frithjof" komponierte, während der ältere, Emil (Verfasser der „Adelheid v. Burgund" und anderer Dramen), sich der journalistischen Laufbahn zuwandte und in der Folge das Feuilleton des „Hamburger Korrespondenten" redigierte. Beide Brüder deckt jetzt schon lange die Erde. Von Buchhändlern lernte ich u. a. kennen Raimund Mitscher, Georg Stilke, Franz Vahlen, dessen schmerzliche Todesnachricht just da ich dies schreibe (Mai 1898) aus Honnef eintrifft. — Ein durch . . . Mynheer Kryjer in Zeist (Holland) an mir und der Redaktion der „Fliegenden Blätter" verübter gemeiner litterarischer Diebstahl brachte mich in den 70er Jahren auch mit Otto Mühlbrecht, dem trefflichen Kenner des holländischen Buchhandels und dem unerbittlichen Feind der holländischen Nachdruckspiraten — in erste Berührung.

* * *

Im November des Jahres 1862 durfte ich es wagen, mich der damals behördlicherseits „für den selbständigen Betrieb des Buchhändlergewerbes" (so lautete aktengemäß die Formel) vorgeschriebenen Prüfung zu unterziehen.

Das Examen zerfiel in ein schriftliches, das „allein und

unter Klausur" stattfand, und in ein mündliches; Prüfende waren zwei oder drei Buchhändler-Prinzipale (— in meinem Falle die Herren F. A. Herbig und Albert Hofmann, der Begründer des „Kladderadatsch") und ein Regierungs-Kommissar (— die Herren Regierungsrath Mörner und Staatsanwalt Homeyer wechselten derzeit ab —), welcher den Examinanden betreffs der Kenntnis des Preßgesetzes scharf auf den Zahn zu fühlen hatte.

„Ort der Handlung" war die sogenannte „Stadtvoigtei", das alte Polizeipräsidium am Molkenmarkt, ein Gebäude, an das sich für mich überhaupt eine reiche Anzahl lieber Erinnerungen — auch aus meinem journalistischen Leben knüpften. Wie oft habe ich, namentlich in der ersten Hälfte der 70er Jahre als verantwortlicher Redakteur der (Glaßbrenner'schen „Berliner Montagszeitung" dort vor der VII. (der „Preß"-) Deputation und ihrem liebenswürdigen Vorsitzenden, dem Stadtgerichtsrat Meißner gestanden, angeklagt als Verfasser irgend eines humoristisch-satirischen Gedichts oder Artikels, das oder der sich mit den Anschauungen der Königl. Staatsanwaltschaft nicht recht in Einklang bringen lassen wollte.

Und aus allen diesen „Prüfungen" ging ich eben so rein und makellos hervor, wie aus meiner buchhändlerischen, deren glückliches Bestehen mir ein amtliches Attest vom 8. Januar 1863 bestätigt.

Spätere Meinungsverschiedenheiten zwischen der Preßbehörde und mir, welche in dem neuen Moabiter Kriminalpalast zum Austrag gelangten, nahmen mehrfach einen für mich weit weniger befriedigenden Abschluß, was freilich wohl zum Teil auch auf die in Berlin NW. wehende schärfere Luft geschoben werden muß. —

So hatte ich denn meine „Qualifikation" als „selbständiger Buchhändler" in der Tasche .... Wo aber war Die-

jenige, der zuliebe all dieser redliche Fleiß entfaltet, all dieser Feuereifer bewiesen worden?!

Das gehört auf die losen Blätter eines Buchhändler-Wanderbuchs sicher nicht; aber die nachstehende Strophe mag in dieser Beziehung Wißbegierigen immerhin einen Fingerzeig geben:

Ein hart Geschick: verkrüppeln und erblinden,
Und besserer Tage dann im Elend denken;
Doch schlimmer weit: dein Herz für eins verschenken,
Das deiner unwert später du mußt finden!

* * *

Um das Fortbestehen jener „Buchhändler-Prüfung" sind seinerzeit zwischen „staatserhaltenden" und „staatsstürzenden" Männern Kämpfe geführt worden — erbitterter wie je um die Leiche eines Helden des klassischen Altertums. Ich persönlich stand der Sache ziemlich naßkalt gegenüber. Auf bräutliche Treulosigkeit war die Institution ohne jeden Einfluß — wie mein Fall beweist. Und was den mit mir gleichzeitig an das Kreuz des mündlichen Examens geschlagenen Schächer betraf, der die Wirksamkeit Gotthold Ephraim Lessings — trotz meiner Einflüsterungen — gewaltsam in das siebzehnte Jahrhundert verlegte: so wurden ihm seitens der Prüfungskommission mildernde Umstände zugebilligt. Er stand denn auch im Begriff, in eine verwitwete Prenzlauer oder Neu-Ruppiner oder Rathenower Buchhandlung „selbständig" hineinzuheiraten; und das entschuldigt vieles.

* * *

Wie man ein „Bücher-Sortiment" zusammenstellt und vervollständigt und an das Publikum verschleißt, das hatte ich ja nun wohl einigermaßen gründlich gelernt und begriffen. Aber das Entstehen des Buches aus Lettern und Papier und

Umschlag — seine Geburt und erste Reinigung (von Druckfehlern), seine Taufe durch die Kritik, sein Hinaussteuern ins offene Lebensmeer aus dem Leipziger Kommissionshafen, seine glückliche Fortpflanzung bis in die fünfte und sechste Auflage oder sein verfrühtes Dahinsiechen an einem unheilbaren Krebsleiden: all das war mir in der Praxis noch ziemlich unbekannt, ob ich gleich aus theoretischen Quellen geschöpfte Weisheit darüber — gelegentlich des Examens genügend hatte tröpfeln, rinnen und sprudeln lassen . . .

Freund Vahlen verdankte ich das intimere Vertrautwerden mit dem Verlagsbuchhandel. Franz Vahlen selbst war nach dem Tode des Besitzers als Geschäftsführer in die Guttentag'sche Verlagsbuchhandlung eingetreten, und es entsprach meinen Wünschen sehr, als er mir bald darauf (Herbst 1863) den Vorschlag machte, die Gehilfenstelle bei ihm zu übernehmen und ihn — während seiner ziemlich weit geplanten Hochzeitsreise nach Italien — in Berlin geschäftlich zu vertreten.

„Hi Koch'sches Landrecht! Hi Oppenheim'sche Jahrbücher!" wurde nun mein Wahlspruch und meine Schilddevise. Ich half die Adolf Stahr'schen „Geretteten" — insbesondere „Tiberius" und „Kleopatra" — vor etwas schlimmerem als dem historischen bösen Leumund retten — vor Druckfehlern; und ich hatte die Freude in einen kurzen Schriftwechsel mit David Friedrich Strauß zu treten, der eben damals seinen Vortrag „Lessings Nathan der Weise" bei J. Guttentag erscheinen ließ. Die erste Auflage — in Sedezformat und zierlichster Ausstattung (die von 1896 datierte 4. Auflage, bei „Emil Strauß in Bonn", ist zu einem stattlichen Groß-Oktav angewachsen), lag bei Vahlens Abreise „zur Versendung fertig", und dieser hatte mir auf die sogenannte Seele gebunden, mit der Veröffentlichung der kleinen, aus tiefstem Verständnis für Lessings Hoheslied der Toleranz hervorgegangenen Schrift ja keinen

jenige, der zuliebe all dieser redliche Fleiß entfaltet, all dieser Feuereifer bewiesen worden?!

Das gehört auf die losen Blätter eines Buchhändler-Wanderbuchs sicher nicht; aber die nachstehende Strophe mag in dieser Beziehung Wißbegierigen immerhin einen Fingerzeig geben:

> Ein hart Geschick: verkrüppeln und erblinden,
> Und besserer Tage dann im Elend denken;
> Doch schlimmer weit: dein Herz für eins verschenken,
> Das deiner unwert später du mußt finden!

* * *

Um das Fortbestehen jener „Buchhändler-Prüfung“ sind seinerzeit zwischen „staatserhaltenden“ und „staatsstürzenden“ Männern Kämpfe geführt worden — erbitterter wie je um die Leiche eines Helden des klassischen Altertums. Ich persönlich stand der Sache ziemlich naßkalt gegenüber. Auf bräutliche Treulosigkeit war die Institution ohne jeden Einfluß — wie mein Fall beweist. Und was den mit mir gleichzeitig an das Kreuz des mündlichen Examens geschlagenen Schächer betraf, der die Wirksamkeit Gotthold Ephraim Lessings — trotz meiner Einflüsterungen — gewaltsam in das siebzehnte Jahrhundert verlegte: so wurden ihm seitens der Prüfungskommission mildernde Umstände zugebilligt. Er stand denn auch im Begriff, in eine verwitwete Prenzlauer oder Neu-Ruppiner oder Rathenower Buchhandlung „selbständig“ hineinzuheiraten; und das entschuldigt vieles.

* * *

Wie man ein „Bücher-Sortiment“ zusammenstellt und vervollständigt und an das Publikum verschleißt, das hatte ich ja nun wohl einigermaßen gründlich gelernt und begriffen. Aber das Entstehen des Buches aus Lettern und Papier und

Umschlag — seine Geburt und erste Reinigung (von Druckfehlern), seine Taufe durch die Kritik, sein Hinaussteuern ins offene Lebensmeer aus dem Leipziger Kommissionshafen, seine glückliche Fortpflanzung bis in die fünfte und sechste Auflage oder sein verfrühtes Dahinsiechen an einem unheilbaren Krebsleiden: all das war mir in der Praxis noch ziemlich unbekannt, ob ich gleich aus theoretischen Quellen geschöpfte Weisheit darüber — gelegentlich des Examens genügend hatte tröpfeln, rinnen und sprudeln lassen . . .

Freund Vahlen verdankte ich das intimere Vertrautwerden mit dem Verlagsbuchhandel. Franz Vahlen selbst war nach dem Tode des Besitzers als Geschäftsführer in die Guttentag'sche Verlagsbuchhandlung eingetreten, und es entsprach meinen Wünschen sehr, als er mir bald darauf (Herbst 1863) den Vorschlag machte, die Gehilfenstelle bei ihm zu übernehmen und ihn — während seiner ziemlich weit geplanten Hochzeitsreise nach Italien — in Berlin geschäftlich zu vertreten.

„Hi Koch'sches Landrecht! Hi Oppenheim'sche Jahrbücher!" wurde nun mein Wahlspruch und meine Schildbdevise. Ich half die Adolf Stahr'schen „Geretteten" — insbesondere „Tiberius" und „Kleopatra" — vor etwas schlimmerem als dem historischen bösen Leumund retten — vor Druckfehlern; und ich hatte die Freude in einen kurzen Schriftwechsel mit David Friedrich Strauß zu treten, der eben damals seinen Vortrag „Lessings Nathan der Weise" bei J. Guttentag erscheinen ließ. Die erste Auflage — in Sedezformat und zierlichster Ausstattung (die von 1896 datierte 4. Auflage, bei „Emil Strauß in Bonn", ist zu einem stattlichen Groß-Oktav angewachsen), lag bei Vahlens Abreise „zur Versendung fertig", und dieser hatte mir auf die sogenannte Seele gebunden, mit der Veröffentlichung der kleinen, aus tiefstem Verständnis für Lessings Hoheslied der Toleranz hervorgegangenen Schrift ja keinen

Augenblick länger zu warten. Da trifft plötzlich eine Depesche des Verfassers ein, welche für die nächsten Tage die Ankunft einer kurzen, auf die Zeitereignisse (— 1864: der Donner des Deutsch-Dänischen Kriegswetters begann zu grollen —) bezüglichen „Vorrede" verkündete, deren Drucklegung und Einfügung die Verzögerung der Publikation um mindestens 4 bis 5 Tage bedeuten mochte. — Nun war guter Rat teuer. Den billigsten gedachte ich mir noch durch die Besprechung des Falles mit Herrn Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), einem der Testamentsvollstrecker der Guttentag'schen Erbschaft — zu verschaffen. Ich ging zu ihm; er stellte sich durchaus auf den Standpunkt des **„Non possumus"**, und schloß mit den Worten: „Setzen Sie sich; ich werde Ihnen einen Brief an Strauß diktieren!" — Hierauf entfernte ich mich mit der Entgegnung: „Ich danke; ich pflege mir meine Briefe niemals von anderen vordenken zu lassen!" — ging hin, bat schriftlich Strauß um möglichste Beschleunigung der Angelegenheit und hatte die Genugthuung das Büchlein einschließlich der „Vorrede" mit nur drei Tagen Verspätung in die Welt schicken zu können — nachdem allerdings ein paar Buchbinder Tag und Nacht beim Einsetzen des „Kartons" thätig gewesen waren.

Trotz meiner geschäftlich stark in Anspruch genommenen Zeit blieb mir doch immerhin noch Muße und Muse genug, ab und zu ein harmlos heiteres Gedicht an die Münchener „Fliegenden", oder ein scharf satirisches an Adolf Glaßbrenner für seine „Berliner Montagszeitung" zu senden. Manches schrieb ich auch für die „Hamburger" — später „Berliner — Wespen", deren liebenswürdiger, talentvoller, seiner Kunst leider allzu früh entrissener Zeichner Gustav Heil die drastischen Illustrationen zu meinem ersten Bändchen humoristischer Gedichte schuf: „Verstimmte Accorde" (1868, C. F. Conrad);

später in erweiterter Gestalt unter dem Titel „Was die Spottdrossel pfiff“ bei Otto Janke erschienen . . .

Bald nach Vahlens Rückkehr begann die Sehnsucht nach den „weltbedeutenden“ wieder all meine schönen Entschlüsse: mich den Bücher-Brettern für ewig zu eigen zu geben, ins Wanken zu bringen. Ein verführerischer Kontrakt: als „erster Charakterspieler“ an das Stadttheater in Thorn — mit kleinen Nebenverpflichtungen für Marienwerder, Graudenz und Marienburg — that das seinige, und trotz der Vorstellungen des Freundes und meiner Eltern dampfte ich in der Mitte des Septembers gen Osten — anderen Vorstellungen entgegen, die nicht gemacht, sondern gegeben werden sollten.

Von Thorn brachte ich außer einem echten und gerechten Lorbeerkranz (den mir mein Benefiz, und nicht etwa im „Selbstbewurf“ — eingetragen!) nur noch die Keime zu einem schweren Gelenkrheumatismus zurück. Letzterer kam zu Anfang des Sommers 1865 zum Ausbruch, hielt mich fast sieben Monate ans Schmerzenslager gebannt und zwang mir die Feder aus der gelähmten Rechten in die linke Hand — kein Wunder also, daß ich mich später in meiner satirisch-politischen Thätigkeit nachdrücklich des Links-Schreibens befleißigte.

Meine Krankheit brachte mich in noch nähere Beziehungen zu den „Fliegenden Blättern“, die gerade damals eine ziemliche Anzahl Humoresken in Prosa und Poesie von mir veröffentlichten, und mit Glaßbrenner, für dessen „Montags-Zeitung“ ich jetzt regelmäßig zu arbeiten begann; und sie lehrte mich vor allem die Frau in ihrer ganzen unendlichen Liebe und aufopfernden Güte kennen, der ich nächst Gott einzig meine Wiedergenesung zu danken hatte — meine Mutter! Wohl hätte ich ihrer Zärtlichkeit, ihrer sonnigen Heiterkeit bei tiefstem Gemüt — einen weniger sorgenheischenden Sohn gewünscht; einen treueren, seiner Dankespflicht sich be-

wußteren würde sie kaum gefunden und sicher nicht gesucht haben! — —

Genesen, oder richtiger: wieder spielfähig, kehrte ich zunächst (im Frühjahr 1866) ans Stadttheater zu Rostock zurück, wo ich an den theaterfreien Sonnabend-Nachmittagen dem derzeit als Herausgeber der „Rostocker Zeitung" fungierenden jüngeren Hinstorff den Stoff für die belletristische Sonntagsbeilage seines Blattes sichten, zusammenstellen und ab und zu durch eigene lustige Geschichten oder Gedichte vervollständigen half: dem späteren „Redakteur" begannen allgemach die Krallen zu wachsen.

Nach einem kurzen „Zwischenspiel" in dem alten Stralsund, dampfte ich endlich am 3. oder 4. Januar 1867 seelenvergnügt gen Meiningen, meinen ersten Jahreskontrakt als wirklicher Herzoglicher Hofschauspieler in der Tasche.

Und kaum zwei Monate später packte mich ein Rückfall jenes heimtückischen rheumatischen Leidens, und des Herzogs von Meiningen Hofarzt, der mich im Auftrag des ebenso menschenfreundlichen wie kunsterfahrenen Fürsten noch neben dem „Theater"-Doktor besuchte, gab mir den wohlgemeinten, ernstlichen Rat: der Bühne gänzlich zu entsagen, da häufigere Wiederholungen solcher Zu- und Anfälle nicht nur im Gebiet der Möglichkeit sondern der Wahrscheinlichkeit lägen. Mein schöner Kontrakt wurde gelöst — mit „beiderseitigem Bedauern", wie mir mein alter Freund und Kollege Ludwig Chronegk später tröstlich vertraute; und schweren Herzens und leichten Säckels, immerhin aber doch mit einer druckfertigen, ebenfalls linkshändig entstandenen Humoreske im Handkoffer, fuhr ich heimwärts, diesmal nun den „weltbedeutenden" den Rücken endgiltig kehrend. — —

* * *

Auch jetzt hatte Röstell in oftbewährter Treue wieder Vorsehung gespielt: ich konnte kurz nach meiner Heimkehr — im Frühjahr 1867 — als Gehilfe in die Springer'sche Sortimentshandlung (Max Winckelmann) treten, an deren Übersiedlung von der Ecke der Breiten- und Scharrenstraße in das alte Winckelmann'sche Stammhaus am Spittelmarkt ich mich mit viel Eifer und wenig Begeisterung beteiligte. Diese intime Verquickung der „Buchhandlung" mit einem Geschäftshause, das auf dem Gebiet der lithographischen und Buntdruck-Herstellung von Theaterfiguren, Theaterdekorationen, Theaterprospekten eines Weltrufs genoß oder wohl noch genießt, hatte für mich speziell etwas Beängstigendes: wenn die Nachbildungen all dieser öfters von mir dargestellten Mephistos und Shylocks, Albas und Marinellis, Wurms und Justs plötzlich einmal aufstanden aus ihren Schubladen und Leben gewannen und mich auf's neue hineinrissen in ihre gespenstisch dramatischen Wirbel . . . .!

Da kam mir ein rettender Antrag Alexander Haack's, in den Verlag seiner just damals jugendfrisch und kräftig emporblühenden Damenzeitung „Viktoria" einzutreten. Ich that's um so lieber, als der mir eng befreundete Ernst Scherenberg, zum Chef-Redakteur der Elberfelder Zeitung berufen, seine Stellung als belletristischer Leiter der „Viktoria" niedergelegt hatte, und mir der Antritt seiner Erbschaft ebenso erwünscht als erreichbar erschien. Und diese Sprache der „inneren Stimme" hat denn auch die „hoffende Seele nicht getäuscht"!

Vom Januar des Jahres 1868 an redigierte ich also munter drauf los — um den Schönen zu gefallen, bis ich gegen Ende 1869 wiederum an Eine (— ob schön, lasse ich dahingestellt —) mein Herz verlor, an die „Politik" — als Mitredakteur der „Berliner Montags-Zeitung".

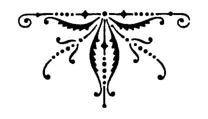
* * *

So kann ich denn hier die „Losen Blätter“ des „Buchhändler-Tagebuches“ beschließen: die des „journalistischen“ treten nunmehr in Geltung und Rechte.

Aber ich will es nicht thun, ohne auf mein Vorahnen des späteren Bismarckwortes von dem „Journalisten als Berufsverfehler“ — hingewiesen zu haben; ich hatte mir sogar die beträchtliche Mühe genommen zwei Berufe zu verfehlen — oder wenigstens zu „umgehen“ —, nur um einstmals als mustergiltiges Beispiel für jenen Ausspruch des Altreichskanzlers dastehen zu können.

Einem Motto aber bin ich als Schauspieler wie als Schriftsteller und nicht minder als Buchhändler stets treu geblieben, und ich habe es jüngst in folgenden Strophen der 3. Auflage meiner „Lachenden Lieder“ vorangestellt:

„Ridendo dicere verum!“ —
Sei, Heiliger Horaz, mir gepriesen,
Der diese Kunst uns gewiesen!
Vor allen Wahlsprüchen diesen —
In jeder mutatio rerum —
In allem Jammer und Jerum —
Hab' ich von Herzen erkiesen
Ihn mir als heilendes Serum
Beim kräftigen Pritschenschlagen:
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen!





Zur Flugschriften-Litteratur des Jahres 1848.

Von

Dr. Hans Brendicke.

Flugblätter erscheinen in Zeitläuften, in denen man weder Zeit noch Muße hat, dicke Bücher zu lesen. Sie treten meist als Einblattdrucke auf oder als ungeheftete Bogen, auf denen nur ein einziges Thema in prägnanter Form behandelt wird. Sie erheben aber auch inhaltlich nicht den Anspruch, so ernst genommen zu werden, wie etwa ihren Stoff streng wissenschaftlich behandelnde Bücher, sondern sie entstehen plötzlich mit dem Hauch der auflodernden Begeisterung, dem Strohfeuer gleich, von dem kaum Aschenüberreste verbleiben; sie werden von dem Sturmwind der alles mit sich fortreißenden Volksbewegung davongetragen, im Wirbelwind umhergetrieben; sie werden auch mitunter von der **aura popularis** eine zeitlang auf der Oberfläche der Zeitgeschichte erhalten, sie verfallen aber, wie das im Herbst von den Bäumen abfallende Laub, dem Schicksal, zu verwesen und zu vermodern, ohne selbst Früchte zu zeitigen; dennoch dienen sie vielen jungen Keimen als Nährboden, auf dem die größten Gedanken der Zukunft gedeihen.

Die fliegenden Blätter schwirren in der Luft, flattern hinauf bis zu Thron und Altar, bleiben zwar nirgend lange liegen, belästigen aber den harmlosen Wanderer und verhindern, daß die ruhigen Sonnenstrahlen des Friedens gleichmäßig überallhin leuchten. Sie sind treffliche Zeichen der Zeit, deutlich redende Zeugnisse für die Kulturgeschichte der Völker. Trotz ihrer Bedeutung haben sie aber bisher nirgend eine eingehendere Behandlung erfahren. Die landläufigen Litteraturgeschichten wie A. Koberstein, die Nationallitteratur von R. v. Gottschall, W. Scherer, Ludwig Salomon, Fr. Kirchner, A. F. C. Vilmar, G. Freytag, W. Hahn berühren sie nur vorübergehend; auch der spürsinnige Johannes Scherr kommt nicht auf sie zu sprechen und doch vermißt man sie ungern im Rahmen gewisser Zeitabschnitte.

Den ersten umfassenderen Versuch, Einblattdrucke und historische Flugblätter zu sammeln, zu sichten und geordnet vorzuführen, unternahm der am 7. Februar 1898 im Alter von 82 Jahren verstorbene Antiquar Heinrich Lempertz sen.*) in Köln, dessen 74. Katalog über Kulturgeschichte und Kuriositäten sich in 23 Bänden mit Druckschriften, fliegenden Blättern, Bildern, Autographen und Monumenten befaßt und in der Abteilung O historische und politische Kuriositäten, Satiren, Pamphlete, Revolutionen, Karikaturen besonders behandelt.

In neuerer Zeit haben sich mehrere Kräfte an die Sammlung und Ordnung von Flugblättern herangewagt.

Die Flugschriften der Reformationszeit und des 30jährigen Krieges behandelt Katalog 65 von Trübners Buchhandlung (C. d'Oleire) in Straßburg 1895 (170 S., 1319 Nummern),

---

*) Ehrenmitglied des Exlibris-Vereins zu Berlin. Sein Porträt in der Exlibris-Zeitschrift, Berlin VI, Nr. 2 S. 57—63 und Nr. 3 S. 81 und in der Illustr. Fachzeitschrift „Der Sammler" 1898, Berlin (K. Siegismund).

und zwar in chronologischer Ordnung nach den einzelnen Jahren 1618—1648 geordnet.

Aus der Bibliothek des † Max Donebauer in Prag veröffentlichten Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M. in ähnlicher Weise die Flugschriften aus der Zeit des 30jährigen Krieges im 240. Lager-Katalog 1889; auch Max Harrwitz in Berlin hat vor mehreren Jahren in 396 Nummern fliegende Blätter und Flugschriften aus dem 17. bis 19. Jahrhundert beschrieben.

Einblattdrucke und Flugblätter, meist mit Holzschnitten und Kupferstichen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, verzeichnete Karl Theodor Völckers Antiquariat in Frankfurt a. M. 1886 in Katalog 127. Dieselbe Firma widmete sich mehrfach diesem Gegenstande 1887 in den Katalogen Nr. 140/141 (Spottbilder auf Tilly 1632), Nr. 158 (Radierungen aus dem Jahre 1595) 1889, Nr. 170 (Städtebilder) 1890, Nr. 191 (Februar-Revolution 1848 in Paris, Karikaturen auf Frankfurt a. M. und die Nationalversammlung bezüglich), zuletzt in Nr. 213.

Besonders ausführlich sind einige Blätter in diesem Katalog 213 wiedergegeben, z. B.:

Wie der Ritter von Hagen die großen Charaktere aller Zeiten in sich vereinigt und in seinen Thaten ritterlich bewährt. 5 Bl. Lith. mit Versen. Rödelheim 1848.

Wie die deutschen Reichskommissäre in Österreich ihren Instruktionen gemäß der deutschen Sache auf den Strumpf geholfen haben. 7 Bl. Lith. mit Text. Frkf. 4°.

Flugschriften aus der Zeit der Türkenkriege haben Jos. Baer & Co. im 254. Lager-Katalog 1890 verzeichnet, und im 175. Katalog wurden bereits im Jahre 1886 von ihnen die Flug- und Streitschriften von Luther und Hans Sachs behandelt.

Demselben Gegenstande schenkten ihre Aufmerksamkeit

Theodor Bertling in Danzig 1893 in Katalog Nr. 90 und in Katalog Nr. 3 Max Grüner in Leipzig 1894.

Die Kriege des 16. bis 19. Jahrhunderts in Einzelblättern, aus dem Besitze des Prinzen Karl von Preußen mit dessen Bibliothekstempel, hat Karl Wilhelm Hiersemann in Leipzig 1893 in Katalog Nr. 117 behandelt und in diesem S. 77—79 die revolutionären Bewegungen 1830—49.

Hierin befand sich z. B. die Lithographie „Das Ministerium der Zukunft", Karikatur mit porträtähnlichen Figuren von Schaffrath, Ruge, Zitz, v. Itzstein, Wiesner, Roßmäßler u. a., ferner das Album, gewidmet von 1848 und 1849 für König und Vaterland gefallenen Söhnen des preußischen Heeres bei Gelegenheit der Grundsteinlegung der Denksäule im Invalidenpark zu Berlin, sowie das Album der deutschen Nationalversammlung, 54 Porträts nach Seibs Lichtbildern gez. u. lith. v. H. Hasselhorst. Ph. Winterwerb, Frkf. 1848/49.

Auch der antiquarische Anzeiger Nr. 3 von Hermann Lazarus (Berlin 1895) behandelt in 394 Nummern die Jahre der Revolution und Reaktion.

Neben diesen Katalog-Arbeiten, die von buchhändlerischer Seite zum Zweck des Verkaufes unternommen wurden, sind hier die Privatsammlungen zu nennen, die sich mit der Flugschriften-Litteratur des Jahres 1848 beschäftigen.

Die weitaus größten Schätze birgt die Sammlung, welche der praktische Arzt Dr. med. George Friedländer in Berlin zusammengebracht und der Stadt Berlin geschenkt hat (geb. 30. 8. 1829 in Dorpat, gest. 14. 11. 1892 in Berlin, lange Jahre als städtischer Armenarzt thätig). Im Jahre 1897 ist darüber von der Verwaltung der Magistrats-Bibliothek zu Berlin ein „Verzeichnis der Friedländerschen Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848" herausgegeben, das in mustergiltiger Anordnung den Stoff chronologisch auf 292 Seiten dem Sammler vorführt. Die Berliner Plakate und Flugblätter aus der Zeit von 1848/49 sind hier wie folgt geordnet: 1. Aus dem Jahre 1848. 2. Aus dem

Jahre 1849. 3. Humoristische und satirische Flugblätter. 4. Politische Gedichte.

Andere Privatsammlungen, die noch in der Entwickelung begriffen sind, sind die des Herrn Hoflieferant Carl Heinrich Goldschmidt in Berlin (Schöneberger Ufer 27), ferner die des Herrn W. Krafft in Zürich, der Broschüren aus seiner Sammlung gänzlich ausschließt und nur Flugblätter und historische Plakate sammelt, und die Sammlung des Herrn Bankier Alexander Meyer-Cohn, die dem „Verein für die Geschichte Berlins" im vorigen Jahre zum Geschenk überwiesen wurde.

Das soeben erschienene „Verzeichnis von Privat-Bibliotheken in Deutschland" von G. Hedeler in Leipzig trennt die Einblatt-Schwarzdrucke nicht von den farbigen und Kunstdrucken, verzeichnet aber auch einige Sammler von Einblattdrucken (Gotth. Weisstein-Berlin, Polizeirat Hoehn-Wiesbaden, Gräfl. Solms-Baruthsche Schloßbibliothek u. a.).

Aus der Vorgeschichte der Bewegung von 1848 müssen wir hier folgendes zur Erläuterung der Flugschriften einfügen.

Zu Anfang des Herbstes 1814 trat der Kongreß der Fürsten, den der Friede zu Paris in Aussicht gestellt hatte, in Wien zusammen. Keine Zusammenkunft hatte die Erwartung der Völker in solchem Maße gespannt, keine glänzendere hatte die Geschichte je aufzuweisen, aber die Erwartungen, die alle Welt von dem Wiener Kongreß hegte, wurden getäuscht. Die Kongreßmitglieder waren Großhändler, und noch niemals ist in der Welt ein so großartiger Handel getrieben worden. Europa wurde zurechtgeschnitten und zurechtgelegt, und man handelte gleichsam um Flächenraum, Seelenzahl und Einkünfte. An

der Hand der vorliegenden Landkarte wurden Länder und Völker verteilt, ohne daß man Rücksicht nahm auf die Millionen warmer Herzschläge unter diesen Massen.

Zuerst wurden die Hauptmächte belohnt, welche dazu beigetragen hatten, Napoleon zu stürzen: Preußen erhielt das Großherzogtum Posen und das halbe Sachsen, die Stadt Krakau wurde zum Freistaat gemacht. In Italien, welches zur Belohnung des österreichischen Kaiserhauses dienen mußte, bestätigte man die Republik San Marino; das Haus Oranien, für welches man das Königreich der Niederlande errichtete, dem man auch Belgien und Luxemburg überließ, wurde eine Vormauer gegen Frankreich. Der König von England erhielt Hannover mit Gebietserweiterung als Königreich wieder. Weil Dänemark sein Norwegen an Schweden verlor, so wurde es durch den bis dahin im schwedischen Besitz gewesenen Teil von Pommern entschädigt, Dänemark dagegen vertauschte dies Stück von Pommern gegen ein Stück von Lauenburg an Preußen. Die Schweiz erhielt zum Dank für ihre Neutralität einige Gebietserweiterungen; einige Exregenten wurden mit Pensionen versehen, ihre Titel anerkannt und eine Rangordnung für sie festgestellt.

Der Kongreß selbst schuf am 8. Juni 1815 in Wien die deutsche Bundesakte. Das alte deutsche Reich hatte aus mehreren hundert kleinen Staaten bestanden, der neue deutsche Bund ward nur aus 38 Staaten zusammengesetzt: ein bedeutender Schritt zur Einheit! Die deutsche Bundesakte vereinigte alle souveränen deutschen Fürsten und freien Städte zu einem Staatenbund. Die freien Städte blieben gewissermaßen als Kuriositäten und als Probeexemplare noch auf Lager. Außerdem wurden den Deutschen in der Kongreßakte eine Fülle schöner Dinge versprochen: Rechtsgleichheit der verschiedenen christlichen Konfessionen, Grundbesitzerwerb in anderen

deutschen Staaten, auch Preßfreiheit wurde zugesichert, doch übereilte man sich mit diesem wichtigen Gegenstande ebenso wenig wie mit der Einführung einer landständischen Verfassung. Die Bundesakte wurde am 8. Juni 1815 zu Wien unterzeichnet, aber erst im großen Hungerjahre 1816 am 11. November wurde der deutsche Bundestag in Frankfurt a. M. eröffnet, um sein segensreiches Wirken zu beginnen.

Es kam die Zeit des Friedens. Die vertriebenen deutschen Regenten nahmen wieder ihre Sitze ein (Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig, Oldenburg). Deutschland erhielt 1817 noch einen Zuwachs von 38 auf 39 Staaten durch die Souveränitätserklärung von Hessen-Homburg, die Kurfürsten waren Könige geworden, Weimar, Mecklenburg und Oldenburg wurden noch nachträglich Großherzogtümer — kurz alles gestaltete sich scheinbar glänzend und beglückend. Die Seehandelssperre war verschwunden, das freie Abzugsrecht aus einem Staat in den andern war eingeführt, und so war dem materiellen Wohl Genüge geschehen; aber auch das geistige war bedacht worden, es gab sogar eine Art von bedingter Preßfreiheit.

Einige der kleinen deutschen Fürsten begannen endlich damit, die Einrichtung einer landständischen Verfassung in Erwägung zu ziehen: Nassau gab eine Verfassung mit zwei Kammern schon am 2. September 1814. In Württemberg wurde ein Grundgesetz am 25. September 1819 bekannt gemacht, in Weimar unter Karl August am 8. Mai 1816 angenommen, es folgten Schwarzburg-Rudolstadt, Schaumburg-Lippe, Waldeck, Hildburghausen und Koburg, Lippe-Detmold 1821 und Meiningen erst im September 1824. König Max Joseph von Bayern übergab die Verfassungsurkunde am 20. Mai 1818, Großherzog Karl von Baden am 22. August

1818. In Hessen-Darmstadt proklamierte am 18. März 1820 der Großherzog eine ständische Verfassung. Im Königreich Sachsen wurden die alten Landstände ohne Abänderung wiederhergestellt, und in Hannover berief Prinz-Regent Georg am 7. Dezember 1819 eine allgemeine Ständeversammlung. In den beiden Mecklenburg dauerte die alte landständische Verfassung fort. Beim Alten blieb es in Oldenburg, Altenburg und Schwarzburg-Sondershausen. In Preußen wurden die Provinziallandtage infolge eines am 25. Juni 1823 erschienenen Gesetzes zusammenberufen. Das auf fünf Jahre giltige Zensuredikt von 1819 wurde am 1. Juli 1824 erneuert, und zwar auf unbestimmte Zeit.

Bis zum Jahre 1830 schlummerte die Weltgeschichte beinahe, alles glich einem trüben Sumpfe zur Sommerszeit, alles befand sich in sonniger Stagnation. Es wurde in der Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Pariser Juli-Revolution (1814 bis 1830) der Same ausgestreut, der in den Jahren 1830 bis 1840 erblühte und in der Zeit 1840—48 zur Frucht reifte. Die Tyrtäusse, welche noch fortsangen, als die Franzosen bereits verjagt waren, E. M. Arndt, Fr. L. Jahn, Görres, Welcker, wurden ins Gefängnis gesteckt, erblickten aber nach dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. 1840 noch einmal als Größen einer vergangenen Zeit das Licht der Welt.

Da nahte, getragen von der Hoffnung auf die Wirkungen des Regierungswechsels, ausgehend von Frankreich, die Bewegung des Jahres 1848.

Von den soeben bezeichneten Gesichtspunkten aus läßt sich im Allgemeinen der Inhalt der Flugblätter verstehen.

Die Flugschriften-Litteratur zerfällt in drei Gruppen, die sich nicht immer deutlich trennen lassen:

A. Zeitschriften,

B. Flugblätter,

C. Broschüren.

Wir betrachten besonders die zweite Gruppe, die hier natürlich nicht erschöpfend behandelt werden kann, und charakterisieren die beiden anderen Gruppen nur nach den in ihnen behandelten und den sie behandelnden Persönlichkeiten d. h. nach den Autoren und ihren „Helden".

A. Unter den politischen Zeitschriften des Jahres 1848 nehmen unser Interesse besonders folgende in Anspruch:

Die ewige Lampe, politisch-satirisches Oppositionsblatt. Nr. 1—12 ohne Datum, Nr. 13—16 Juni—Juli, Nr. 17—50 4. Juli bis 14. Dezember. Nr. 1—50 vom 22. April bis zum 14. Dezember (mit der Extrabeilage Nr. 1—5 „Die Gasflamme" vom 15. November 1848, „ein Kind der ewigen Lampe", und Nr. 1 der ewigen Leuchte vom 1. Januar 1849). Die Zeitschrift wurde von Mitgliedern der äußersten Linken in ihrer in der Neumannsgasse 6 in Berlin belegenen Kneipe unter Redaktion ihres Wirtes, des im Mai 1869 verstorbenen Dr. Carl Siechen „mit Familie" verfaßt. Von Nr. 46 ab wird Dr. Arthur Müller als Redakteur genannt. Vom 3. Jahrgang erschienen noch 12 Nummern (Februar bis Mai 1850).

Im Juni 1848 erschien „Die ewige Lampe" oder „Lampe der Hase" mit Nr. 21 (die 20 ersten Nummern sind ausgefallen).

Die ewige Leuchte. Politisch-satirisches Oppositionsblatt. Von Arthur Müller. 1. Januar 1849. Berlin. Eine Nummer.

Die ewige Fackel. Ein Oppositionsblatt. Januar 1849. Verfasser Arthur Müller. Eine Nummer.

Die Neue Kölnische Zeitung für Bürger, Bauern und Soldaten. Herausgegeben von F. Annecke und Beust,

1848 Nr. 1—89 (September bis 31. Dezember), 1849 Nr. 1—150 (Januar bis Juli), ein sehr seltenes Demokratenblatt.

Deutsche Zeitung. Herausgegeben von Gervinus, Dahlmann, Häusser, Beseler, Pfizer u. a., seit Januar 1849.

Neue deutsche Zeitung. Organ der Demokratie. Nr. 1 vom 1. Juli des Jahrganges 1848 an bis zum 30. Juni 1850 in Darmstadt unter der Redaktion von O. Lüning.

Berliner Bürgerwehr-Zeitung. Organ für die deutschen Bürgerwehren und Schützengilden. Von Dr. L. Weyl und H. Dehnike. Nr. 1 vom 7. Oktober 1848 bis Nr. 16 vom 29. November.

Deutsche Bürgerwehr-Zeitung. Red. Dr. Edler und Dr. L. Weyl. Nr. 1 (3. Januar) bis Nr. 26 (31. März) 1849.

Deutsche Arbeiter-Zeitung. Red. Komitee aus Handwerkern bestehend. Herausgegeben von F. Behrend und Schmidt. Nr. 1 (8. April) bis Nr. 24 (28. Juni) 1848.

Deutsche Arbeiter-Zeitung. Red. Dr. A. Lubasch und Theophil Bittkow. Nr. 1 (8. April) bis Nr. 32 (24. Juni) 1848.

Bürgerwehr-Zeitung. Red. von den Majoren L. Blesson und v. Wimpffen, später von Fr. Schröder. Nr. 1 vom 3. Mai 1848.

Berliner Bürger-Zeitung. Herausgegeben von Dr. K. H. Hermes. Nr. 1 (4. April) 1847 bis 8. März 1848.

Patriotische Bürger-Zeitung. Herausgegeben von Herrmann Jüngling. Extrablatt vom Februar 1848.

Deutsche Bürger-Zeitung (Fortsetzung der vorigen). Eine Monatszeitung deutscher Vaterlandsfreunde. Red. Hermann Jüngling. Nr. 1 vom 13. Mai 1848.

Neue Rheinische Zeitung, Organ der Demokratie, Nr. 1—301 vom 1. Juni 1848 bis zum 19. Mai 1849 in Köln, das wichtigste deutsche demokratische Journal. Haupt-

redakteur war Karl Marx; Mitarbeiter H. Bürgers, F. Engels und E. Dronke, der Verfasser der interessanten Studie „Berlin" (2 Bde. 1846, Georg Herwegh gewidmet). Die Aufhebung der Zeitung erfolgte im Mai 1849; der Redakteur wurde ausgewiesen. Die letzte Nummer (301 vom 19. Mai 1849) ist rot gedruckt.

Freie Blätter. Illustrierte politisch-humoristische Zeitung. Red. Adolf Glaßbrenner. Motto: Der Staat sind Wir. Vom 6. Mai 1848 ab. Nr. 9 vom 1. Juli erschien als Probe-Nummer, kontrasigniert von Ernst Kossak, dem Verfasser der „Berliner Federzeichnungen". (6 Bde., 1861, bei O. Janke.)

Buddelmeyer-Zeitung. Zur Belehrung und Erheiterung für Stadt und Land. Redigiert von Dr. Cohnfeld (Aujust Buddelmeyer). Nr. 1 Montag, den 2. April 1849 (bis Nr. 22 des 4. Jahrganges 1852 in der Friedländerschen Sammlung, bis Nr. 102 des 4. Jahrganges 30. Dezember 1852 in der Sammlung des Verfassers).

Zeltengedanken ohne Mißverständnisse. Nr. 1 vom Mittwoch, den 26. Juli 1848. Dem souveränen Volk von Berlin, Pommern und Schermeisel weiht jeden Sonntag und Mittwoch ein Blatt und ist von dem Ertrage desselben ein namhafter Teil der Familie eines unbemittelten, in Haft befindlichen Demokraten zugewiesen, von dem verantwortlichen Verweser der Zeltengedanken C. W. G. Müller, Marienstraße 1a, (dem bekannten Lindenmüller).

Der Berliner Krakehler, mit Nr. 1 vom 18. Mai 1848, erschien bis Ende Januar 1849. Berlin, Ernst Litfaß, Adlerstraße Nr. 6. 48 Nummern. Motto: Ruhe ist die letzte Bürgerpflicht, die erste aber: Nieder mit dem Kuhfuß. Verantwortlich: C. O. Hoffmann, später Dr. Beta.

Die Konstitutionelle Klub-Zeitung, redigiert von Dr. Robert Prutz, Jahrgang I (1848) Nr. 1—68. Vom

22. April bis 15. November 1848, herausgegeben vom Konstitutionellen Klub zu Berlin.

Die Fliegenden Blätter Nr. 1 (Volksbewaffnung) erschienen in Berlin am 24. März.

Das Klub-Blatt, Organ des Berliner Politischen Klubs, erschien mit Nr. 1 am 18. April 1848. Druck von Marquardt und Steinthal.

Der Leuchtturm, eine politische Zeitschrift von Ernst Keil, erschien in Leipzig 1848 schon im 3. Jahrgang, im 4. und 5. 1849 und 1850, und brachte mehrere Porträts freisinniger Zeitgenossen, mit der „Reichsbremse" als Beilage.

Die Lokomotive, Zeitung für politische Bildung des Volkes, herausgegeben von Held. Der Jahrgang 1848 ist mit Nr. 1—201 vom 1. April bis 30. Dezember vollständig; sie erschien bis 17. Januar 1849.

Der Morgenstern, Organ für allgemeine Volksbildung, erschien in Leipzig, wurde zur Unterstützung brotloser Arbeiter begründet und enthielt Berichte über Leipzig, Trachtenbilder der Leipziger Kommunalgarde, Gellert-Denkmal, Rob. Blums Bildnis, den Packhof u. a.

Politische Rundgemälde oder kleine Chronik der Jahre 1828—48 erschien in 21 Jahrgängen und wurde in Leipzig 1842—48 von Th. Oelckers herausgegeben, von dem auch die „Humoristisch-satirische Geschichte Deutschlands von der Zeit des Wiener Kongresses bis zur Gegenwart" (Leipzig, Otto Klemm, 1847) stammt.

Um im allgemeinen die Fülle von Bekanntmachungen, Aufrufen, Rundschreiben, Manifesten und Protesten zu gruppieren, zeitlich zu ordnen und ihrem Inhalte nach zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die offiziellen Persönlichkeiten, die uns in den Flugschriften am meisten begegnen.

Der in der Bürgerschaft allgemein hochgeachtete und beliebte Dr. v. Minutoli war Polizei-Präsident, der letzte vor Errichtung der Schutzmannschaft, seit dem 11. Juli 1847, und war im Amte bis zum 31. Juni 1848, als v. Bardeleben ihm folgte; diesem folgte der noch heut im Volksmunde lebende v. Hinckeldey am 18. November 1848, der 1853 General-Polizeidirektor wurde. *)

Nachdem in den 102 Stadtbezirken Schutzkommissionen am 16. März 1848 errichtet und „Schutzbeamte" (mit weißer Armbinde und 1½ Fuß langem weißen Stab) berufen waren, ergab es sich, daß diese nur Hohn und Spott ernteten, und so trat denn am 19. März mit königlicher Genehmigung eine bewaffnete Bürgerwehr zusammen, deren Chef v. Minutoli bis zum 4. April war, und als auch diese sich nicht bewährte, wurde eine exekutive Schutzmannschaft begründet, eine Bürgerpolizei nach dem englischen Vorbilde der Konstabler. (2000 Schutzmänner laut Kabinettsordre vom 23. Juni 1848 aus Sanssouci). **)

Die Kommandeure der Berliner Bürgerwehr waren:

*) Die ersten 50 Jahre der Königl. Schutzmannschaft zu Berlin, von Polizei-Lieutenant Paul Schmidt-Neuhaus. Berlin 1898.

**) Konstabler! Halloh, wer kooft! kooft! Allerneuste Walddeibel, die der Majestrat brummen lassen will! Ein Jespräch mit seinen juten Freund Fritze.

Konstablers Leiden und Freuden, geschildert in einem Briefe an seine Jelübte.

Die janze Schutzmänner-Pastete uf eenmal! Ein offener Brief an den Obersten von die Schutzmänner, Herrn Kaiser.

Hurrjöh! Die arme Börjerwehr! Nu hat se keen Jesetz nich mehr. Een Esel hat et furtjedragen. Wat werren nu die Andern sagen. Eene Jnaden-Arie mit Varjazionen uf de Konstablerpfeife.

1. der Polizeipräsident Dr. v. Minutoli vom 19. März bis zum 4. April 1848.
2. Generalmajor v. Aschoff, „durch die Wahl der löblichen Hauptleute zum Kommandeur ernannt“.
3. Major a. D. Otto Rimpler vom 15. Juni bis 11. November. (Ende der fünfziger Jahre war er Vorsteher des Postamtes in Köslin, später Postdirektor in Naumburg a. S., wo er am 4. Mai 1882 starb und begraben liegt.)*)

Die königliche Bewilligung zur Bildung einer Berliner Bürgerwehr datiert vom 19. März 1848, die Auflösungsordre vom 11. November d. J. In dem Archiv des „Vereins für die Geschichte Berlins“ befindet sich ein Parolebuch der Berliner Bürgerwehr, das über die Thätigkeit des 3. Bataillons (Alt-Berlin) berichtet und dem Verein bei der Feier des 25jährigen Stiftungsfestes am 28. Januar 1890 von der „Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde“ in Stettin überreicht wurde und die Zeit vom 5. April bis zum 9. November umfaßt. (Vergl. „Mitteilungen des V. f. d. G. B.“ 1898 Nr. 4 S. 45.)**

*) Siehe: Die Berliner Bürgerwehr vom 19. März bis 11. November 1848. Von O. Rimpler, Major a. D. Aus seinen hinterlassenen Papieren herausgegeben von H. Schaffert. Brandenburg 1883.

**) Herr von Asch-off, geben Sie gefälligst definitive Antwort! gez. Carl Lutz. Offene Anfrage an den Stadtkommandanten, warum jeden Abend 8 Uhr 250 Mann vom 24. Infanterie-Regiment und 36 Mann Artillerie ins Zeughaus einrücken.

Anfrage des Kommandos der Bürgerwehr betreffs sehr beunruhigender Gerüchte über den Zweck, der bei der Versendung einiger Kahnladungen mit Waffen beabsichtigt sein soll, nebst Antwort des Kriegs-Ministers gez. Graf Kanitz. Berlin, den 31. Mai 1848.

Beschwerde der Mutter Gieperden über den Berger-General A. Sch. Offen nnd Major Bläschaf. Lejeune'sche Offizin.

Ernst v. Pfuel, geb. 3. November 1779 zu Berlin, diente 1815 als Oberst unter Blücher und war nach der Kapitulation von Paris Kommandant daselbst. Nach dem Frieden errichtete er in Berlin die erste Militärschwimmanstalt, die noch heute seinen Namen trägt. Er wurde 1843 General der Infanterie und 1847 Gouverneur von Berlin. Als solcher zeigte er sich in den Märztagen seiner Stellung nicht gewachsen und wurde durch General v. Prittwitz ersetzt. Nach der Entlassung des Auerswaldschen Ministeriums erhielt v. Pfuel den Auftrag, ein neues Kabinett zu bilden, worin er selbst am 17. September 1848 zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister ernannt wurde. Bald darauf bat er infolge der Exzesse vom 31. Oktober um seine Entlassung. Er starb am 3. Dezember 1866 in Berlin.*)

v. Wrangel, General der Kavallerie, belegte am 18. Mai Jütland mit einer Kontribution von 3 Millionen Thaler, die indes nur als Pfand für den Schaden dienen sollte, welchen die dänische Regierung dem deutschen Handel zufügte; aber schon am 27. Mai wurde er beauftragt, Jütland zu räumen.

---

*) Liebes, gutes Ministerium Fuhl, borg' uns 'mal 15 Silbergroschen; wir sitzen uf'n Emmer un saugen an die Hungerpoten. Vom Präsidenten des Pollack-Klubs in die Roß-Straße.

Offenes Sendschreiben an den Minister-Präsidenten Herrn v. Pfuel von wegen den Knoten-Punkt. Bürgerwehrmann Schulze.

O Ministerium Pfuel! Wenn du nich jut vor de Zöppkens bist, denn wees ick nich, wat besser is! Ene Doof- oder Leichenrede.

Das Ministerium Pfuleichen is nich gepurzelt! Es hat man blos gewackelt. Aber wir stehen feste! Ene Rede mit'n Antrag.

Herr Pfuel is een braver Mann,
Der seine Schuldigkeit gedhan!
Graf Brandenburg, ach geh zum Küster,
Dir will hier Keener als Minister!

Er wurde am 15. September zum Oberbefehlshaber sämtlicher in den Marken stehender Truppen ernannt, verminderte die auf Kriegsstärke gesetzten Infanterie-Bataillone auf 900 Mann und rückte am 10. November an der Spitze einer bedeutenden Truppenmasse in Berlin ein, ohne irgendwie Widerstand zu finden. Das Schauspielhaus und die bei demselben stehenden Bataillone der Bürgerwehr wurden umstellt. Herr v. Unruh und Major Rimpler Arm in Arm, dann alle Mitglieder des Klubs Unruh verlassen das Schauspielhaus. Berlin nebst einem Umkreise von zwei Meilen wird am 12. November in Belagerungszustand erklärt.*)

Graf Friedrich Wilhelm v. Brandenburg, kommandierender General des 6. preußischen Armeekorps, hatte am

*) Jutster Herr Wrangel! Dhun se uns nischt, wir dhun Ihn ooch nischt! Een janz offenes Sendschreiben von Ullo Bohmhammel, Vice-Gefreiter bei de Börgerwehr, an S. Hochwohlgeborne Excellenz den Marschall-Druf.

Allerliebster Herr Jenral Druf! Man nich widder Karbädtschen! Petition von de bekannten lieben Berliner.

Freund Wrangel! Ich habe mit vieler Aufmerksamkeit Ihre Annonce gelesen. — Freundschaftlichen Gruß. Louis Drucker. Vergnügte Weinhandlung Jüdenstr. 2.

Ein kleiner Denkzettel für Herren Wrangel, der in der Spenerschen Zeitung Nr. 221 vom 21. September 1848 gesagt hatte: „Wir werden einschreiten und es wird uns gelingen: die Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Gewehr.“

O stolzer Dänenzähmer!
Wie hast Du Dich blamiert, —
Ob auch beritt'ne Krämer
Dein Prahlwort applaudiert!
Dein Ruhm ist ausgepfiffen —
Das Wort, es wieget schwer:
Die Schwerter sind geschliffen,
Die Kugeln im Gewehr!

23. März von Breslau aus sämtliche Garnison-Befehlshaber angewiesen, die Ortsbehörden durch die Bildung mobiler Kolonnen zu unterstützen, und am 21. September weitere Anordnungen in schärferer Tonart erlassen. Derselbe wurde nach dem Rücktritt des Ministeriums v. Pfuel am 1. November 1848 mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Für die Minister Eichmann, v. Bonin und Graf Dönhoff treten nunmehr ein der Kultusminister v. Ladenberg, v. Manteuffel für das Innere und Landwirtschaft, v. Strotha als Kriegsminister, Rintelen als Justizminister. Unter diesem Ministerium wird der Sitz der preußischen National-Versammlung nach Brandenburg verlegt, wo sie am 27. November beschlußunfähig zusammentritt.*)

Die Rückkehr des Prinzen von Preußen, unseres späteren Kaisers Wilhelm I., der auf Wunsch seines königlichen Bruders am 19. März 1848 Berlin verlassen hatte**), gab besonders Veranlassung zur Herausgabe einer Fülle von Flugblättern:

„Bürger! Der Prinz von Preußen kehrt zurück. Wacht über die Errungenschaften Eurer Revolution.“ Gez. C. Schlivian.

---

*) Herr Minister Eichmann wird gebohmhammelt,
Weil er den Weg zu de Freiheit verrammelt.
(Eene reh-speck-volle Interpellation.)

Ministerken, Juchhedewich! Nach Brandenburg, da jehn wir nich.
Rück Du mit Deiner Rechten aus, die Linke bleibt in't Schauspielhaus.
(Eene vorpopulige Stimme, ufgefangen vors Komödienhaus.
A. Hopf.)

Wrangelche in Berlin will schießen! Branneborgche in Breslau will och schießen! Haste gesehen! Wie heißt?
(Zweite Rede von Leibche Tulpenthal, geredt zu seine Frau Hannche.)

**) Vergl. in den Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1848 in Nr. 3 und in der Beilage zu den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“: „Der Prinz von Preußen auf der Pfaueninsel vom 20. bis 22. März 1848“, vom Kammergerichtsrat Dr. Meßel.

„Brave Berliner! . . . Seid nur ruhig, wir werden den Prinzen von Preußen nicht herein lassen nach Berlin.“ Gez. Berlin, 14. Mai 1848. Ein hier anwesender Rheinländer.

„An sämtliche Einwohner Berlins.“ Das Ministerium hat eigenmächtig die Rückberufung des Prinzen von Preußen beschlossen. Nur das Volk . . . hat das Recht, die Zurückberufung zu dekretieren. Berlin, 13. Mai. (Roter Anschlagzettel.)

Protest der Berliner Studentenschaft gegen die Rückberufung des Prinzen von Preußen. Berlin, 13. Mai.

Ein Hohes Staats-Ministerium hat bei Sr. Majestät den Antrag gestellt, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen von Preußen die Abkürzung seines Aufenthaltes in England zu empfehlen. Breslau, 14. Mai. (Der Schles. Konstit. Central-Verein.)

Der mitunterzeichnete Vorsitzende des Staats-Ministeriums hat . . die irrigen Gerüchte über den Zeitpunkt der Rückkehr des Prinzen von Preußen widerlegt. Berlin, 15. Mai. Das Staats-Ministerium.

Die vom Staats-Ministerium Sr. Majestät dem Könige vorgeschlagene Zurückberufung Sr. K. H. des Prinzen von Preußen hat . . . Widerspruch gefunden. (Anschlagzettel.) Berlin, 13. Mai. Das Staats-Ministerium.

Der Prinz von Preußen muß zurückkommen. Berlin, 15. Mai.

Offener Brief an den Prinzen von Preußen. Berlin, 18. Mai.

Seit dem 18. Mai 1848 tagte in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. die deutsche Nationalversammlung, das erste deutsche Parlament behufs „Vereinbarung“ einer deutschen Reichsverfassung mit den Regierungen der einzelnen Staaten. Die Nationalversammlung erwählt zum Reichsverweser den 66 Jahre alten Erzherzog Johann von Österreich, welcher am 11. Juli seinen Einzug in Frankfurt hält. Der Bundestag löst sich auf, und Erzherzog Johann ernennt ein Reichs-

ministerium. Aber die neugeschaffene Centralgewalt hat weder den Einzelstaaten noch dem Auslande gegenüber irgend eine wirkliche Macht.*)

Die Verfasser der Flugschriften.

Die Flugblätter und Flugschriften von 1848 entstammen meist der Feder einer kleinen Schar von Schriftstellern, die im eigentlichen Sinne des Wortes „Humoristen" sind. Ihren Erzeugnissen ist ja oft ein bitteres Kraut beigemischt, etwas Spott und Satire, aber im allgemeinen sind die Angriffe gegen die Vertreter der Regierung, gegen die Minister, gegen Graf Wrangel und Graf Brandenburg, gegen General von Pfuel und den Reichsverweser Erzherzog Johann ziemlich harmloser Natur. Etwas herber klingen ja die Worte gegen den Prinz-Regenten und die Fürsprecher einer schneidigen Militärgewalt. Man nennt den Witz die Kratzbürste der Laster und sittlichen Mängel, den Humor die Sammetbürste für menschliche Schwächen und Fehler. Meist ist hier der letztere vertreten.

*) Johann der Reichsverweser. Wat hot er gesagt?
Östraisch sollen mer werden, hot er gesagt.

Reichsverweserken wrangle nich! Sonst wirste gewurzelt!
(Ene Warnungsstimme!)

Der Reichsverweser is also och Reichs-Feldmarschall? Nanu wird's Dag! Ju'n Nacht Preußen! Ene pollitsche Fastenpredigt.

Vor eenen Sechser Lorbeer-Blätter vor den jlorreichen ersten deutschen Reichs-Krieg! Eene feuerliche Siejes-Predigt.

Aujust Strampelmaier, Bürjer sagt: Johann von Österreich ist deutscher Kaiser oder Reichsverwester geworden! Flesch, was sagst de nu?

Die humoristischen Flugschriften in der deutschen Litteratur sind fast ganz vernachlässigt, obwohl sie eine wichtige Quelle für das Studium des Volkslebens sind.

Der Vater der modernen humoristischen Berliner Volkslitteratur ist ohne Frage Adolf Glaßbrenner, ein echt Berliner Kind (geb. 27. 3. 1810 in Berlin, gest. 25. 9. 1876 in Berlin). Seine 33 Hefte „Berlin, wie es ist und — trinkt“, 1832—1850, sein „Berliner Volksleben“ (3 Bde. Mit Illustr. von Th. Hosemann, Leipzig 1847—51), sein „Buntes Berlin“ (14 Hefte. Mit Illustr. von Th. Hosemann, Berlin, 1837 bis 1853) und sein „Komischer Volkskalender“, 1846—1865, geben den Berliner Humor, auch in sprachlicher Beziehung den Dialekt, richtig wieder. Unter diesen sind viele Hefte auch dem politischen Witze dienstbar und gehören zum Teil dem „tollen Jahr“ an.*)

Im Geiste eines Glaßbrenner, dessen Pseudonym „Brennglas“ bekannt ist, wirkte auch A. Hopf in seinen Schriften „Berlin, wie es hustet und nießt“ und „Brennecke in Paris zur Weltausstellung“. Im Jahre 1853 wird die Erledigung der Orientalischen Frage vorgenommen durch das dreiblättrige Kleeblatt, den Königl. Kleinholzbesorger für den linken Schloßflügel a. D. Brennecke, den Feuerwehrmann im Abschied Stiebel und den Rentier Pietsch.**) Der demokratischen Partei von A. Hopf gehörte auch die Familie Bohmhammel an, und zwar der „reorganisirt werden sollende Vice-Gefreite bei de entschlafene Börgerwehr“ Ullo (Ulrich) Bohmhammel

---

*) Vergl. Schmidt-Cabanis, R., Adolf Glaßbrenner. Eine biographisch-litterarische Skizze. Berlin 1881, Hofmann & Co.

**) Vergl. „Mitteilungen des V. f. d. Gesch. Berlins“ 1893. X. Jahrg. S. 88. „Berliner Humoristen seit 1840“ von Dr. H. Brendicke, und später „Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart“ von Dr. Ad. Kohut. Zürich 1894.

nebst Madam, sowie der Bürger Bullrich und seine Gattin Eulalia. Ähnliche Gestalten in diesem Cyklus sind Jeremias Babelsberger, Itzig Bändelmeyer, August Brandelmeier, August Strampelmaier, Ernst Kampelmayer und Alfred Bummelfried.

Zu nennen sind hier auch Fr. Wilh. Alex Held (geb. 1813 in Neiße, gest. 26. 3. 1872 in Berlin): „Deutschland, wie es fortschreitet und einig — ißt" 1844, und Ernst Kossak (geb. 4. 8. 1814 in Marienwerder, gest. 3. 1. 1880 in Berlin) mit seinen Schriften „Berlin und die Berliner" und „Berliner Federzeichnungen", die freilich nicht mehr dem Revolutionsjahr angehören.

Die Zahl der Humoristen in der Zeit der Censur, als nur zwei politische Blätter, die „Tante Voß" und der „Onkel Spener", täglich erschienen und der „Beobachter an der Spree" wie ein Veilchen im Verborgenen blühte, war sehr gering und manches Witzwort, mancher Situationswitz, manches Wortspiel der damaligen Zeit ist heut durchaus nicht mehr am Platze und der Gegenwart fast unverständlich.

Berlin, verprobjantire dir!
Dein großer Held hat Hunger.
(En Zuruf, Ufruf un Anruf.)

Die drei pollitschen Frazien Karbe, Held und Linden-Müller, die müssen Ministers werren.

Deine Idee, Heldeken, is ne faule Idee, des will ick Dir beweisen, ick, genannt Matthias Strobel.

Hülfe! Hülfe! Des Weißbier is in Jefahr! Frauliger Zuruf an seine lieben Berliner von Matthias Strobel, bürgerlicher Schuhmacher vor Civil un Miletär, außerdem Demokrat un Feind von'n absoluten Lebenswandel.

Der künstlerische Gefährte des Satirikers Ad. Glaßbrenner, der Maler und Zeichner Theodor Hosemann (geb. 24. 9. 1807

in Brandenburg a. H., gest. 15. 10. 1875 in Berlin), stand in jenen Tagen den politischen Ereignissen des Jahres 1848 nicht gleichgiltig gegenüber. Die Revolution der Märztage tobte vor seinem Hause, unter seinem Fenster — er wohnte Luisenstraße 67 in dem Eckhause am Luisenplatze — und eine große Barrikade sperrte dort Platz und Straße. Aus jener Zeit sind sehr humorvolle Zeichnungen auf Stein bekannt — darunter 40 Blätter, die uns die Abenteuer des Abgeordneten Fischer schildern —, welche zeigen, daß Hosemann nicht durch politische Leidenschaft und Verbitterung bei der Ausübung seiner Kunst beeinflußt wurde.*) Hosemann lieferte auch vornehmlich die Zeichnungen zu dem vom September 1845 bis Dezember 1846 erscheinenden Blatt „Der Volksvertreter" von Held.

Die Zahl der nach Freigabe der Presse erschienenen Broschüren ist schier endlos.

Der eifrigste Tagesschriftsteller war Dr. Cohnfeld, er schrieb unter dem Namen Aujust Buddelmeyer, belagerter Dages-Schriftsteller mit'n jroßen Bart, z. B.:

6 unfrankirte Briefe an seine Muhme Suse**) und
Oster-Eier (Kaiserei, Freiheitsei, Einigkeitsei).

---

*) Vergl. Dr. Franz Weinitz: „Theodor Hosemann. Eine kunstgeschichtliche Studie zur Erinnerung an die 90. Wiederkehr des Tages seiner Geburt" in den Schriften des V. f. d. Gesch. Berlins, Heft XXXIV. Berlin 1897.

**) (Weise: Heil dir im Siegerkranz.)
Österreich ducke dir!
Baiern mit's Bitterbier
Bocke du nich!
Sachsen jieb dir zur Ruh!
Un och Hannover du,
Drücke een Oge zu!
Huldige mich!

Der deutsche Kaiser, wie er sind muß (er muße dicke sind, och fidele, muß enen Hieb verdragen können, darf nicht sturre sind, schnuppen muß er, muß sein Pfeifken Tobak rochen, er muß lutheersch sind).

Von Hans Pfeffer erschien eine tragikomische Scene Nr. 1:

Der deutsche Kaiser schwebt in der Luft,
In der Kammer gewittert's.

Ferner „Eine nicht allzu lustige Kannegießeriade"

Nr. 3: Die Russen mit der Knute! Es geht los!

Nr. 4: Die politische Auferstehung des Teltower Bauern-Vereins.

Mit der Frauen-Frage beschäftigt sich Anastasius Schnüffler: „Entdeckte Geheimnisse des demokratischen Frauen-Klubs", an der Thür behorcht und ausgeplaudert. Ferner: „Die Aufhebung des demokratischen Frauen-Clubs."

Von ihm stammt auch ein „Humoristischer Rückblick auf das Jahr 1848:

Das ganze Jahr achtzehn hundert vierzig und acht
In wunderschöne Reime gebracht.

Östreich, du wirst patzig? J, dich soll jo jleich en 1 000 000 000 (Kreuz-Schockschwere Blitz) uf'n Kopp fahren!

---

6 mal 6 is 36,
Un en Volk is noch so fleißig,
Un Parteien zanken sich,
Jeht die Freiheit hinter sich.





Über Spottschriften und Karikaturen

mit besonderer Beziehung auf das Jahr 1870.

Von

Otto Mühlbrecht.

Es sind interessante Erscheinungen der Litteratur, die sich uns in den Pasquillen, Spottschriften und Karikaturen zeigen. Sie sind zwar auch in ruhigen Zeiten zu finden, gelangen aber zur höchsten Entfaltung ihrer Kraft nur bei wichtigen Ereignissen, die große Volksmassen in Bewegung setzen, wie z. B. in dem Kriegsjahre 1870. Bei dem weltbewegenden Kampfe der beiden Nationen und der daraus hervorgegangenen Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches hat sich die Buchdruckerpresse wieder einmal als ein politisches Werkzeug von hoher Bedeutung gezeigt.

Als ein solches ist sie von allen politischen Machthabern stets gekannt und gefürchtet, Napoleon I. z. B. verglich die Buchdruckerpresse mit einem Zeughause voll gefährlicher Waffen, das man nicht in der Hand des ersten besten lassen dürfe. Auch Bismarck schenkte 1870 den Preßerzeugnissen große Aufmerksamkeit, sie galten ihm als ein Barometer der öffentlichen Meinung, mit der er sorgfältig rechnete. Der Courier, der

täglich von Berlin nach dem Hauptquartier ging, hatte unter anderem auch alle erscheinenden Spottschriften und Karikaturen zu überbringen, über welche dem Fürsten fortlaufend Bericht erstattet wurde.

Mir war damals in Berlin der geschäftliche Auftrag erteilt, diese Litteratur zu sammeln; ich fand dadurch Gelegenheit, mich eingehend damit zu beschäftigen, habe auch eine reichhaltige Sammlung aus jener Zeit selbst besessen, kann also aus eigener Erfahrung und Anschauung darüber berichten. Bevor ich jedoch auf die Erscheinungen des Jahres 1870 eingehe, möge ein Überblick über die Entwickelung und das Wesen der Spottschriften und Karikaturen im allgemeinen gestattet sein.

Es hat solche schon in den ältesten Zeiten gegeben, sie lassen sich bis zu den Römern zurück nachweisen. Zur Zeit der Zwölftafel-Gesetzgebung wurden Pasquillanten wie Zauberer mit Kapitalstrafen belegt; auch in der Kaiserzeit noch ahndete man Karikaturen und Spottschriften mit Todesstrafe, mindestens mit Prügelstrafe und Testierunfähigkeit. Die deutsche Reichsgesetzgebung des 16. Jahrhunderts übte schon eine mildere Praxis, wenn auch der religiöse Eifer der damaligen Zeit manche Flugschrift schwer mit gemeiner Strafe belegte. Erst unser heutiges Strafgesetzbuch hat sich zu dem humanen Standpunkt erhoben, das Pasquill nur als qualifizierte Injurie zu behandeln. Man bestraft zwar den Autor noch mit Gefängnisstrafe, stellt ihn aber doch nicht mehr, wie früher, mit ehrlosen Verbrechern auf gleiche Stufe.

Dabei kommt es in unseren Tagen verhältnismäßig selten zu Verurteilungen auf diesem Strafgebiete; die vor 10—20 Jahren üblichen „Bismarck-Beleidigungen", und die mitunter immer noch angestellten Maßregelungen von Redakteuren machen heute einen mehr humoristischen, als be-

ängstigenden Eindruck. Man darf es getrost als ein Zeichen unseres gesunden Volkslebens betrachten, daß die Preßvergehen nicht mehr so übermäßig ernsthaft verfolgt werden, denn es war zu allen Zeiten ein Merkmal geschraubter Zustände, einer gefährlichen Spannung unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen, wenn die Satire in Wort und Bild prüde verbannt, oder gewaltsam unterdrückt wurde.

Die Geschichte der politischen Spottschriften und Karikaturen ist interessant und lehrreich, weil sich in ihnen die Entwickelung der Staaten und Völker, der Religion und der Gesellschaft im engeren Sinne des Worts widerspiegelt. Aber eine Darstellung dieser Entwickelung würde uns hier zu weit führen; es möge nur darauf hingewiesen werden, wie gewisse Bilder und Figuren sich in der Satire Jahrhunderte hindurch behauptet haben, z. B. die Hauptfiguren aller Zeiten und Völker: der Tod und der Teufel. Beide Gestalten haben viele Wandlungen erlebt. War doch der Teufel in der ersten Zeit des Christentums der Beherrscher aller Verhältnisse. Auch im Mittelalter noch hat die Geistlichkeit sich nach Kräften bemüht, dem Volke diesen Popanz in ungeschwächter Kraft zu erhalten. Aber sein Glanz ist erloschen. Der Teufel ist heute nur noch der lustige Meister Urian, aus dem „Gottseibeiuns“ ist der Hanswurst des Volkes geworden, kein Kind fürchtet heute den Teufel, niemand glaubt mehr an die Leibhaftigkeit des unheimlichen Gesellen, vor dem im Mittelalter eine so wahre Furcht die Leute beherrschte, daß selbst der lose Spott sich nur scheu an ihn heranwagte.

Das Mittelalter gab auch der Figur des Todes einen düsteren Anstrich. Während im Altertum der Tod in der milden Form als Bruder des Schlafes dargestellt zu werden pflegte, setzte das Mittelalter an dessen Stelle jenes abscheuliche Gerippe, das mit Hilfe der Mönche zu so großer

Herrschaft gelangte, daß beinahe alle Klostermauern und Beinhauswände mit den beliebten „Totentänzen" bemalt waren. Namhafte Künstler, wie Holbein u. a., bemächtigten sich dieser grotesken Figur, deren Darstellung in Bildern von großem Umfange und bedeutender geistiger Konzeption sich bis in die Neuzeit erhalten hat. Die Figur des Todes tritt heute kaum noch hervor, der Teufel hingegen ist dauerhaft, er bildet in der Karikatur immer noch eine Lieblingsfigur des Volkes.

Als Luther den schlummernden Funken der religiösen Erkenntnis bei den Denkern zu heller Flamme anfachte, trat die noch junge Buchdruckerkunst zum erstenmal in großartige Bahnen durch die Verbreitung der neuen Lehre. Neben der Bibelübersetzung feierten auch die Karikaturen und Spottschriften ihre Triumphe, indem sie die Fesseln der so lange in düstere Banden geschlagenen Geister sprengten, und wie eine Sturmflut Alles hinwegfegten, was der freien geistigen Bewegung im Wege stand.

Aus jener Zeit datiert die noch heute beliebte Form der feineren Karikatur, die satirische Metamorphose; damals schon spielten Fuchs und Esel eine Hauptrolle, wenn es galt, den Mönchen eins auszuwischen, den Esel sehen wir z. B. predigend auf der Kanzel, den Fuchs im Beichtstuhl, wie er einer Gans das Bekenntnis ihrer Sünden abnimmt, der Schafbock liest die Messe u. s. w. Die Spottschriften und Karikaturen machten in der Sturm- und Drangperiode des 16. Jahrhunderts die Umwandlung des gesamten Volkslebens mit durch, was sich besonders dadurch kennzeichnet, daß sie sich mehr als früher der Politik zuwandten. Es setzt dies schon eine größere geistige Reife voraus. Die Entwickelung läßt sich genau verfolgen. Mit jeder neuen, epochemachenden Weltbegebenheit schwingen sich die Spottschriften und Karikaturen auf

eine immer höhere geistige Stufe, bis sie sich in unserem Jahrhundert, und besonders in den letzten Decennien zu ständigen, ganz bedeutsamen Faktoren unseres modernen Kulturlebens zugespitzt haben, wie z. B. in dem Punch und dem Kladderadatsch.

Mit den politischen Karikaturen pflegt in der Regel eine beißende Schärfe verbunden zu sein; es giebt aber auch eine liebenswürdige Gattung von Karikaturen, wenn nämlich in ihnen der Humor dominiert, wohl unterstützt vom Witz, aber mit Ausschluß der Satire, deren zersetzender Charakter eine harmlose Freude nicht gedeihen läßt. Denn die Satire kultiviert absichtlich die Schadenfreude, und berührt deshalb manches Gemüt unangenehm, während der Humor sich niemals Feinde macht. Dieser beschäftigt sich mehr mit den allgemeinen menschlichen Sitten und Gebräuchen, mit der Persiflage der Moden, der Parodierung des gesellschaftlichen Lebens u. s. w. Hier bedarf es gar nicht bestimmt erkennbarer Persönlichkeiten, um die Wirkung zu erzielen, die ganze Gattung muß herhalten, die Dummheit, der Hochmut, der Geiz als solche, oder der Soldat, der Künstler, der Gelehrte, der Parvenüe als Gesellschaftsklasse werden mit Erfolg verspottet.

Diese feine und schwierige Karikatur zu schaffen ist nur ein Künstler fähig, denn sie erfordert neben dem Humor ein Verständnis für Schönheit und Grazie, und diese Eigenschaften gelangen auch dann nur zum harmonischen Ausdruck, wenn der Künstler ein Meister der Technik ist. Nur in diesem Falle, also bei hoher Kunstvollkommenheit des Schaffenden, schwingt sich die Karikatur über die ihr sonst angewiesene untergeordnete Stellung empor und vermag frei und selbstständig aufzutreten, während es sonst ein Merkmal ihrer Unselbständigkeit ist, daß sie den Text nicht entbehren kann. In den meisten Fällen muß sich die Karikatur an einen Text

lehnen, beide ergänzen sich gegenseitig und verstärken damit die Wirkung. Es ist nicht nötig, daß beide witzig sind, ein ganz ernster, klassischer Text kann um so drastischer wirken, je mehr er im Widerspruch mit der Zeichnung steht, und umgekehrt ebenso.

Hervorragendes in der feinen humoristischen Karikatur hat England im vorigen Jahrhundert durch Hogarth geleistet. Hier finden wir eine bedeutende geistige Tiefe, einen unsichtbaren und doch mächtig wirkenden psychologischen Hintergrund der Komposition, die auf vollendeter Technik beruhende **vis comica** der Linien und Verhältnisse in den Zeichnungen, genug die erwähnte seltene Vereinigung künstlerischer Eigenschaften. Wir Deutsche können ihm allenfalls Chodowiecki gegenüberstellen, doch konnte dieser sich auf dem Gebiete der humoristischen Karikatur nicht in gleicher Weise, wie Hogarth, entwickeln, dem die freieren sozialen Zustände Englands mit ihren drastischen Auswüchsen einen viel dankbareren Spielraum für seinen übermütigen Erfindungsgeist gewährten.

Die feinere englische Karikatur der Neuzeit kennzeichnet sich durch eine etwas harte äußere Form, welche aus dem Punch hinlänglich bekannt ist. Die Zeichnungen des Punch gehören übrigens zu dem künstlerisch Besten, das gegenwärtig in den verschiedenen Ländern auf diesem Gebiete geleistet wird; auch der Text ist vorzüglich redigiert, sodaß das englische Witzblatt in seiner Gesamtleistung unerreicht dasteht.

In Frankreich haben als humoristische Karikaturenzeichner namentlich Callot und Gavarni Ausgezeichnetes geleistet, auch in neuerer Zeit Grevin, sie blenden den Beschauer ebenso durch den geistreichen, spielenden Wurf der Erfindung, wie durch die anmutig flüchtige Eleganz einer vollendeten Technik.

Deutschland hat neben Chodowiecki in Wilhelm von Kaulbach einen Künstler aufzuweisen, der in der satirischen Meta-

morphose in seinen Illustrationen zum „Reinecke Fuchs“ ein monumentales Werk geschaffen hat, das als ein klassisches Vorbild für alle Zeiten gelten wird. Von unseren neueren Zeichnern ist wenig Gutes zu sagen; sehen wir von den politischen Karikaturen ab, so ist der geistige Inhalt der humoristischen Blätter meist ebenso dürftig, wie die Zeichnung mangelhaft. Eine rühmliche Ausnahme machen die Münchener „Fliegenden Blätter“, deren großer Erfolg hauptsächlich auf den ebenso künstlerisch schönen, wie oft poetisch tief empfundenen Illustrationen beruht. Daß die „Fliegenden Blätter“ gegenüber den allermodernsten Erscheinungen, wie die „Jugend“, das „Narrenschiff“, der „Simplicissimus“ und wie die übrigen Geschmacksverirrungen unserer Tage noch heißen, sich siegreich behaupten, hat mit darin seinen Grund, daß in ihnen nur der liebenswürdige Humor Geltung hat, und die unlauteren Elemente wie Haß, Verachtung und Unanständigkeit ausgeschlossen sind. Noch behaupten sich, Gottlob, die Künstler aus der Schule der „Fliegenden Blätter“, man braucht nur Namen zu nennen wie Wilhelm Busch, Oberländer, Meggendorfer und Vogel, echte Vertreter des deutschen Humors, denen die allerneueste Schule der Realisten, wie sie sich gern nennen, Niemanden von gleicher Beliebtheit gegenüberstellen kann. Dieser, wie zugegeben sein mag, etwas hausbackene Humor der älteren Richtung kann, meiner Ansicht nach, als ein wohlthätiges Kulturelement gar nicht hoch genug geschätzt werden, denn die Witzblätter bilden doch nun einmal jahraus jahrein einen Teil der geistigen Nahrung, die allwöchentlich unseren Familien gereicht wird. In unserer ernsten Zeit giebt ein Jeder sich gern und mit Behagen zuweilen der Lektüre einer humoristisch-illustrierten Zeitung hin, die durch sie erzeugte Heiterkeit verscheucht die Sorgen, sei es auch nur momentan; immer ist es eine Erholung, die den Geist er-

frischt und die Spannkraft neu belebt. Humor und Witz appellieren an Herz und Verstand zugleich, und wenn nicht eine zu große Dosis von Sarkasmus diesen wohlthätigen Eindruck abschwächt, so kann ein mit den Raketen des anständigen Witzes gewürzter Humor mitunter eine wunderbare, langdauernde Wirkung hervorbringen. Es liegt darin ein herrliches Gegengewicht gegen die leidenschaftliche Anspannung und die Einseitigkeit der Probleme unserer Tagesarbeit.

Wenden wir uns dem äußeren Wesen der Karikatur zu, so sehen wir gewisse Grundbedingungen für dieselbe gelten. Die gemeinschaftliche Hauptform ist allemal die Übertreibung der Verhältnisse,*) die treibende innere Kraft die Persiflage. Das Ideal wird nicht, wie es unser ästhetisches Gefühl verlangt, mit dem Schönen und Guten in Verbindung gebracht, sondern mit dem geistig oder physisch Unschönen oder Häßlichen, dadurch wird die komische Wirkung erzielt. Die witzige Verdrehung der natürlichen gegebenen Verhältnisse bildet die Pointe. Auf welchem Gebiete die Verdrehung stattfindet, ist ganz gleichgültig. Die Karikatur hat die Freiheit, aus allen möglichen und unmöglichen Gebieten, sei es die Kunst, Poesie oder Fabel, sei es die greifbare Wirklichkeit, die übersinnliche Geisterwelt, oder das geheimnisvolle Walten der Natur, überallher ihre Pointen zu entnehmen. Nichts ist der Karikatur heilig, an die größeste Erhabenheit des Wesens, der Erscheinung und der Situation springt der schroffste Gegensatz des Allertrivialsten heran. Die Karikatur beansprucht für sich in der Kunst ein gleiches Recht, wie in der Poesie das burleske Element, das mitunter auch völlig unvermittelt sich in die erhabenste Situation hineinschiebt, wie z. B. bei Shakespeare der Narr an den König Lear. Was

*) daher auch der Name, von caricare, übertreiben.

sind Falstaff und Don Quixote Anderes, als poetische Karikaturen? Die geistigen und körperlichen Übertreibungen dieser Figuren sind von den Dichtern so deutlich gegeben, daß sie als Beweis für das unbegrenzte Gebiet der Karikatur wohl herangezogen werden können.

In der Karikatur gilt kein Naturgesetz. In Gestalt, Bewegung, Perspektive, Kolorit, genug in Allem darf das Gesetz umgangen werden, wenn sich eine drastische Wirkung dadurch erzielen läßt. Diesem Hauptzweck hat sich Alles unterzuordnen. Ganze Gestalten werden mutwillig verwechselt oder einzelne Teile von Menschen, Tieren, Pflanzen ꝛc. willkürlich verbunden, wie es am besten für den komischen Zweck paßt. Wir werden auf diese Weise gezwungen, durch das zur Vergleichung Herangezogene das eigentlich Gemeinte selbst zu erraten, das erregt das angenehm prickelnde Gefühl, unseren Geist durch das Erkennen des Humors zu überraschen, der gerade diejenigen Eigenschaften, die sowohl das sichtlich Gebotene, wie das unsichtbar Gemeinte gemeinschaftlich besitzen, so deutlich für uns hervortreten ließ. In diesem blitzartigen Erkennen liegt der erfrischende Zauber, der stets sich erneuernde Reiz, der uns gern jede, sich bietende Gelegenheit zu dieser geistigen Gymnastik benutzen läßt. —

Bei dem bisher Gesagten habe ich nur die mildere Form der Karikatur, bei der Humor und Witz die Herrschaft behaupten, im Auge gehabt. Anders gestaltet sich die Sache durch das Hinzutreten der Satire, insbesondere bei der politischen Karikatur. Wenn in politisch bewegten, namentlich in Revolutions- und Kriegszeiten, neben den guten auch die schlechten Leidenschaften der Menschen entfesselt werden, dann wird die Karikatur meistens zu einem unschönen Zerrbilde, fast immer zum Mittel gegenseitiger Verleumdung.

In Revolutions- und Kriegszeiten werden die sonst gel-

tenden anständigen Censurschranken, zumal bei der unterliegenden Partei, entweder aus kluger Berechnung, um den patriotischen Fanatismus zu entzünden, häufig stark erweitert, oder aus ohnmächtiger Schwäche ganz aufgehoben. Damit ist das Signal zur wilden Jagd gegeben. Unter dem Einflusse der Zügellosigkeit gestalten sich die Karikaturen und Spottschriften sehr bald zu einer Ablagerungsstätte für die hoch erregten Leidenschaften des Volkes, zu einem Morast, der den litterarisch-künstlerischen Niederschlag des entfesselten Cynismus aufnimmt; zu einem öffentlichen Tummelplatz, auf dem sich Genie, Trivialität und Unanständigkeit um die Herrschaft streiten. Der patriotische Schmerz und die ohnmächtige Wut des Besiegten toben sich in Wort und Bild bis zum Exzeß aus; wie durch ein geöffnetes Ventil strömt die überschäumende Leidenschaft aus, und es würde zu bedenklichen Katastrophen führen, wollte man dieses Ventil schließen. So gerät das Volk nach und nach in eine litterarisch-künstlerische Gluthitze, in eine Art von Paroxismus, der zwar psychologisch ganz interessant, ästhetisch aber recht widerwärtig ist.

Die großen öffentlichen Bibliotheken haben uns derartige Sammlungen überliefert aus den Zeiten Cromwells, aus der großen französischen Revolution von 1789, aus der Gewaltherrschaft des ersten Napoleon, aus der achtundvierziger Revolution, und auch vom letzten deutsch-französischen Kriege. In einer dieser letzten Sammlungen, die in der Königlichen Bibliothek in Berlin als Stiftung Kaiser Wilhelms I. einen bedeutenden Umfang erreicht hat, spiegelt sich das gewaltige Ringen der germanischen Rasse mit der romanischen um die Suprematie in Europa in den Spottschriften und Karikaturen, die in unglaublicher Menge, wie die Pilze über Nacht, emporschossen.

Ich pflegte damals häufig in den Straßen Berlins umher

zu wandern, und für meinen Zweck Alles aufzukaufen, dessen ich habhaft werden konnte. Da habe ich wiederholt Leute getroffen, die ihre Schriften selbst verfaßt resp. gedichtet, auch die Bilder dazu gezeichnet und selbst möglichst grell bemalt, das Machwerk eigenhändig gedruckt hatten, sich schließlich einen Kasten umhängten, und mit ihrem Kunstprodukt selbst hausieren gingen. Und jedes Pamphlet, war es auch noch so jammervoll ausgeführt, fand reißenden Absatz; oft fehlten alle gesetzlich vorgeschriebenen Angaben: weder ein Autor, noch ein Drucker, noch ein Verleger waren darauf genannt. Und oft war auch, was gestern erschienen, heute schon für schweres Geld gar nicht mehr zu beschaffen, jede neue Welle schwemmte die vorhergegangene spurlos hinweg. Neben dem Buch- und Steindruck trat damals zuerst die Photographie in großem Maßstabe bei der Herstellung auf.

Manche Persönlichkeiten, Ereignisse und Lieder, auch äußere Formen waren besonders populär, und erschienen in den mannigfachsten Variationen, wie z. B. die geheimnisvolle Figur des „Füselier Kutschke.“ Sein Lied: „was kraucht dort in dem Busch herum, ich glaub, es ist Napolium“ erschien in unzähligen Ausgaben mit Illustrationen, Kutschke wurde überall, selbst zu Weihnachten in den Kinderspielen, gefeiert, und neben der „Wacht am Rhein“ konnte nur das „Chassepotlied“, allenfalls auch noch „das Lied von der Erbswurst“ sich einer gleichen Beliebtheit, wie das Kutschkelied rühmen. Das Chassepotlied erschien in etwa zwanzig verschiedenen Darstellungen, allemal mit einem Titelbild, darstellend eine Reihe deutscher Soldaten, deren jeder einen Franzosen übergelegt hatte, dazu der Refrain: „Haut sie auf den Chassepopo“, das Lied hatte einen „durchschlagenden“ Erfolg.

Gestalten wie „der Ulan“ und „der Landwehrmann“ waren Lieblingsfiguren des Volkes, es war besonders stolz

auf diese seine Angehörigen. Selbstverständlich stand in höchstem Ansehn „Unser Fritz“, der häufig mit der Stummelpfeife abgebildet wurde, und „Unserm greisen Heldenkönig“ wurde überall in Wort und Bild der Ehrenplatz angewiesen, beide wurden auf deutscher Seite meistens nur ernst, mit Hochachtung, Liebe und Verehrung behandelt, ebenso wie Prinz Friedrich Karl und Moltke. Bismarcks Popularität stand damals schon so fest, daß ihn das Volk ab und zu auch derb komisch auftreten ließ, die Straßen-Sänger und Künstler benutzten ihn als kostbarsten Stoff, er ist in allen Pamphleten und Karikaturen die treibende Kraft.

Stark mitgenommen wurde gleich anfangs „der kleine Lulu“ und seine „Feuertaufe“ bei Saarbrücken; unsere Volksbarden waren für ihn ebenso begeistert, wie für „Minna Hänsel“, die bekanntlich einen Aufruf an die „Berliner Amazonen“ erließ, mit ihr ins Feld zu rücken. Am schlimmsten wurde Napoleon mitgespielt, an dessen Person sich der ganze Haß des Pöbels ablagerte. Unverblümt erhält er Titel wie Verräter, Mordbrenner, Menschenschlächter, Meineidiger, dann wieder Kugelspritzer, auch „geschaßter Kugelspritz-Ober.“ Seine Mitrailleuse erscheint in Variationen, hier hat er sie als Klystierspritze unter dem Arme, dort benutzen sie „Unsere Jungens“ im Bivouak als Kaffeemühle u. s. w. Die Gefangennahme Napoleons bei Sedan war ein ergötzliches Motiv für viele Karikaturen. Das Volk wollte sich nicht damit einverstanden erklären, daß die Gefangennahme eines solchen „Bösewichts“ unter Beobachtung der Hofetiquette stattgefunden hatte. So sieht man ihn also in den Karikaturen auf den Knieen zu König Wilhelm heranrutschen, ihm den Degen in den flehentlich erhobenen Händen überreichend. Auf einem anderen Bilde hat ihn eine kräftige Soldatenfaust im Nacken gepackt und schüttelt ihn, wie einen Hund, derbe ab. Dann

wieder sehen wir ihn auf einer Holzbank übergelegt, und die Soldaten verfahren mit ihm nach dem Refrain des Chassepotliedes. Eine Karikatur zeigt ihn in einem Glase in Spiritus gesetzt, um ihn als „Purgiermittel gegen Länderschwindel" für die Nachwelt zu konservieren. Daß dieser Gefangene nun gar in Wilhelmshöhe ein so warmes Plätzchen angewiesen erhielt, während „Unsere Jungens" draußen im nassen Felde lagerten, das erregte die Volksgalle ganz besonders. Viele angeblich bessere Lokalitäten werden in Vorschlag gebracht und durch drastische Illustrationen erläutert; wir sehen Napoleon hinter Eisenstäben in der Berliner Gerichtslaube, in Käfigen und an gar nicht näher zu definierenden Orten. Auch die Kaiserin Eugenie erhält ihren Anteil; sie erließ kaum ihren Aufruf an die französische Nation, in dem sie „die „Fahne der Civilisation" hochzuhalten versprach, als sie auch sofort in unseren Karikaturen erschien, auf dem Velociped reitend, in der Rechten ihre „Fahne" schwingend, d. h. eine an den päpstlichen Krummstab gebundene Crinoline. An ihrer Person hat sich der cynische Witz recht oft in abstoßendster Weise geübt. Die Zukunft der kaiserlichen Familie wurde in ergötzlichsten Bildern angedeutet; hier sehen wir die Familie als Akrobaten auf dem Seile Vorstellungen gebend, dort sucht sie mit dem Leierkasten am Brandenburger Thor ihr Brot, Er dreht, Sie singt dazu, und Lulu sitzt als Affe mit dem Teller auf der Orgel. Dann wieder zieht „Er" als Leichenbitter mit einer Citrone in der Hand umher, oder alle drei melden sich in ganz reduziertem Zustande am Asyl für Obdachlose, u. s. w., und der Teufel holt „ihn" in wenigstens vierzig verschiedenen Stellungen, unter denen die gelungenste eine Nachbildung des Rembrandtschen Ganymed mit dem Adler war, u. s. w.

Wenn man dieses Chaos des höheren Blödsinns einer näheren Prüfung unterwirft, so lassen sich daraus eine Menge

ganz ergötzlicher Geschichten des damaligen Krieges konstruieren, denn kein Chronikschreiber kann gewissenhafter sein Register führen, als damals Karikatur und Spottschriften den Ereignissen auf Schritt und Tritt folgten. Doch mögen die mitgeteilten Proben als Erzeugnisse auf deutscher Seite genügen.

Der persönliche Angriff in Wort und Bild wurde damals mit denkbar rücksichtslosester Schärfe gehandhabt, die geringste gegebene Blöße des Gegners wurde auf beiden Seiten auf das Schonungsloseste ausgebeutet; man staunt, wenn man sieht, welche Freiheiten, ja man kann sagen Frechheiten die Presse sich in unserem gesitteten Zeitalter erlauben durfte in ihren Ausfällen gegen Menschenwürde, Religion, Staatseinrichtungen und gute Sitte, gegen alles Hohe, Schöne und Edele, was den Menschen heilig ist. Man muß sehr objektiv urteilen, muß sich als Kritiker auf einen sehr kaltblütig prüfenden Standpunkt stellen, sonst kann man sich bei Betrachtung der vielen Verirrungen, welche damals, auf französischer Seite namentlich, in Wort und Bild geschaffen und geduldet wurden, leicht sittlich entrüsten. In den französischen Karikaturen und Pamphleten, die von den belgischen wennmöglich noch überboten wurden, treten die Deutschen nur als die verkommensten Subjekte auf, die sich im Schlamme der niederträchtigsten Gemeinheit wälzen, sie handeln wie Menschenfresser, spießen Kinder auf, waten im Blute u. s. w., man erkennt so recht darin die grenzenlose Erbitterung des besiegten Erbfeindes.

Mit dem Friedensschlusse traten die normalen Zustände wieder in ihre Rechte und die politischen Pamphlete und Karikaturen verschwanden. Denn beide verloren mit der Beruhigung der öffentlichen Meinung den Boden unter den Füßen. Mit der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches

war der satirischen Schärfe die Spitze abgebrochen. Nur wenige der verschiedenen deutschen Witzblätter, welche aus der, unsere nationale Wiedergeburt vorbereitenden Volksstimmung ihre Nahrung schöpften, haben die entscheidende Krisis des Jahres 1870 gesehen oder überdauert. Die von Kalisch in den vierziger Jahren herausgegebene „Narhalla“, die „Düsseldorfer Monatshefte“, der Stuttgarter „Eulenspiegel“, die „Leuchtkugeln“ u. a. m., sie sind alle längst vom Büchermarkte verschwunden. Nur der „Kladderadatsch“ und einige seiner Epigonen haben sich gehalten und auch bei diesen ist die heutige Bedeutung nicht mehr dieselbe, wie früher. Wo ist die gewaltige Herrschaft über die öffentliche Meinung geblieben, deren sich der Kladderadatsch zur Konfliktszeit vor 1866 mit vollem Rechte rühmen durfte! Die Reaktionsperiode von 1849—60 und die darauf folgenden Verfassungsstreitigkeiten mit Bismarcks ungestümem Auftreten waren ausgezeichnete Vorbedingungen für die Begründung und das Aufblühen eines geistreich redigierten Witzblattes. Es war der gegebene Tummelplatz, auf dem sich verhältnismäßig leicht Thaten ausführen ließen, welche geradezu befreiend auf die Gemüter wirkten. Diese interessante Zeit ist vorbei, das Jahr 1870 hat nicht nur die Figur des „deutschen Michel“ aus den Karikaturen verbannt, sondern die ganze Kleinstaaterei wieder zu einem einigen großen Deutschen Reiche umgestaltet, das gegenwärtig von einer starken Hand geleitet wird. Wir dürfen uns zuversichtlich der Hoffnung hingeben, daß in absehbarer Zeit schwerlich sich die politischen Verhältnisse bei uns derartig ändern werden, daß die Spottschriften und Karikaturen nochmals so gedeihen können, wie es 1870 möglich war.





Zur Geschichte des Kladderadatsch.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Als ich ersucht wurde, für die Festschrift eine Geschichte des ältesten der noch bestehenden politischen Witzblätter Berlins zu schreiben, war über die ersten Lebensjahre des „Kladderadatsch" wenig mehr bekannt als das, was Max Ring und Rudolf Genée in ihren Erinnerungen und was gelegentlich auch Schmidt-Weißenfels, Kossack und Andere in verstreuten und vergessenen Zeitungsartikeln darüber erzählt hatten. Ich ging also an das Sammeln und Zusammentragen, an das briefliche und persönliche Ausforschen, die Durchsicht zahlloser Kataloge, der Friedländerschen Bücherei u. s. w. — eine ziemlich mühevolle Arbeit, die ich mir zum großen Teile hätte ersparen können, wenn der „Kladderadatsch" sein fünfzigjähriges Jubiläum etwas früher gefeiert haben würde. Bei dieser Gelegenheit erschien nämlich bei A. Hofmann u. Co., dem Verlage des Kladderadatsch in Berlin ein hübsches Büchlein unter dem Titel „Der Kladderadatsch und seine Leute 1848 bis 1898. Ein Kulturbild", in dem u. A. der Oldenburger Verlagsbuchhändler A. Schwartz mancherlei bisher Unbekanntes zur Geschichte des vielgenannten Witzblattes mitteilt. Indessen will ich versuchen, seine Darlegungen, die hier und

da einen intimeren Charakter tragen, den auch das ganze Werkchen nicht verleugnet, zu ergänzen, insonderheit nach jenen Seiten hin, auf denen der „Kladderadatsch seine Bedeutung erlangt hat: des Litterarischen und Karikaturistischen.

Die Ansicht, daß das Sturmjahr Achtundvierzig die politische Karikatur in Deutschland erst geboren habe, ist viel verbreitet, aber irrig. Politische Spottbilder, mit und ohne Glossen, hat es bei uns schon im Mittelalter gegeben, und ähnliche „Fliegende Blätter“ wie die jener Zeiten, sind bei geeigneten Gelegenheiten auch noch in unserem Jahrhundert zu zahllosen Mengen verbreitet worden; ich erinnere nur an die Karikaturen auf die letzten Capetinger, auf Friedrich den Großen, Maria Theresia und vor Allem den ersten Napoleon. Festen Fuß hat die politische Satire bei uns aber allerdings erst seit 1848 gefaßt; was vorherging, waren mehr oder weniger Gelegenheitsblätter, die ebenso schnell wieder verschwanden wie sie erschienen waren. Das war nur natürlich: Die politische Satire bedingt ein gewisses Maß von Preßfreiheit, die man vor 1848 nicht kannte. Allerdings wollte schon der alte Fritz die „Gazetten nicht geniret“ wissen, ließ auch während der „Kafferegie“ das gegen ihn gerichtete Pasquill „niedriger hängen“, aber seine Minister dachten schon um der „Staatsraison“ willen weniger großgeistig als er. Das wurde unter Friedrich Wilhelm II. nicht besser, eher schlechter; um so üppiger blühten unter ihm denn auch die geheimen Schmähschriften empor, die unter allerhand Deckfirmen als Broschüren und bänderreiche Romane auf den Büchermarkt gebracht wurden.

Politisch-satirische Zeitschriften existierten vor 1848 fast nur außerhalb Preußens. Die ausgezeichnete Friedländersche Sammlung in der Berliner Magistratsbibliothek, die von Dr. Arend Buchholtz mustergiltig geordnet worden ist, ermöglicht

ein ziemlich genaues Verfolgen dieser periodischen Litteratur vor Beginn der Preßfreiheit. Das einzige bedeutende satirische Blatt mit Illustrationen — eine monatlich erscheinende Zeitschrift —, das mit seinem ersten Hefte schon Ende 1847 verausgabt wurde, war der bei Louis Hirschfeld in Berlin verlegte „Berliner Charivari, redigiert von Satan". Zu gleicher Zeit war allerdings auch mit einem zweiten, politisch-satirischen Organ, dem „Eulenspiegel", den Gustav von Szczepanski redigieren sollte, ein Versuch gemacht worden, der aber fehlschlug. Interessant für uns ist die Thatsache, daß für beide Blätter der spätere Hauptzeichner des „Kladderadatsch", Wilhelm Scholz, thätig war.

Erst von den Märztagen ab wurde es lebhaft im Berliner Zeitungswalde. Da ließ der große „Demagoge" Held seine eingerostete „Lokomotive" wieder aufleben, Glaßbrenner begann mit seinen „Freien Blätter", Siechen mit seiner „Ewigen Lampe", und zahlreiche Andere folgten — meist nur mit wenig langlebigen Kindern einer ziemlich rüpelhaften Muse. Inhaltlich als dem „Kladderadatsch" ähnlich kann man höchstens den „Berliner Krakehler" bezeichnen, der um die gleiche Zeit wie dieser — elf Tage später — ins Leben trat, aber bereits Ende des Jahres wieder einging. Seine Redakteure waren C. O. Hoffmann und Heinrich Beta, und namentlich Letzterer brachte hin und wieder einen gewissen litterarischen Zug in den „höheren Blödsinn" des Blattes. Schon die Ankündigung seiner Erscheinungsweise hatte Ähnlichkeit mit der des „Kladderadatsch: „Der Berliner Krakehler erscheint gar nicht, sondern ist immer vergriffen und vergreift sich wöchentlich ein- bis zweimal" — und in den Parodien glaubte man zuweilen die witzige Ader von Ludwig Kalisch zu spüren. Übrigens war Wilhelm Scholz auch für den „Krakehler" zeitweilig zeichnerisch beschäftigt.

Seit 1845 bestand in Berlin die Verlagsfirma A. Hofmann & Co. Ihre ersten Chefs waren Albert Hofmann und sein späterer Schwager Karl Knauth, der indessen schon nach zwei Jahren aus der Firma ausschied. Albert Hofmann, geboren am 8. März 1818, war der Sohn des Kunstbuchhändlers Johann Hofmann und trat zwölfjährig in die Buchhandlung von E. H. Schröder in Berlin als Lehrling ein, in deren Verlage er als Zwanzigjähriger sein erstes Werk, ein Anekdotenbuch erscheinen ließ. 1840 wurde er Gehilfe in der M. Simionschen Buchhandlung und begründete um diese Zeit auch ein eigenes Organ für die Interessen des Kunst- und Landkartenhandels, das er bei seiner Associierung mit dem Inhaber der damals ziemlich bedeutenden Meyerschen Kunsthandlung in seinen Verlag übernahm. 1845 schied er aus der Firma wieder aus, um das obengenannte neue Geschäft zu begründen, aus dem der „Kladderadatsch" hervorgehen sollte.

Über die Begründungsgeschichte des „Kladderadatsch" existieren verschiedene Versionen. Die vielverbreitete Lesart, daß er aus der Rütligesellschaft hervorgegangen sei, zu der allerdings eine ganze Anzahl seiner Mitarbeiter gehörte, hat Genée in seinen Erinnerungen widerlegt; nach Ring soll David Kalisch mit dem Namen des Blattes und dem fertigen Manuskript der ersten Nummer zu Hofmann gekommen sein, um ihm den Verlag anzubieten. Noch anders erzählt A. Schwartz den Vorgang nach der Angabe eines Mitbeteiligten, des verstorbenen Berliner Journalisten Julius Schweitzer, und abermals anders hat mir selbst einmal Wilhelm Scholz, der doch auch mit zu den Eingeweihten gehörte, in fröhlicher Stunde den Gründungsakt geschildert.

Das Thatsächliche der verschiedenen Versionen scheint folgendes zu sein:

Als Kalisch die Idee zum „Kladderadatsch" faßte, zählte

er nicht mehr zu den Unbekannten. Er war am 23. Februar 1820 in Breslau geboren, wurde Kaufmann und fand zuerst in dem Möbelgeschäft der Gebrüder Bauer in seiner Heimatsstadt Stellung. Aber seine Neigungen trieben ihn frühzeitig hinaus in die Welt. 1844 wandte er sich nach Paris, wo er eine, seiner Begabung und Eigenart entsprechendere Stellung zu finden hoffte. Doch trotz der Empfehlungen Heines, Herweghs und Prudhons kam er in der Seinestadt nicht aus Kummer und Sorgen heraus, so daß er froh sein mußte, von Neuem eine kaufmännische Stellung zu erhalten, und zwar dies in einer großen Seidenwarenhandlung in Straßburg. Das Glück war indessen auch hier nicht an seiner Seite. Er wurde ohne sein Verschulden in die Streitigkeiten seiner Prinzipale verwickelt, verließ deshalb Straßburg und ließ sich zunächst in Leipzig nieder, wo er viel mit Herloßsohn und Öttinger verkehrte und auch für deren Blätter „Komet“ und „Charivari“ zahlreiche kleine Artikel und Dichtungen schrieb. Aber die Schriftstellerei scheint in jenen Tagen kein glänzendes Geschäft gewesen zu sein. Kalisch mochte gehofft haben, die mannigfachen Erfahrungen, die er bei seiner scharfen Beobachtungsgabe in Paris gesammelt hatte, ausnützen und verwerten zu können — doch die Honorare flossen in Leipzig so spärlich, daß er sich entschließen mußte, abermals zum Merkurstabe zu greifen. Breslau war ihm zu kleinstädtisch; er nahm deshalb in Berlin seinen Wohnsitz und trat hier in ein bekanntes Speditionsgeschäft ein, in dem er trotz angestrengter kaufmännischer Thätigkeit noch immer Zeit fand, seiner Neigung zur Schriftstellerei folgen zu können. In diesen Tagen entstand denn auch sein erstes Bühnenstück, eine kleine Blüette „Ein Billet von Jenny Lind“, die im Schöneberger Sommertheater zur Aufführung kam. Der Erfolg ermutigte ihn; in Anlehnung an ein französisches Original, das er in

Paris gesehen hatte, schrieb er die Posse „Einmalhunderttausend Thaler“ und reichte sie dem originellen Friedrich Cerf ein, der damals das Königstädtische Theater auf dem Alexanderplatz leitete, außer den Königlichen Bühnen das einzige Theater Berlins, das sich einer gewissen Bedeutung erfreute. Neben Kotzebue, Raupach und der Birch-Pfeiffer kamen hier vor allem Nestroy und Raimund zu Wort, während im Königlichen Schauspielhause das klassische Repertoir vorherrschte. „Einmalhunderttausend Thaler“ errang einen glänzenden Erfolg und erhielt sich lange auf dem Spielplan, wurde späterhin auch mit Helmerding in das Wallnertheater übernommen und bildete gewissermaßen den Ausgangspunkt eines neuen dramatischen Genres: der Berliner Lokalposse. Man hat in den letzten Jahren dann und wann versucht, diese alten Kalischschen Possen — es sind ihrer eine stattliche Reihe — neu aufzufrischen und dem Publikum in das Gedächtnis zurückzurufen — ohne rechte Wirkung. Und in der That: ihr Witz erscheint uns heute ziemlich fade, die Handlung ärmlich und der hier und da auftauchende Versuch psychologischer Motivierung und schärferer Charakteristik überaus naiv. Aber man darf nicht vergessen, daß die Zeiten andere geworden sind. Wie wir uns heute unter dem unverkennbaren Einflusse der großen nordischen Dichter und Denker aus der glatten Verebbung des seichten Feuilletonlustspiels in tiefer bewegte dramatische Flut retten konnten, so hat seiner Zeit auch Kalisch dazu beigetragen, das Kotzebuesche Rührstück überwinden und anstelle sentimentaler Romantik eine bessere und kräftigere Kost setzen zu helfen. Das Stückchen Wahrheit, das die Volksbühnen damals dem Publikum boten, trug österreichisches Gepräge; es ist ganz erklärlich, daß man nach dem verlogenen Zeuge Kotzebues, der Birch-Pfeiffer und auch Holteis und nach dem mühsamen Humor der Raupach, Angely, Töpfer und Voß die Kalischschen

Possen als lebenquellende realistische Wirklichkeit begrüßte. Vor allen Dingen entzückten den Berliner das heimische Lokalkolorit und die wohlgetroffenen Typen aus dem Volke, die Kalisch auf die Bühne stellte — und noch mehr vielleicht seine immer zündenden Couplets. Couplets mit politischen Pointen kannte man in Berlin bisher garnicht, und gerade in jenen Tagen voller heimlicher Gährung schlugen sie um so kraftvoller ein.

Kalisch war nun ein „gemachter Mann" geworden; begreiflich, daß ihn nicht nur der Lorbeer, sondern auch die Tantiemen lockten! Er hatte Armut und Not von Grund aus kosten gelernt, um sich nun nicht auch seines wachsenden Besitzes von Herzen zu erfreuen. Indessen — zwei weitere Stücke aus seiner fleißigen Feder bestätigten nicht den Erfolg der ersten Posse — und da mag in Kalisch der Gedanke entstanden sein, sich durch ein eigenes Witzblatt eine festere Position zu schaffen.

Zu jener Zeit schossen die Blätter wie Pilze empor. Die Wirrnis dieser sturmvollen Tage tobte sich gewissermaßen in Tinte aus; unzählbar war die Menge von Flugschriften, die Berlin überschwemmte. Es lag auf der Hand, daß auch ein so Börnescher Geist wie der Kalischs sich darnach sehnen mußte, laut und vernehmlich mitsprechen zu dürfen. Daß er sich zuerst an Albert Hofmann wandte, konnte nicht Wunder nehmen, denn aus Hofmanns Verlag war bereits eine ganze Reihe von politischen Karikaturen und satirischen Flugblättern hervorgegangen, die viel Beachtung gefunden hatten, außerdem war Hofmann persönlich als Mitglied der „Urania", die damals eine große Rolle in Berlin spielte, eine in Theaterkreisen sehr bekannte Persönlichkeit; auch dies mag Kalisch ein Anreiz gewesen sein, sich gerade an ihn zu wenden. Vielleicht hat ihn auch Cerf, der mit Hofmann befreundet war, auf diesen aufmerksam gemacht.

Daß Kalisch mit dem vollendeten Manuskript der ersten Nummer des neuen Witzblattes zu Hofmann kam, scheint Thatsache zu sein. Ob er auch schon den Namen für sein Bummlerorgan hatte, ist zweifelhaft. Scholz behauptete, Kalisch selbst habe ihm das bestätigt und mancherlei von dem, was Max Ring gelegentlich in der „Gartenlaube" über die Namenstaufe des „Kladderadatsch" erzählt, als unrichtig bemängelt. A. Schwarz giebt die Entstehungsgeschichte des Namens in einer hübschen Anekdote wieder, die jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Nach ihm trafen sich Kalisch, Hofmann und der Journalist Schweitzer an einem Apriltage 1848 in der Hippelschen Weinstube am Alexanderplatz, derzeitig das Mekka der geistreichen Räsonnöre Berlins, um dort über die Idee Kalischs zu konferieren. Plötzlich raste der Jagdhund irgend eines Gastes scheu und aufgehetzt durch das Lokal, riß das Tischchen um, an dem das Dreiblatt saß, und warf Gläser, Flaschen und Teller mit lautem Geklirr zu Boden. „Kladderadatsch!" rief Kalisch in Nachahmung des Getöses aus — und jubelnd stimmten die Freunde ein — man hatte den Namen, nach dem man suchte, gefunden! Und nun griff Hofmann in die Tasche und holte den Abzug des schon erworbenen Titelkopfes für das neue Blatt hervor; der Zufall wollte, daß der Zeichner in die rechte Backe des feisten Gesichts als eine Art Vexierbild einen Hundekopf hineinkomponiert hatte — damit kam auch der ungestüme Köter zu seinem Recht, der die äußere Veranlassung zu dem Taufakt gegeben hatte.

Dieser wundervoll charakteristische Titelkopf war nicht neu gezeichnet worden, sondern älteren Datums. Er hatte bereits den bei Barthol Senff in Leipzig erschienenen 1847er Jahrgang des „Anekdotenjägers" als Vignette geziert. Ein zeichnerisch sehr begabter Commis der Leipziger Seidenfirma

Gebrüder Felix hatte ihn entworfen und Senff ihn in Holz schneiden lassen. Hofmann kaufte öfters Clichés von Senff und unter diesen befand sich auch der Kladderadatschkopf, der erst laut Vertrag vom 1. August 1850 alleiniges Eigentum Hofmanns wurde. Bei dieser Gelegenheit mag gleich erwähnt werden, daß Hofmann auch die Schultze- und Müller-Figuren schon vor Begründung des „Kladderadatsch" als Clichés von Senff erworben hatte, um die beiden Kerlchen gelegentlich in eines seiner Flugblätter einzustellen; dazu waren sie aber zu schade und so rückten sie dann in den „Kladderadatsch" hinein.

Schwartz giebt a. a. O. eine etymologische Erklärung des Wortes „Kladderadatsch", das er von dem niederdeutschen „Kladde", d. h. Schmutz, Morast, ableiten will, so daß der ganze Ausruf einen „Zusammenbruch in Schmutz" bedeuten würde. Dagegen läßt sich nichts sagen, obschon ich eher glaube, daß der Gleichklang des Wortes mit einem niederklatschenden Geräusch den Ausruf erzeugt hat, daß Kladde in diesem Falle also mit Schmutz nichts zu thun hat. Ein Flugblatt von Achtundvierzig, ein „politisches Damengespräch auf dem Wochenmarkte", betitelte sich „Pitschel Patschel Klitsch Klatsch"; auch hier gab der Gleichklang zwischen dem Worte Klatschen und dem thatsächlichen Geräusch von Weibergeklatsch den Titel. Andere Worte sind auf ähnliche Weise entstanden; z. B. Maulschelle von schellen, Schall, althochdeutsch siellan, und die verwandte Backpfeife von pfeifen.

Jedenfalls gefiel den Berlinern schon der Titel „Kladderadatsch"' der ihnen neu dünkte und lustig klang. Am Abend des 7. Mai 1848 waren bereits 4000 Exemplare der ersten Nummer von den Straßenhändlern verkauft.

Wenn wir heute diese erste Nummer durchlesen, dünkt sie uns im allgemeinen ziemlich matt und witzlos. Aber über den Wust der satirischen Litteratur, die man damals

dem Volke bot, ragte ihr Inhalt doch himmelweit empor. Er verband mit der Derbheit des Ausdrucks wenigstens einen gewissen Geist, wenn dieser anfänglich auch noch recht bescheiden flackerte; die Derbheit war zudem immerhin nicht so vulgär und grobknochig und gar so roh in der Form wie sie sich in den meisten anderen satirischen Blättern jener Tage gab. Der „Kladderadatsch" führte damals den Untertitel „Organ für und von Bummler", den er bis zum 5. August 1849 beibehielt; Löwensteins philologisches Gewissen lehnte sich energisch gegen diesen echt Berlinerischen grammatikalischen Unsinn auf. Stattdessen erhielt er den neuen Untertitel „Humoristisch-satyrisches Wochenblatt", der vom 16. April 1870 ab das unorthographische y mit dem richtigen i vertauschte. Die Abonnementseinladung lautete:

> Dieses Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Wochentage für den Preis von 1½ Sgr. Es kann jeden Sonnabend von fünf Uhr ab aus sämmtlichen Buchhandlungen abgeholt werden, und wird dem richtigen Bürger, dem fleißigen Künstler, dem tapferen Krieger Sontags früh, überall, bis in die tiefsten Kellerwohnungen hinab, colportirt werden.
>
> Die Redaktion.

Aber schon in Nr. 2 wurde der Unsinn gemäßigter. Die Ankündigung der Erscheinungsweise — „täglich mit Ausnahme der Wochentage" (ein Scherz Glaßbrenners) — blieb zwar bis heute; dann kam jedoch eine vernünftige Abonnementsaufforderung: „Abonnements für 13 Nummern vierteljährlich werden mit 17½ Sgr. in allen Buchhandlungen . . . angenommen" u. s. w. Und schließlich hieß es noch: „Beiträge erbittet unter Adresse der Verlagshandlung die Redaktion".

Auch der „Wochenkalender" rechts und links des Titelkopfes zeigte schon die Numero Eins. Unter der vierten Seite stand der Vermerk „Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: A. Hofmann & Comp. in Berlin. — Druck von J. Draeger". Schauen wir uns nun den Inhalt dieser ersten

Kladderadatschnummer, die in der Hauptsache sicher aus Kalischs Feder stammte, etwas näher an.

Der „Wochenkalender" ist in Prosa abgefaßt und enthält durch die Reihe der Tage allerhand Anspielungen auf Thadden-Triglaff, auf Krausnick, den damaligen Oberbürgermeister von Berlin, auf den Oberpräsidenten von Meding, auf die bevorstehenden Parlamentswahlen u. A. m. Dann folgt als erster, gleichfalls prosaischer Leitartikel unter dem Datum „Berlin, am ersten Mai" und dem Motto

„Im wunderschönen Monat Mai
Wo alle Knospen sprangen: —
Da sind auch meiner Bummelei
Die Augen aufgegangen!"

eine abermalige Abonnementsaufforderung, in der zugleich eine Erklärung des Wortes „Kladderadatsch" als allgemeiner Umsturz und Zusammenbruch des Bestehenden gegeben und die Mitarbeiterliste angekündigt wird: neben „unfreiwilligen" Mitarbeitern wie Meding, Kultusminister Eichhorn, Oberst von Bülow u. A. auch solche, die — wie Herwegh — späterhin thatsächlich an dem Blatte thätig waren. Die zweite Seite beginnt mit einer Artikelreihe „Vereinigtes Deutschland": Anspielungen auf die russischen Kriegsgerüchte, die Hofkamarilla, das Frankfurter Parlament und die „Juden, Polen und Franzosen" der Revolution. Ein paar kleinere Notizen folgen, darunter ein Scherz über die Aufhebung des Rauchverbots in Berlin. Dann ein dicker Strich und darunter als „Feuilleton" eine parodische Novelle „Elvira", heute nicht mehr recht verständlich, wie es scheint, auf das Liebesabenteuer irgend einer bekannten Künstlerin gemünzt. Seite 3 enthält zunächst eine „Clubb-Zeitung" mit dem Motto:

„Es regt mir die innerste Galle auf,
Wenn ich Dich höre sprechen,
Dein Odem schon ist Hochverrath
Und Majestätsverbrechen" —

und der Wahlkandidatenrede des Arbeitsmanns Waschlappen. Weiter eine Reihe lustiger „Fibelverse“ von Düsterweg, die in anderen Blättern viel nachgeahmt wurde. A bis L mit der Notiz „Fortsetzung folgt“, die aber thatsächlich nicht erfolgte. Auf der letzten Seite ein „Berliner Tageblatt“ mit verschiedenen satirischen „Anzeigen“ und der einzigen Illustration der Nummer, sowie unter dem Strich ein Gedicht „Nieder mit den Litteraten“, unterzeichnet „A. Kielstein, Bürger“.

Es läßt sich also von unserm heutigen verwöhnteren Standpunkte aus nicht leugnen, daß der Inhalt recht mager war. Aber der „Kladderadatsch“ wuchs und entwickelte sich rasch. Schon im Laufe des ersten Jahrgangs wurde er inhaltlich sehr viel reichhaltiger, obwohl er vorläufig seine vier Seiten Text ohne Beilagen, auch ohne Inserate, beibehielt. Ich unterschätze die hervorragende Begabung Kalischs und seine Bedeutung für die Entwickelung des „Kladderadatsch“ nicht, wenn ich behaupte, daß das Blatt seinen raschen Aufschwung vor Allem Löwenstein und Dohm zu verdanken hat. Kalischs Witzader sprudelte zwar leicht und lebhaft, aber das Blatt würde doch sehr bald einseitig geworden sein, wenn er allein die Redaktionsführung behalten hätte. Kalisch war auch kein universeller Geist, er haftete im allgemeinen stark am Oberflächlichen; seine Domäne war der Augenblickswitz und das zündende Schlagwort, der Kalauer und die Parodie: Alles dies für ein Blatt wie der „Kladderadatsch“ von unschätzbarem Gewinn. Aber mit Löwenstein und Dohm gesellte sich zu dem kaustischen Witz auch noch ein weich stimmender versöhnlicher Humor, zur erfrischenden Derbheit ein veredelnder Bildungszug, zum Parodistischen die geistreiche Satire und zum „höheren Blödsinn“ die Poesie.

Löwenstein wie Dohm waren Vettern Kalischs. Rudolf

Löwenstein stammte von jüdischen Eltern, war jedoch schon als Kind christlich getauft worden, wurde im Caweraüschen Waisenhaus zu Bunzlau und auf dem Glogauer Gymnasium erzogen und studierte sodann in Breslau Philologie. Sein erster Band Kinderlieder war unter dem Titel „Löwensteins Kindergarten" bereits erschienen, als er gegen Ende Juni 1848 in die Redaktion des „Kladderadatsch" eintrat. Das Buch hatte seinen Namen rasch bekannt gemacht; die tiefe Innigkeit und der goldene Humor dieser Lieder waren der Niederschlag einer echten Dichterseele.

War Löwenstein der Poet des „Kladderadatsch", der der witzigen Derbheit Kalischs die Wage zu halten verstand, so war Ernst Dohm der klassische Redaktor des Blattes. Er hatte Theologie studiert und war ein Mann von gründlicher Bildung, der zugleich auch in seinen Beiträgen in unvergleichlicher Weise die Form zu beherrschen wußte. Zu diesem Dreiblatt gesellte sich als Vierter im Bunde noch Wilhelm Scholz, ein Berliner Kind. Seine Mittellosigkeit hatte ihn gezwungen, seine Studien auf der Akademie unter Professor Wach abzubrechen und sich bei den zahlreichen illustrierten Blättern, die Anfang der vierziger Jahre aufzutauchen begannen, sein Verdienst zu suchen. Zugleich war er als Mitglied des „Rütli" Zeichner der „Rütli-Zeitung"; Vergnügliches darüber mag man in Genées Memoirenwerk „Zeiten und Menschen" nachlesen. Einen Namen schuf sich Scholz durch das 1847 bei Hofmann erschienene Bilderwerk „Die Berliner Kunstausstellung im Jahre 1846"; es war auch für Hofmann der Anlaß, den talentvollen Zeichner gänzlich an den „Kladderadatsch" zu fesseln. Scholz war zweifellos ein hervorragender Künstler, voll Geist, Witz und Laune, aber es gab auch für ihn Zeiten, in denen sein Stift stumpf zu werden und aus seinen Bildern eine gewisse Unlust am Werk hervorzublicken

schien. Wenn man die Jahrgänge des „Kladderadatsch" durchblättert, erstaunt man über die Ungleichmäßigkeit in der Ausführung der Illustrationen. Dicht neben dem Gelungensten sieht man zuweilen rasch niedergeworfene Croquis mit unmöglichen Menschen, verzeichneten Pferden und mangelhafter Korrektheit in den äußerlichen Einzelheiten, z. B. von Uniformen u. dergl. m. Es macht den Eindruck, als habe Scholz zuweilen erst im letzten drängenden Moment zum Stift gegriffen, um sich seiner Pflicht zu entledigen. Allerdings muß betont werden, daß diese loddrig hingewischten Bilder zu den Ausnahmen gehören; im allgemeinen wird der Bilderschmuck des „Kladderadatsch" doch auch der ernsthafteren Kritik einen gewissen Respekt abnötigen. Vor allen Dingen war die Vielseitigkeit Scholzens bewunderungswert; seine künstlerische Höhe erreichte er in den unzähligen Darstellungen der beiden großen Antipoden: Bismarcks und Napoleons.

Scholzens Thätigkeit für den „Kladderadatsch" begann bereits in der zweiten Nummer, doch finde ich erst in der Nr. 4, unter drei köstlich ausgeführten Berliner Klubtypen sein Signet „W. S." Nr. 6 bringt zwei Bilder politischer Kegelschieber, die mit „R. Genée" gezeichnet sind; der heutige preußische Professor und Doktor **honoris causa** der Jenaer Universität Rudolf Genée begann seine Laufbahn nämlich als Holzschneider und hat in den ersten Jahren des „Kladderadatsch" zahlreiche Entwürfe Scholzens auf Holz übertragen.

Ich sagte bereits, daß sich der Einfluß Löwensteins und Dohms bereits im ersten Jahrgange merklich fühlbar machte. In Nr. 3 beginnen die Schreiben des Barons von Strudelwitz an den Baron von Prudelwitz und **vice versa**, ursprünglich meines Wissens eine Idee von Kalisch, deren Ausführung später aber meistens Löwenstein übernahm. In den Nummern 4 und 7 nennen sich die beiden Barone plötzlich

Schnobelwitz und Knobelwitz, kehren aber von No. 30 ab zu ihren ursprünglichen Namen zurück. Schultze und Müller treten in Nr. 8 vom 25. Juni zum erstenmale auf, in einem Gespräch, das sich wahrscheinlich auf das damals verbreitete Gerücht beziehen soll, die preußische Regierung habe russische Truppen nach Posen berufen. In den ersten Nummern beginnen auch bereits die satirischen Ausfälle gegen die „Tante Voß", die „Vossische Zeitung", die damals eine eigentümlich schwankende Politik befolgte; man weiß, daß die „Voß" und der „Kladderadatsch" auch heute noch auf der Mensur stehen. Den ersten „Briefkasten" mit wirklichen und fingierten Antworten bringt die Nr. 12. Nr. 13 enthält eine „Warnung vor litterarischem Diebstahl"; in der That wurde das Blatt anderweitig, namentlich von dem in Hamburg erscheinenden „Freischütz" gehörig ausgebeutet. Als Vorläufer des „Zwickauer" stellt sich in Nr. 20 „Heimann Levy" mit einer Ansprache in gebundener Form vor; der „Zwickauer" selbst trat erst später auf — Kalisch hatte ihn bereits in seiner Posse „Einmalhunderttausend Thaler" mit Glück verwendet und man sagt, daß er zu der Figur einen seiner früheren Prinzipale als Vorbild genommen habe. Jedenfalls war dieser immer schlagfertige Repräsentant der damaligen Berliner Plutokratie ebensogut erfunden wie die Figuren des berühmten ewigen Quartaners Karlchen Mießnick und seines Intimus Adolar Stint.

Daß der „Kladderadatsch" vor der Censur beständig auf dem qui vive sein mußte, war erklärlich. Aber bis zum November hatte er sich durchgeholfen. Gefährlich war allerdings schon die erste heftigere Anrempelei Wrangels in No. 21, und als Wrangels Truppen am 10. November Berlin besetzten, da war es auch mit der Lustigkeit aus. Die Nr. 28 vom 12. November enthält als Schlußnotiz Folgendes:

An unsere Abonnenten.

Der Ernst des gegenwärtigen Augenblicks gestattet uns nicht, Humor und Witz für diesmal walten zu lassen. Wir glauben vollkommen durch die Gewalt der Umstände entschuldigt zu sein. — Die Redaktion.

Und schon die nächste Nummer trug anstelle des alten Verlagsvermerks den neuen: „Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: E. Keil u. Comp. in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.“ Der „Kladderadatsch“ war ausgewiesen worden, und der Leipziger Keil hatte ihm ein freundliches Asyl gewährt. In dieser Nr. 29 fiel auch zum erstenmale der „Wochenkalender“ fort und machte einem „Berliner Barometer während des Belagerungszustandes“ Platz. Vier Nummern wurden von Leipzig aus verausgabt; dann erbarmten sich Wrangel und Hinckeldey des Exilierten, und Berlin nahm den Ausgewiesenen von neuem auf. Allerdings erschien auch noch die Nr. 32 vom 10. Dezember unter Keils Adresse; zu gleicher Zeit verkündete aber ein vierseitiges „Extrablatt des Kladderadatsch“, „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung“ die Rückkehr des verlorenen Sohnes.

„Weihnachten kommt! und Reich' wie Armen
Erglänzt der Friedensgöttin Haupt!
Selbst Wrangel fühlte ein Erbarmen:
Und hat den „Kladd'radatsch“ erlaubt!“

heißt es in dem Einleitungsgedicht dieser Sondernummer.

Mit der Nr. 34 vom 31. Dezember schloß der erste Jahrgang, mit dem wir uns absichtlich etwas näher beschäftigt haben, weil er die verhängnisvollste Zeit in der Entwickelungsgeschichte des Blattes bedeutete. Schon die Nr. 33 hatte angekündigt:

„Kladderadatsch erscheint auch für 1849 unverändert regelmäßig fort, und wird die äußere Ausstattung noch brillanter werden.“

Das war kein müßiges Versprechen, denn im Laufe des Jahres 1849 begann der „Kladderadatsch“ in der That mit seinem ersten Anlauf zu der Weltmachtsstellung, die er sich

auf dem Gebiete der politisch-satirischen Litteratur erringen sollte. Das Jahr fing freilich nicht erfreulich an. Schon in der letzten Nummer von 1848 hatte sich der „Kladderadatsch" über das Wrangelsche Verbot der roten Farbe in seinem „Türkische Verordnung" betitelten Leitartikel lustig gemacht, und in der Nr. 1 von 1849 glossierte er scharf das „freie Wahlrecht während des Belagerungszustandes". So flog ihm denn unter dem 9. Januar abermals eine Hinckeldeysche Bombe in das Haus: Wrangel hatte ihn von neuem verboten.

Diesmal wanderte der „Kladderadatsch" nach Neustadt-Eberswalde, wo er unter Löwensteins Leitung in der Buchdruckerei von C. Müller weiter erschien und zwar auch bildlich unter Polizeiaufsicht, denn zu beiden Seiten des Titelkopfes präsentierten sich wochenlang Gensdarmen und Konstabler mit einer drohenden Kanone. Hofmann versuchte zwar, das Blatt unter anderem Titel und in neuer Form — „Karnevals-Zeitung" und „Fastnachts-Zeitung in der Art des „Kladderadatsch" — in Berlin einzuschmuggeln, aber die Polizei sah ihm scharf auf die Finger und mordete schonungslos die neuen jungen Lebewesen, nachdem sie kaum das Licht der Welt erblickt hatten. Erst die Aufhebung des Belagerungszustandes brachte dem „Kladderadatsch" die Freiheit wieder. Ein „Extrablatt" kündete dem Publikum am 30. Juli an, daß „die trauernden Juden des Kladderadatsch wieder einziehen in Zions königliche Mauern."

Die Verbannung hatte auch die Abonnentenzahl des Blattes erheblich vermindert. Aber sie stieg Anfang der fünfziger Jahre wieder rasch. Um diese Zeit begann der Charakter des „Kladderadatsch" einen erheblich höheren litterarischen Anstrich anzunehmen. Die Leitartikel in Prosa verschwanden allmählich und an ihre Stelle traten schwungvolle Dichtungen, die nach Form und Inhalt zu urteilen eine

klassische Höhe erreichten. Neben dem guten Witz, der nach wie vor auch eine derbere Lebensäußerung nicht verschmähte, gewann mehr und mehr ein verinnerlichter Humor an Platz. Die Rücksichtslosigkeit des Tones begann sich abzuschleifen, die Grobheit wich; die Bosheit kleidete sich in ein gefälligeres und anmutigeres Gewand, und vor allem Eins: das nationale Empfinden des „Kladderadatsch" begann mächtig zu wachsen und rauschte wie Adlerflug durch seine Blätter. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Dohm das Hauptverdienst an dieser sich nach und nach vollziehenden inneren Wandlung zuschreibe. Von Nr. 20 1849 ab zeichnete Dohm auch als Redakteur, nachdem von Nr. 2—19 Löwenstein der „Verantwortliche" gewesen war.

Das war die Zeit, in der der „Kladderadatsch" über seine lokale Berühmtheit hinaus eine Art von Weltbedeutung zu gewinnen begann. Für seine Verbreitung sorgte auch Hofmann mit nie rastender Hand. Er war auf die gute Idee verfallen, eine ganze Reihe anderer Unternehmungen seines Verlags mit dem Namen des „Kladderadatsch" zu schmücken. Die „Sylvester- und Neujahrs-Zeitung des Kladderadatsch", die „Karnevals-Zeitung" und der „Karnevals-Schwindel", die „Komischen Neujahrswünsche des Kladderadatsch" u. A. m. wurden in tausenden von Exemplaren verkauft. 1850 erschien der erste „Humoristisch-satirische Volks-Kalender des Kladderadatsch", herausgegeben von D. Kalisch, illustriert von Wilhelm Scholz, mit der Widmung an Schultze und Müller:

„Den Kalender weih' ich Dir! —
Freut Dich dieses — Schultze?
Später leih' ich Geld von Dir —
‚Utile cum dulce'."

Dazu kamen humoristische Hefte wie „Kladderadatsch in London", „Kladderadatsch in Paris" u. s. w., die zum großen Teil den späteren „Figaro"-Chroniqueur Albert Wolff zum

Verfasser hatten, der auch ein trefflicher Zeichner war und für den „Kladderadatsch“ manches hübsche Bild geliefert hatte — ferner die zahlreichen Reisebücher von Schultze und Müller, eine ganze Serie, die 1852 mit „Schultze und Müller am Rhein“ begann; das Titelbild zeigt den Vater Rhein und die beiden Heroen im Kahn, auf dem Segel die Vignette des „Kladderadatsch“. Auch die Konkurrenz sorgte dafür, die Namen des „Kladderadatsch“ und seiner typischen Figuren immer bekannter werden zu lassen; in Amerika erschien ein „New-Yorker Kladderadatsch“, in Leipzig ein „Schultze- und Müller-Kalender“; die Reisen von Schultze und Müller wurden zahllos oft nachgeahmt, und auf Privat-Festzeitungen war der Kladderadatschkopf eine beliebte Vignette.

Censur-Verwarnungen erhielt der „Kladderadatsch“ auch in den fünfziger Jahren in reichlicher Fülle; als aber 1852 der boshafte Spötter auch vor dem Czaren aller Reußen, der damals Berlin besuchte, keinen Respekt zeigen wollte, wurde Hinckeldey bei aller seiner persönlichen Vorliebe für das Blatt fuchtig und schickte Kalisch und Löwenstein abermals in das Exil. Freilich nicht weit — nach Spandau — und freilich durften sie schon nach kurzer Zeit wieder heimkehren. Über mancherlei andere kleine Chikanen, denen der „Kladderadatsch“ sowohl in Berlin wie in der Fremde ausgesetzt war, erzählt A. Schwartz in dem Buche „Der Kladderadatsch und seine Leute“ Näheres und viel Amüsantes.

Das neue Jahrzehnt brachte dem „Kladderadatsch“ zu der großen Zahl seiner „unfreiwilligen“ Mitarbeiter einen neuen: JHN. Die Nr. 4 von 1850 führt Napoleon zum erstenmale im Bilde vor; Nr. 44 von 1851 bringt Napoleon als Fischerjungen, nach der Kaiserkrone angelnd; Nr. 48 im „Wochenkalender“ eine Art Prophezeiung des Staatsstreichs, und Nr. 49 ein prächtiges Gedicht Dohms „Vive l'empereur!

Das war die Sonne von Austerlitz", abermals eine Prophezeiung, die sich ein Jahr später verwirklichen sollte. Von da ab wurde Napoleon, wurden „ER", „SIE" und dann und wann auch „ES" zu stehenden Figuren im „Kladderadatsch", die Scholz in immer verschiedener Auffassung, aber immer mit großem Witz zu skizzieren wußte.

Der Name Bismarcks war in der Nr. 49 von 1849 zum erstenmale genannt worden — in einer kurzen, fragend gehaltenen Notiz, deren Bedeutung heute schwer zu eruieren ist, die sich aber in spöttischer Weise auf einen Bismarckschen Vorfahren beziehen mußte, denn schon am Tage des Erscheinens jener Nummer sandte Bismarck an Dohm einen reizenden Brief, in dem er ihn bat, von Kränkungen seiner Familie künftighin abstehen zu wollen. Dohm antwortet in höflichstem Tone und erhielt darauf einen zweiten, liebenswürdig gefaßten Dankbrief, der gleich dem ersten mit noch einigen anderen in Facsimile dem 1895 bereits in 24. Auflage bei A. Hofmann u. Co. erschienenen „Bismarck-Album des ‚Kladderadatsch'" beigegeben worden ist. In diesem Werke, wie in den „Bismarck-Gedichten des Kladderadatsch" (ebda., 10. Tausend 1894), findet sich Alles wiedergegeben, was der „Kladderadatsch" von 1849 ab bis auf unsere Tage bildlich und textlich über Bismarck gebracht hat: scharfe satirische Ausfälle und Hymnen voll jubelnder Begeisterung. Die typisch gewordenen drei Haare brachte Scholz zum erstenmale in dem Bismarckbilde der Nr. 20 von 1863 an, und mit wehmütigem Antlitz nimmt der „Kladderadatsch" in dem Abschiedsbilde der Nr. 14/15 von 1890 diese berühmten drei Haare wieder zurück.

Das letzte Jahr des fünfziger Dezenniums bescherte dem preußischen Königshause den erhofften Thronerben; in einem stimmungsvollen Festgedicht „Am 27. Januar" begrüßte ihn der „Kladderadatsch". Das neue Jahrzehnt brach

an. Am Todestage Friedrich Wilhelms IV. erschien der „Kladderadatsch“ im Trauerrand, als einziger Inhalt der Nr. 1 von 1861 ein tiefergreifendes, formvollendetes Gedicht Dohms bringend „Einst saß ein Fürst auf Preußens Königsthrone“ . . . Ein zweites wundervolles Gedicht aus Löwensteins Feder „Die Weckerglocke schallt von Land zu Lande“, jubelte in der dritten Nummer des Jahres der Amnestie König Wilhelms entgegen. Um diese Zeit plante die konservative Partei die Herausgabe eines, dem „Kladderadatsch“ ähnlichen Witzblattes; ein Bild in Nr. 5 von 1861 bezieht sich darauf. Das Blatt sollte anfänglich, wohl in Anlehnung an die „Kreuz-Zeitung, „Die Kreuz-Spinne“ getauft werden, erhielt aber später den Namen „Der kleine Reaktionär“ und ging, irre ich nicht, nach zwei Jahren wieder ein.

Der Jahrgang 1861 bringt u. A. auch verschiedene Bilder von Carl Reinhardt. Neben Scholz waren dann und wann, freilich nur vereinzelt, noch andere Künstler für den „Kladderadatsch“ thätig, so anfänglich der schon erwähnte Albert Wolff, Herbert König (der viel für den Hofmannschen Verlag zeichnete und auch einige Reisen Schultze und Müllers illustriert hat), L. Löffler, Steinitz, Trützel und Schroeder und Anfang der siebziger Jahre auch Constantin von Grimm. Grimm, ein Sohn des bekannten Leibarztes Kaiser Nikolaus, war derzeitig noch Offizier beim ersten Garderegiment, nahm aber den Abschied, um sich ganz der Kunst zu widmen, und begründete 1875 bei Payne in Leipzig ein eigenes Witzblatt „Puck“, in dem er den „Kladderadatsch“ zuweilen sehr scharf bekämpfte. Er war ein vortrefflicher Zeichner und ein blendend begabter Mensch, aber eine ruhelose unglückselige Natur; nach Eingehen des „Puck“ siedelte er nach Paris, dann nach New-York über, wo er vor zwei Jahren gestorben ist.

Vom Jahre 1862 ab datiert die Mitarbeiterschaft Jo-

hannes Trojans am „Kladderadatsch", dessen Redaktion er drei Jahre später beitrat. Sein erster Beitrag erschien in der Nr. 10 von 1862, sein erstes Leitgedicht in der Nr. 24. Mit ihm gesellte sich zu den alten Kräften ein neuer, frisch sprudelnder Geist und ein ganzer Dichter. Er war es, der im „Kladderadatsch" auch dem „unpolitischen" Witz zu seinem Rechte verhalf; auf seinen Einfluß ist zudem auch die letzte politische Wandlung des Blattes zurückzuführen, über die wir später noch ein Wort sagen werden.

Schon seit einiger Zeit hatte der „Kladderadatsch" neben den politischen Vorgängen auch der Gesellschaft, der Litteratur und Kunst eine rege Beachtung geschenkt und Interessantes, Wichtiges und Sensationelles auf diesen Gebieten in lustiger Weise glossiert. Dadurch kam eine noch größere Vielseitigkeit in das Blatt, das sich auch illustrativ durch die „Politischen Rückblicke", die gewöhnlich mit einer Abonnementseinladung schlossen, sehr erweitert hatte. 1863 sollte übrigens nicht ohne Gefahr für den „Kladderadatsch" vorübergehen. Die Nr. 52/53 brachte ein Gedicht Trojans „Ein patriarchalisches Geschichtchen", in dem die Fürstin Karoline von Reuß ä. L. wegen einer Steuer, die ihrer Tochter bei deren Vermählung zu gute kommen sollte, verspottet wurde. Es erfolgte eine Anklage gegen Dohm als Verantwortlichen, der nach langen Verhandlungen im Herbst 1864 zu fünf Wochen Haft verurteilt wurde, die er in Nr. 49/50 in „Le mie prigione. Von Silvio Pellico jun." besang. Auch der „Kladderadatsch" widmete „dem gefangenen Freunde" in Nr. 55 ein reizendes Gedicht und in Nr. 56 ein noch hübscheres Bild „Crino-caroline", das Bismarck Veranlassung gab, persönlich beim Könige die Entlassung Dohms zu erbitten, die denn auch erfolgte. Dafür stand der „Kladderadatsch" denn auch in der Augustenburger Frage der liberalen Strömung entgegen auf seiten Bismarcks — wie oft genug auch später.

Die Erweiterung des Blattes hatte schon damals eine kleine Erhöhung des Abonnementspreises nötig gemacht. Anfänglich hatte das Blatt 17½ Sgr. vierteljährlich (1½ Sgr. die Nummer) gekostet; dann erfolgte ein geringer Aufschlag 21 Sgr. (2½ Sgr. die Nummer), später auf 22½ Sgr. und endlich auf 2,50 Mark. Es waren auch noch Inseratenbeilagen hinzugetreten, die textlichen und bildlichen Inhalt hatten, bis von Mitte der achtziger Jahre ab ein illustriertes Beiblatt — zuerst als „unpolitischer Winkel" gedacht — der ständige Begleiter des Hauptblattes wurde.

Seit 1866 finden wir Windthorst häufig zu Gaste in den Spalten des „Kladderadatsch" Er hatte gewissermaßen Beust abgelöst, der sich nach Österreich empfohlen hatte und still geworden war. Dann kam die Zeit der Gährung vor Ausbruch des Krieges gegen Frankreich und endlich der stürmende Einschlag. In der Nr. 24 von 1870 hatte Scholz noch ein köstliches Bild gebracht: „Der Raub des Hylas" — Olivier, von **IHM, IHR** und **ES** aus den Reihen der Liberalen entführt. In Nr. 33 aber begannen bereits schmetternde Fanfarenklänge: „Des Rheines Antwort", und in Nr. 34 „Gegen den Tyrannen!"

> . . . „Verlöscht die Leuchten! Doch unlöschbar lodert
> In deutschen Herzen der Begeistrung Flamme.
> Noch steht die deutsche Eiche unvermodert,
> Und neues Leben quillt im alten Stamme" . . .

In dieser Nummer verschwand auch der „Wochenkalender" — oder „Hundstagskalender", wie er sich in der Sauren Gurkenzeit nannte — und ein „Wochengesang" trat einige Monate lang an seine Stelle; der erste begann, nach der Melodie von „Wer will unter die Soldaten", mit den Worten:

> „Jubelnd sei's der Welt verkündet:
> Nicht mehr scheidet uns der Main;
> Darum rücken wir verbündet
> Ins Franzosenland hinein." —

und wurde auch, zu Hunderttausend von Exemplaren verteilt, im Felde vielfach gesungen. Mit Beginn 1870 (bis 1872) war Julius Lohmeyer in die Redaktion des „Kladderadatsch" eingetreten, ein feinsinniger Poet, dem das Blatt eine große Anzahl seiner schönen Leitgedichte während der Kriegszeit verdankt. Aber auch Löwenstein, Dohm und Trojan ließen die Feder nicht rosten; aus der Fülle zum Teil herrlicher Dichtungen von 1870 führe ich nur die folgenden an: „Wenn heut ein Geist herniederstiege" (Nr. 41), „An Straßburg" (Nr. 46), „Die apokalyptischen Reiter" (Nr. 51) und „Vom Teutschen Kaiser" (Nr. 57). Selbstverständlich hatten Müller und Schultze schon bei Beginn des Feldzugs Uniform angelegt; erst in der Nr. 11 vom 5. März 1871 sehen wir die beiden die Waffenkleider wieder abstreifen. Diese Nummer wie die Nr. 28 — die „Einzugsnummer" — erschienen mit einer Lorbeerumrandung der ersten Seite.

Das Kulturkampfjahr brachte dem „Kladderadatsch" den ersten Verlust: am 21. August 1872 starb David Kalisch. Es müssen Gründe vorgelegen haben, die den „Kladderadatsch" hinderten, seinem Begründer schon damals einen Nachruf zu widmen. Ein freudigeres Ereignis fiel in das nächste Jahr: am 7. Mai 1873 konnte das Blatt sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern. Schon in den „Illustrierten Rückblicken" der letzten Nummer von 1872 forderte der Kladderadatsch" das Publikum auf, „um das ungeheure Gedränge der Gratulanten zu verteilen", sich in die Abonnementslisten „gegen die üblichen Gebühren" einzuschreiben. Die Nr. 1 des Jubeljahrgangs brachte zunächst die Ehrung für Kalisch, die bisher gefehlt hatte: ein großes Porträt des Verstorbenen von L. Heitland und ein tiefempfundenes Gedicht auf ihn: „Ein wilder Sturm um Frühlingssonnenwende" . . . Noch einen anderen Mitarbeiter hatte der „Kladderadatsch" zu be-

trauern: um IHN bekleidete er sich in Nr. 4 mit Crêpe und Flor. Nr. 20/21 war die Doppeljubelnummer; Schultze und Müller erscheinen mit Kränzen beladen; ein zweiseitiges Blatt bringt die „Revue der freiwilligen und unfreiwilligen Mitarbeiter", eine weitere Reihe Scholzscher Zeichnungen Bilder „aus dem Leben des Jubilars" eine ganze Seite eine „Zukunftsnummer zum fünfzigjährigen Jubiläum des Kladderadatsch" mit mannigfachen Anspielungen auf Personen, die diesen Tag nicht mehr erleben sollten.

Es beginnen nunmehr die neueren Jahrgänge des Blattes, die zu verfolgen wir uns versagen können. Nur Einzelnes sei hervorgehoben: Die Nr. 17 von 1877 mit dem an Bismarck gerichteten Leitgedicht „Dem Scheidenden"; die Nummern 35 und 36 von 1879 mit den Bildern „Saturn verzehrt seine eigenen Kinder" und „Eselein, streck' Dich! Tischlein, deck' Dich", wegen welcher Bismarck Anklage erhob; die Nr. 5 von 1880 mit dem prächtigen Gedicht „Delatori", der Antwort Trojans auf die Verurteilung zu 200 Mark Geldbuße und dem Refrain „Nein, Otto, nein, das war nicht hübsch von Dir!" . . .

Am 19. August 1880 starb Albert Hofmann und sein Sohn Rudolf übernahm mit dem ganzen umfangreichen Verlagsgeschäft zugleich auch den Verlag des „Kladderadatsch" — ein thatkräftiger junger Mann, der sich mit Eifer des Lieblingskindes seines Vaters annahm. Drei Jahre später, am 5. Februar 1883, schied auch Ernst Dohm aus dem Leben, und zur Ergänzung der Redaktion trat der bisherige Oberlehrer Wilhelm Polstorff in diese ein. Er hatte schon seit zehn Jahren Beiträge für das Blatt geliefert und konnte als vollgültiger Ersatz für Dohm gelten, zumal er an Geistesbildung und poetischer Begabung jenem ähnelte. Der siebzigste Geburtstag Bismarcks und der neunzigste Kaiser Wilhelms begeisterten den „Kladderadatsch" zu schwungvollen

Huldigungen; dann kamen die Trauernummern vom 9. März und 15. Juni 1888 und endlich in der Nr. 14/15 von 1890 Polstorffs Abschiedsgruß an den scheidenden Bismarck.

Der Tod räumte auf unter den alten Gelehrten des „Kladderadatsch". Am 5. Januar 1891 wurde Löwenstein von schwerem Siechtum erlöst und am 20. Juni 1893 folgte ihm Scholz nach; auch für ihn war der Tod ein Befreier. Beiden Getreuen rief der „Kladderadatsch" tiefbewegte Worte nach. Scholz hatte schon seit längerer Zeit den Stift niederlegen müssen; für ihn hatte eine Zeitlang der geniale Jüttner im Verein mit Arthur Wanjura und dem trefflichen Karikaturisten Retemeyer den Bilderschmuck des Blattes geliefert; zwei andere tüchtige Künstler, G. Brandt und L. Stutz, sind gegenwärtig die Zeichner des „Kladderadatsch". Nach Löwensteins Tode trat Trojan an die Spitze der kleinen Redaktionsrepublik, der seit 1890 auch noch Paul Roland angehört, ein Meister im „Bilderfinden", in der Erfindung satirischer Illustrationen. Wie neben den festangestellten Zeichnern in den letzten Jahren zuweilen auch noch andere Künstler — z. B. Busch, Stuck und Schlittgen — beim „Kladderadatsch" zu Gast geladen waren, so fanden sich häufig auch noch neben den ständigen „Gelehrten" fremde Mitarbeiter ein. In erster Zeit gehörten u. A. der Arzt Dr. Cohnfeld (der Plakat-„Buddelmeyer" von 1848), Glaßbrenner, Dove, Kossack, Robert Prutz, Dingelstedt und auch Georg Herwegh (der einzige, der seine Beiträge — mit G. H. — im Blatte zeichnen durfte) zu diesem auswärtigen Mitarbeiterkreise — in den letzten Jahren sind Heinrich Seidel und Emil Jacobsen hinzugetreten — vielleicht und wahrscheinlich auch noch andere.

Von linksliberaler Seite ist dem „Kladderadatsch" zuweilen der Vorwurf gemacht worden, er habe in politischer Beziehung seine Farbe gewechselt. Das trifft zu, aber es ist

doch fraglich, ob es ein „Vorwurf“ ist. Ganz abgesehen davon, daß man auf Grund innerster Überzeugung sehr wohl und ohne sich etwas zu vergeben seine politischen Ansichten ändern kann, scheint uns der wichtigste Standpunkt für ein politisches Witzblatt immer der über den Parteien zu sein. Daß der „Kladderadatsch“ unter den Stürmen von Achtundvierzig als waschechter Demokrat in die Arena trat, war erklärlich, aber ein entschiedener Fehler des sonst so klugen und umsichtigen Löwenstein war es, das Blatt in ein gewisses geistiges Abhängigkeitsverhältnis zur Fortschrittspartei zu bringen, denn damit wurde dem „Kladderadatsch“ die Bewegungsfreiheit nach allen Seiten hin verwehrt. Trojan half ihm allmählich wieder eine höhere Warte ersteigen, d. h. er brachte es kunstgerecht dahin, daß es der „Kladderadatsch“ mit allen Parteien verdarb und nun seelensvergnügt auch an allen seinen Witz üben konnte. Man müßte das Wesen der Satire verkennen, wenn man dem „Kladderadatsch“ aus kleinlicher politischer Selbstsucht gram sein wollte.

Am 7. Mai dieses Jahres feierte das Blatt das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens. In der Festnummer passieren noch einmal in einer Brandtschen Bilderreihe die Hauptgeschehnisse seit 1848 Revue. Sie zeigen, wen Alles der lustige Jubilar im Laufe der Jahre mehr oder minder energisch vor den Kopf gestoßen hat: anfangend mit Thadden-Triglaff und dem gepanzerten Junker Bismarck bis auf Eugen Richter, Miquel und den Staatsanwalt . . .

Aber über dem Spott stand ihm immer das Vaterland.





Geschichte der Vossischen Zeitung.

Von

Hermann Bachmann.

So innig und von altersher verwachsen mit Geschichte und Leben Berlins, wie die „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, Vossische Zeitung", ist auch nicht eines der zahlreichen Tagesblätter, deren Gesamtheit die öffentliche Meinung der deutschen Reichshauptstadt an der Neige des Jahrhunderts darstellt. Was heute an politischen Zeitungen in Berlin vorhanden ist, kann fast ausnahmslos als Frucht des Jahres Achtundvierzig gelten, Jungwald, der mit lustigem Sprossen und Grünen einen Waldgenossen umdrängt, der schon beinahe zweihundertmal den Frühling hat kommen und verscheiden gesehen. Das Morgenlicht des preußischen Königtums hat den zarten Schößling umspielt, aus dem dieser Baum sich entwickelt hat, alle Stürme und Wetter, die über die Königsstadt der Hohenzollern hinbrausten, haben an dessen Stamm und immer breiter ausladendem Geäste gerüttelt, im Sonnenglanz vaterländischen Ruhmes hat sein Wipfel sich gebadet, seine Wurzeln tief in den kargen, aber treuen Boden der Mark einsenkend, hat er in ungebrochener Kraft auch die gewaltigsten Katastrophen und Krisen Preußens überdauert. Von den Genossinnen ihrer Jugend ist der „Vossischen Zeitung" auch nicht eine geblieben,

alle sind sie verwelkt und verdorrt, sie allein verkörpert in Berlin auf journalistischem Gebiet die an keiner Stelle unterbrochene Überlieferung von den Erstlingsjahren des preußischen Königtums bis herein in die stolze Gegenwart des deutschen Kaisertums der Hohenzollern. Diese Überlieferung prägt sich nicht allein in der ununterbrochenen Nummernfolge aus, sondern auch — und hierauf ist besonderes Gewicht zu legen — in der Thatsache, daß die „Vossische Zeitung" seit ihrer Gründung im Besitze einer und derselben Patrizierfamilie geblieben ist, einer Familie, die sich jederzeit durch mannhaften Bürgersinn, regste Anteilnahme an dem litterarischen, künstlerischen und politischen Leben ihrer Zeit, Unternehmungsgeist und Tüchtigkeit auszeichnete. Das hat die „Vossische Zeitung" davor bewahrt, mit der Zeit zu einem ausschließlich von geschäftlichen Gesichtspunkten aus geleiteten Erwerbsunternehmen zu werden, und ihr das Festhalten einer hochsinnigen Auffassung vom Beruf der Tagespresse ermöglicht, die leider von Jahrzehnt zu Jahrzehnt seltener wird.

Das Entstehungsjahr der heutigen „Vossischen Zeitung" liegt weiter zurück, als noch vor zwanzig Jahren angenommen wurde. Lange galt der 23. Februar 1722 als ihr Gründungstag, sie selbst beging am 23. Februar 1822 ihr hundertjähriges, am 22. Februar 1872 ihr hundertfünfzigjähriges Wiegenfest. Seither ist durch gründliche Forschungen festgestellt worden, daß ihr Lebensalter noch um beinahe achtzehn Jahre höher ist.*) Am 9. Oktober 1704 richtete der wenige Jahre vorher

---

*) Meine Darstellung beruht, außer auf der „Voss. Ztg." selbst, hauptsächlich auf dem vortrefflichen Artikel „Voß" der Allg. D. Biographie, einer auf Akten des Geheimen Staats-Archivs beruhenden, der großen Öffentlichkeit bisher nicht zugänglichen Schrift „Zur Geschichte der Voss. Ztg. im 18. Jahrhundert" von S. Gumbinner, Schwebels Geschichte Berlins und einer großen Zahl von Gelegenheitsartikeln in der Sonntagsbeilage und im Hauptblatt der „Voss. Ztg."

aus der Pfalz in Berlin eingewanderte Buchhändler Johann Michael Rüdiger an König Friedrich I. ein Gesuch um Erlaubnis zur Herausgabe eines wöchentlichen „Diariums von dem, was im heiligen Römischen Reich, da sedes belli ist, paßiret, drucken zu lassen. Und beweget mich dazu insonderheit mit die Bekanntschaft und Correspondence, die ich zu aller Zeit, von langen Jahren her, solcher Orthen und weiter gehabt habe." Auf den Rand der auf einem Stempelbogen geschriebenen Eingabe setzte der König sein genehmigendes „**Fiat**", und am 29. Oktober erging von Schönhausen eine vom Grafen Wartenberg gezeichnete Ordre, wodurch dem Buchhändler Rüdiger die angesuchte Erlaubnis gewährt und verfügt wurde, daß „männiglich sich darnach gehorsamst zu achten und Ihn Bey dieser Dero Concession zu schützen habe."

Die „Berlinische ordinaire Zeitung", zu deren Herausgabe Joh. Mich. Rüdiger nun schritt, erschien zunächst nur einmal in der Woche, nach kurzer Zeit aber schon dreimal, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Jede Nummer umfaßte vier Kleinoktav-Blätter mit 14 zu $7^1/_2$ cm Druckfläche, ihr Titelkopf zeigte den der Sonne zufliegenden gekrönten Adler, der auf der Brust die Buchstaben **FR** und in den Fängen ein Band mit dem Zeitungstitel als Inschrift trug; links über dem Kopf des Adlers stand die Jahreszahl, rechts die laufende Nummer. Die Herausgabe der Zeitung geschah in dem Hause des Rathmannes Freyhöfer „unter der Stechbahn" (Nr. 2). Der Erfolg des jungen Unternehmens scheint alsbald recht stattlich gewesen zu sein, denn es währte nur kurze Zeit, so erschien auch schon ein Konkurrent im Felde, der Buchdrucker Johann Lorentz. Auf ein Ansuchen dieses Mannes hin erging unterm 30. Oktober 1706 ein Königliches Dekret, worin es hieß: „Weilen S. K. M. in Preußen den

Supplicanten auf das Advisen- und Zeitungen-Drucken allergnädigst privilegiret und dabei mainteniret und geschützet wissen", werde allen Buchhändlern und Buchdruckern in Berlin das Advisen- und Zeitungen-Drucken bei 500 Thlrn. Strafe untersagt. Von Lorentzens „Advisen und Zeitungen", die in der Nagelgasse, jetzt Rathausstraße, gedruckt wurden, ist nichts auf uns gekommen, wiewohl sie etwa fünfzehn Jahre lang erschienen sind und erst 1721 aufgehört haben.

Anfang 1721 hatte nämlich Joh. Mich. Rüdigers Sohn, Johann Andreas Rüdiger, die „Berlinische ordinaire Zeitung" übernommen und war von König Friedrich Wilhelm I. dafür zunächst „privative privilegiret" worden, was zur Änderung des bisherigen Zeitungstitels in „Berlinische Privilegirte Zeitung" führte. Auf Grund dieses Privatprivilegs erging am 18. Februar 1721 eine Königliche Kabinettsordre, die dem Buchdrucker Lorentz bei Strafe von 300 Thalern die weitere Herausgabe seiner Zeitung untersagte. Kabinettsbefehle vom 18. Februar 1721 und 8. Februar 1722 beauftragten das Ministerium, dem Joh. Andr. Rüdiger das Privilegium auszufertigen. Am 1. Februar 1722 folgte die Ausfertigung des Privilegiums, wodurch Rüdiger ermächtigt wurde, „die Berlinischen Zeitungen und was dazu gehörig, auch dessen, was bey Feld-Schlachten, Kriegs- und Friedens-Läuffen passiren und vorgehn möchte, nebst allen dabei vorkommenden Relationen, Friedens-, Commercien- und dergl. Tractaten, auch was sonst denen Zeitungen anhängig", gegen Erlegung von jährlich 200 Thlrn. zur Rekrutenkasse privative zu drucken und zu verkaufen. Rüdiger sollte „von nun an eintzig und allein und nach ihm seine Erben die Berlinischen Zeitungen... wann es zuvor gehörigen Ortes revidiret und censuriret ist, wöchentlich dreimal mit guten, ziehrlichen Lettern drucken und verkaufen", allen Anderen aber der Druck solcher Zeitungen

bei 300 Thlrn. Strafe verboten sein. Schon Ende Juni 1721 hatte Rüdiger die Expedition seiner Zeitung nach dem „Berlinischen Rathaus" verlegt, das war aber auch zunächst die einzige Veränderung, die an und mit der Zeitung vorgenommen wurde. Ihr Inhalt blieb dürftig, wiewohl sie sich der Gunst des Königs erfreute, der ihr auch von Zeit zu Zeit heitere Geschichten aus dem Tabakskollegium zukommen ließ. Unannehmlichkeiten politischer Natur erfuhr sie zuerst von seiten der russischen Regierung. Infolge einer Beschwerde des russischen Gesandten Grafen Golowkin befahl der König durch Kabinettsordre vom 4. Oktober 1724, nicht das Geringste, was Rußland mittelbar oder unmittelbar berühren könnte, in der Zeitung stehen zu lassen; Graf Golowkin werde dem Rüdiger schon sagen, was er „über Petersburg" mitteilen dürfe. Aber schon nach drei Jahren glaubte Golowkin sich zu einer neuen Beschwerde bemüßigt, weil Rüdiger „trotz der freundschaftlichen Ratschläge", die er ihm erteilt, über eine Kosakenaushebung einen Bericht gebracht hatte, „als ob er dabei gewesen wäre." Vermutlich hing mit dieser Beschwerde eine in Nummer 117 des Jahrgangs 1727 zuerst wahrnehmbare Änderung der Titelvignette zusammen: im Mittelschilde des Adlers erscheint fortan die Jahreszahl, und die Sonne, welcher der Adler zufliegt, ist verschwunden.

Ungeachtet des der Rüdigerschen Zeitung verliehenen ausschließlichen Privilegiums blieb diese nicht ohne Konkurrenz. Wie aus einer Beschwerde Rüdigers vom 20. Januar 1736 hervorgeht, veröffentlichte Ambrosius Haude, privilegierter und der Societät der Wissenschaften Buchhändler, der durch die heimliche Lieferung französischer Bücher an den Kronprinzen Friedrich dessen Gönnerschaft gewonnen hatte, „eine gewisser Maße gleiche Art von Zeitungen". Die Beschwerde gipfelte in dem Ersuchen, dem Haude dies „schnur gleich wider das

Privilegium" laufende Thun gänzlich zu untersagen. Diese und eine zweite Beschwerde vom 23. Februar 1736 hatten den Erfolg, daß dem Haude durch königl. Kabinettsordre vom 13. April 1737 untersagt wurde, „die Potsdamer Zeitung oder sogenannten Potsdamer Mercurium weiter zu drucken." Allein dieses Verbot sollte nicht lange vorhalten, denn schon drei Jahre später kam Kronprinz Friedrich an die Regierung, und nun erhielt Haude im Widerspruch zu dem Privilegium Rüdigers die Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung unter dem Namen „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", aus der später die Spenersche Zeitung wurde. Zwar wehrte sich Rüdiger in einer beweglichen, von seinen neun Kindern und dreizehn Kindeskindern unterstützten Eingabe gegen die Mißachtung seines Privilegs, erzielte damit aber nur, daß er fortan nur noch 100 Thaler jährlich anstatt der bisherigen 200 an die Rekrutenkasse zu zahlen hatte. Als Mitte Mai 1748 Haude starb, machte Rüdiger einen nochmaligen Versuch, in sein ausschließliches Privilegium wieder eingesetzt zu werden, indem er den König bat, die dem Haude erteilte Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung für verfallen zu erklären, allein der König bewahrte dem Haude seine Gunst noch über das Grab hinaus und gestattete der in guten Vermögensverhältnissen kinderlos zurückgebliebenen Witwe Haudes, „mit ihrem Bruder, dem Buchführer (Buchhändler) Spener das bisherige Privilegium, die Berlinischen Zeitungen zu drucken, noch ferner nach wie vor ungekränkt zu behalten."

Der leidige Konkurrenzkampf, der dem alternden Rüdiger schon recht hart zu werden begann, sollte also fortdauern. Da fügte es sich denn recht glücklich, daß gerade auch im Jahre 1748 ihm eine frische Kraft zur Seite trat, der 26jährige Buchhändler Christian Friedrich Voß, der in diesem Jahre sein Schwiegersohn wurde. Chr. Fr. Voß, der Besitzer der

von seinem gleichnamigen Vater 1693 in Lübben, einer damals kursächsischen Stadt, begründeten, später nach Potsdam verlegten Buchhandlung, richtete am 26. Mai 1748 ein Gesuch an den König um Erlaubnis, seine Buchhandlung nach Berlin zu verlegen, da er in Potsdam nicht recht fortkommen könne. Wiewohl die damaligen neun Buchhändler Berlins (Bourdeaux, Kgl. Hofbuchhandlung in der Breiten Straße, Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses in der Poststraße, Naude, französischer Buchhändler in der Königstraße, an der Langen Brücke, Neaulme, französischer Buchhändler in der Breiten Straße, Christ. Gottl. Nicolai in der Poststraße, Joh. Andr. Rüdiger im Berlinischen Rathause, Haude und Spener, Buchhändler der Akademie der Wissenschaften, an der Schloßfreiheit, Schütze am Schloßplatz und Jasperd, französischer Buchhändler, an den Werderschen Mühlen) sich gegen die Zulassung neuer Buchhändler-Privilegien aussprachen und meinten, man könne den Numerus Berliner Buchhandlungen als geschlossen erachten, und trotz dem abweislichen Gutachten der kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer gab der König dem Gesuche statt und legte Voß nur die Verpflichtung auf, neben seinem Berliner Buchladen auch den in Potsdam weiterzuführen. Das Potsdamer Geschäft hat, um dies gleich hier zu erwähnen, bis 1782 bestanden.

Der frischere Zug, den der junge Voß in das Zeitungsunternehmen seines Schwiegervaters brachte, trat bald äußerlich zu Tage, indem mit dem 1. Januar 1749 das bisherige kleine Oktavformat „um der Bequemlichkeit der Leser und um der Vermehrung des Raumes willen" in ein größeres (14 zu 16½ cm Druckfläche) geändert wurde. Die Redaktion der Zeitung übernahm im Herbst 1748 der Gelehrte Christoph Mylius, der alsbald seinen im Dezember nach Berlin gekommenen und bei ihm wohnenden Vetter Gotthold Ephraim Lessing zur Mitarbeiterschaft heranzog.

In den ersten Wochen des Jahres 1751 starb Johann Andreas Rüdiger. Er hatte schon bei Lebzeiten seinem Schwiegersohne Voß sein Privilegium abgetreten. Am 15. Februar bat Voß um Bestätigung dieser Abtretung, und da die übrigen Erben auf Befragen „keine Umstände oder Einwände“ erhoben, erfolgte am 5. März 1751 die königliche Bestätigung mit der Maßgabe, daß Voß und dessen Erben überall, wie es bei des Rüdigers Absterben mit dem Privilegium gehalten worden, belassen und ein mehreres sich nicht anmaßen. Durch diesen Besitzwechsel erhielt die Zeitung ihren Namen „Vossische Zeitung“ und wurde mit der Vossischen Buchhandlung vereinigt, ein Zustand, der bis 1802 in Kraft blieb. Mit erhöhtem Eifer war der neue Besitzer auf die Hebung seines Zeitungsunternehmens bedacht, dessen Umfang und Inhalt er bereicherte und für das er nach längeren Verhandlungen Gotthold Ephraim Lessing als Redakteur gewann. Am 18. Februar 1751 trat dieser in die Redaktion ein und übernahm den gelehrten Artikel, d. h. die Anzeige und Besprechung neuer Bücher, die Gelegenheitsgedichte zum Jahreswechsel und zu Königs Geburtstag. Lessing blieb in seiner Stellung bis zum Dezember 1751 und dann wieder vom Dezember 1752 bis 18. Oktober 1755. An seinen Namen knüpft sich die erste Blütezeit der „Vossischen Zeitung“, die Richtung, die er ihr gegeben, ist seither treu eingehalten worden: Förderung aller gemeinnützigen Bestrebungen und der Forschung auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft, Toleranz in allen Religionssachen. In einem von Lessing geschaffenen monatlichen Beiblatt „Neuestes aus dem Reiche des Witzes“ veröffentlichte er ausführliche Erörterungen über die zeitgenössische Litteratur Deutschlands und des Auslandes und legte damit den Grund zu der Berliner Zeitungskritik. Gleichzeitig hob sich auch der politische Teil der Zeitung,

indem nun neben Entnahmen aus anderen, namentlich Hamburger Zeitungen auch Eigenberichte aus den europäischen Hauptstädten erschienen. Die bald merkbare Wirkung all dieser Reformen und Verbesserungen war eine stattliche Zunahme der Abonnentenzahl, sowie ein allmählich wachsender Zugang von Annoncen, so daß im Jahre 1767 zum erstenmale eine Beilage von einem halben Bogen zum Hauptblatt beigegeben werden mußte. Das Aufblühen der Zeitung brachte es mit sich, daß ihr die Geschäftsräume im Berlinischen Rathause zu eng wurden und am 21. Februar 1767 ihre Verlegung in das vier Jahre vorher erworbene eigene Haus Breite Straße Nr. 9 erfolgte.

Diese erfreuliche Entwickelung ist umso bemerkenswerter, als der Freiheit der Presse damals noch sehr, sehr enge Schranken gezogen waren. Allerdings war am 5. Juni 1740, wenige Tage nach der Thronbesteigung Friedrichs II., das berühmte Schreiben des Kabinettsministers v. Podewils ergangen, worin es hieß: „Se. Königl. Maj. haben mir nach aufgehobener Tafel allergnädigst befohlen, des Königl. Etats- und Kriegs-Ministers Herrn von Thulemeier Excellenz in Höchstderoselben Namen zu eröffnen, daß dem hiesigen Berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, in dem Articul von Berlin von demjenigen, was anitzo hierselbst vorgehet, zu schreiben, was er will, ohne daß solches censirt werden soll weil, wie Höchstderoselben Worte waren, ein solches dieselben divertiren, dagegen aber auch sodann fremde Minister sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu repliciren, daß der russische Hof über dieses Sujet sehr pointilleux wäre, Se. Königl. Majestät erwiderten aber, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten,

nicht genirt werden müssen." Aber von einer wirklichen Zensurfreiheit war doch keine Rede. Schon im September 1740 ging dem „Buchführer" Rüdiger eine Ordre des Generaldirektoriums der Rekrutenkasse zu, worin es hieß, „daß er die denen Zeitungsschreibern erlaubte Freiheit mit mehrerer Überlegung und Behutsamkeit tractiren soll", und weiter ausgeführt wurde: „Nachdem Se. Königl. Majestät ein besonderes Mißfallen tragen, daß der hiesige Buchhändler Rüdiger sich unterstanden hat, in der am 25. August **a. c. sub** Nr. 102 ausgegebenen gedruckten Zeitung eine ganz falsche Nachricht von dem hiesigen Lagerhause auszusprengen, als ob selbiges eingehen solle . . . so wird dem Rüdiger sein unbedachtsames Verfahren hierdurch nachdrücklich verwiesen und ihm ernstlich anbefohlen . . . sich auch nicht weiter zu unterstehen von dem Lagerhause oder anderen einländischen Commercien- und Manufactursachen in seinen Zeitungsblättern ohne dazu erhaltene Ordre nicht das Geringste zu melden." Eine weitere Einschränkung der Censurfreiheit brachte eine Ordre vom 13. Juli 1743 an Rüdiger, nichts von demjenigen, was der König an die hohen Collegien anordne, bekannt zu machen. Noch schärfer war die Zensur, welche der die auswärtigen Angelegenheiten behandelnde Teil der Zeitungen über sich ergehen lassen mußte; in dieser Hinsicht wurden die Gazetten rücksichtslos „geniret". So verfügte der König unterm 29. Januar 1755, „es dürfte nichts in solchen Zeitungen glissiren, so auswärtige Puissancen choquant oder wie sonsten unanständig sein könnten", und am 5. Juli 1755 wies der dem Censurwesen vorgesetzte Kabinettsminister den Censor an, „nicht das Allergeringste durchgehen zu lassen, worüber sich irgend ein auswärtiger Hof zu formalisiren und Beschwerde zu führen, Ursache haben könnte"; besondere Rücksicht sei auf Rußland „und überhaupt darauf allen Bedacht zu nehmen,

daß in den Gazetten keine hasardirte und ungereimte Räsonnements über die publiquen Affairen und jetzigen Conjuncturen von Europa einverleibet werden."

Die strenge Zucht, in der die Berliner Zeitungen so gehalten wurden — die Rüdigersche noch mehr als die Haudesche — hinderte freilich nicht, daß sich der König selbst ihrer je zuweilen bediente, um einem bestimmten Zwecke zuliebe eine Nachricht in Umlauf zu bringen. So erging am 8. Januar 1743, nach dem ersten schlesischen Kriege, ein Schreiben des Kabinettsministers Grafen von Podewils an den Zensor, Kriegsrat v. Ilgen, worin diesem ein Artikel mitgeteilt wird, der nach des Königs Befehl in die nächsten Berliner Zeitungen einzurücken sei „um das bisherige falsche Spargement wegen einiger Mouvements und Märsche der Truppen dadurch wegfallen zu machen." Der am 10. Januar abgedruckte Artikel enthält Mitteilungen über Truppenbesichtigungen, die der König Ende Mai bei Magdeburg, Küstrin, Stettin, in Schlesien und bei Berlin vornehmen werde. Um das Publikum, das im Frühjahr 1767 an einen neuen Krieg glaubte, von diesem Gesprächsthema abzubringen, griff der König zu einem wunderlichen Mittel: am 5. März ließ er eine erdichtete Nachricht von einem entsetzlichen Hagelwetter in Potsdam veröffentlichen, das am 27. Februar niedergegangen sein sollte; der Bericht war mit den fabelhaftesten Einzelheiten ausgeschmückt. Es dauerte einige Tage, ehe das Publikum erfuhr, daß an der ganzen Geschichte kein Sterbenswörtlein wahr war, aber der König hatte seinen Zweck erreicht. Das Publikum sprach nicht mehr vom Kriege, sondern von dem erfundenen Unwetterbericht und amüsierte sich weidlich über den Professor der Naturlehre Joh. Dan. Titius, der in einer zu Leipzig herausgegebenen gelehrten Zeitschrift die ungewöhnliche Naturerscheinung in Potsdam mit wissenschaftlicher Gründlichkeit besprochen hatte.

Im Jahre 1753 veröffentlichte der König in der Vossischen Zeitung eine Erklärung und genaue Beschreibung der preußischen Manöver bei Spandau; er bezweckte dabei, durch eine Parodie des sächsischen Lagers bei Radowitz das Publikum von der wahren Bedeutung seiner Kriegsübungen abzulenken. Bald darauf ergingen seine drei Schreiben an das Publikum, die Lessing übersetzte; sie sollten einigen fremden Höfen, die gegen Friedrich Bündnisränke spannen, zeigen, daß sie verraten seien; auch sie enthielten manches, was mehr danach angethan war, das Publikum zu verwirren, als es aufzuklären.

Im Jahre 1779 nahm Chr. Fr. Voß, dessen Tüchtigkeit das Zeitungsunternehmen beträchtlich in die Höhe gebracht hatte, seinen gleichnamigen ältesten Sohn als Gesellschafter in seine Geschäfte auf. Ein Jahrzehnt später begann er ein starkes Bedürfnis nach Entlastung zu fühlen und kam zu dem Entschlusse, das Zeitungsprivilegium und sein Haus Breite Straße 9 an seinen Sohn zu verkaufen und abzutreten. Der bezügliche gerichtliche Vertrag wurde am 30. Dezember 1790 abgeschlossen; er setzte die Kaufsumme für das Zeitungsprivilegium mit 18 000 Thalern fest und bestimmte, „daß der Herr Verkäufer statt der Zinsen dieses Kaufpretii auf seine Lebenszeit den ganzen Gewinn von dem Zeitungswesen behält . . . von des Herrn Verkäufers Sterbetage an aber der Herr Käufer alle Nutzungen aus dem Zeitungswesen überkommt und soll er den übrigen Erben des Herrn Verkäufers bloß ihre Antheile an dem bestimmten Kaufpreise herauszahlen.“ Der Kaufpreis für das Haus Breite Straße 9 betrug 24 000 Thaler Friedrichsdor und sollte erst nach des Verkäufers Tode bezahlt werden. Am 19. Januar 1791 ließ König Friedrich Wilhelm II. die Bestätigung dieses Verkaufs ausfertigen. Von nun an erschien die Zeitung nicht mehr „bei Voß und Sohn“, sondern „im Verlage der Vossischen

14*

Buchhandlung", die dem Sohne gehörte. Allein schon am 22. April 1795 starb Voß junior, zwei Tage später sein Vater, der schon lange krank und zuletzt bewußtlos gewesen war, so daß er von dem Tode seines Sohnes nichts erfahren hat. Voß jun., der in kinderlos gebliebener Ehe mit Anna Rosina, geb. Schramm, gelebt, hatte am 25. Februar 1788 ein Testament errichtet, worin er sie zur Erbin ernannte und seinen Vater auf den Pflichtteil einsetzte. Obwohl der König unterm 6. Mai 1795 die Vererbung und damit die Übertragung des Eigentums der Zeitung auf die Witwe Voß, geb. Schramm, genehmigt hatte, erhoben die Erben des verstorbenen Voß sen., vertreten durch den Artilleriehauptmann Ernst Ludwig Voß, Einspruch, es begann der Rechtsstreit der „Alt-Vossischen" gegen die „Jung-Vossischen" Erben, ein ungemein verwickelter Prozeß, der mit dem Siege der „Alt-Vossischen" endete. Durch drei gleichlautende Erkenntnisse des Berlinischen Stadtgerichts, des Kammergerichts und des Obertribunals wurde der Verkauf des gesamten Nachlasses des jüngeren Voß zur Ermittelung des väterlichen Pflichtteils angeordnet; das Obertribunal hatte in seinem Erkenntnis (vom 6. Mai 1799) noch ausdrücklich hinzugefügt, „daß zur Subhastation des Zeitungsunternehmens die Einwilligung des General-Direktoriums nachgesucht werden müßte, und wenn solche rechtlicher Art noch nicht erlangt werden könne, nur die Lizitation zwischen den Erben stattfinde."

Die Lizitation erfolgte am 18. Juli 1801, der gerichtliche Zuschlagsbescheid am 18. Dezember 1801: dieser sprach das Eigentum an dem Zeitungsprivilegium vom 11. Februar 1722 für das Meistgebot von 59 000 Thalern „erb- und eigentümlich" der ältesten Tochter des Chr. Fr. Voß zu. Es war dies Marie Friederike Lessing, geb. Voß, Ehefrau des Königl. Münzdirektors Karl Gotthelf Lessing zu Breslau, des Bruders

und Biographen Gotthold Ephraim Lessings. Da die Käuferin nicht über ausreichende Mittel verfügte, associierte sie sich mit dem akademischen Buchdrucker und Professor bei der Akademie der Künste Johann Friedrich Unger. Am 1. Juni 1802 erfolgte die Kaufgelderbelegung, am 25. August bestätigte König Friedrich Wilhelm III. den nachgesuchten Übergang des Zeitungsprivilegiums an die beiden Socien „und deren beiderseitige Erben“ unter der Bedingung des Verzichts auf das **jus exclusivum.** Bezüglich der „Vossischen Buchhandlung“ kam es zu einem Vergleich. Die Witwe des Voß jun., geb. Schramm, hatte in zweiter Ehe einen ehemaligen russischen Oberstlieutenant v. Möller geheiratet, vorher aber außerehelich einem Artilleriekapitän Pitschel einen Sohn geboren, der ihren Vatersnamen annehmen mußte. An diesen und den Buchhändler Wewetzer ging 1802 auf Grund eines Vergleichs mit den „Alt-Vossischen“ Erben die Buchhandlung über, die somit aus dem Vossischen Familienbesitz ausgeschieden wurde, aber die Firma „Vossische Buchhandlung“ beibehielt und ein königliches Privilegium erhielt (1804). Nach dem Austritte Wewetzers aus der Firma trat der Buchhändler Wolff an seine Stelle, 1845 kaufte der Buchhändler Stricker die Buchhandlung, die 1857 auf die Witwe Rosina Stricker geb. Krokisius überging.

Die Societät Lessing-Unger, in deren Besitz die Vossische Zeitung im Jahre 1802 übergegangen war, sollte nicht lange währen; am 25. Dezember 1804 starb Unger ohne eheliche Nachkommenschaft. Wiewohl in dem Gesellschaftsvertrage festgestellt worden war, daß, wenn einer der Socien ohne Erben, d. h. Kinder, sterben sollte, das Eigentum des Privilegiums an den überlebenden Teil übergehen solle, mußte Frau Marie Friederike Lessing einen langwierigen Prozeß durchfechten, um ihr alleiniges Eigentum an dem Zeitungsprivilegium festzustellen, das erst am 9. Februar 1806 für sie im Hypothekenbuch des Königlichen

Stadtgerichts zu Berlin eingetragen wurde. Damit war das Privilegium der ursprünglich beliehenen Familie zurückgewonnen und eine einheitliche Leitung des Unternehmens ermöglicht.

Zum Glück der Vossischen Zeitung war der dazu geeignete Mann vorhanden, Christian Friedrich Lessing, der am 17. Januar 1780 geborene zweite Sohn der in Breslau wohnenden Eigentümerin, ein Mann von umfassenden Kenntnissen, weitem Blick und unermüdlicher Thatkraft. Ihm übertrug Frau Marie Friederike Lessing die Verwaltung der Zeitung. Diese war seit ihrer ersten Blütezeit in den Tagen des großen Königs arg zurückgegangen. Die jahrelangen Streitigkeiten zwischen den Alt- und den Jung-Vossischen Erben, zahlreiche Prozesse innerhalb der Familie, der Rückgang des Verkehrs im Gefolge des Niedergangs Preußens, all das hatte nachteilig auf die Zeitung eingewirkt, deren Abonnentenzahl bis auf 2000 gesunken und die mit mehr als 60 000 Thaler Schulden belastet war. Mit frischer Thatkraft schritt Christian Friedrich Lessing ans Werk der Wiederaufrichtung des verfallenden Unternehmens, dessen Leitung er bis zu seinem Tode am 31. Oktober 1850 führen sollte. Trotz der langen überaus ungünstigen Zeitverhältnisse erwies sich schon nach wenigen Jahren sein Wirken als fruchtbar. Die Abonnentenzahl hob sich allmählich, eine eigene Druckerei konnte eingerichtet, diese (1819) wieder in ein eigenes Haus, Breite Straße 8,*) verlegt, die Schuldenlast nach und nach abgestoßen werden, vom 1. Januar 1824 konnte die Zeitung täglich mit Ausnahme des Sonntags erscheinen. Wie in allen seinen Verwaltungsmaßnahmen, so hatte Chr. Fr. Lessing insbesondere auch in

*) Vom 1. Juli 1802 erschien die Zeitung in der „Zeitungsexpedition auf der Jägerbrücke Nr. 43,“ die eine zeitlang ausdrücklich „Ungersche“ genannt wird; von 1809 an wurde die Zeitung wieder in der „Vossischen Zeitungsexpedition“ herausgegeben, die sich zunächst in der Niederlagenstraße Nr. 2 befand.

der Auswahl seiner Mitarbeiter eine glückliche Hand. Von 1806 bis Ende 1822 leitete den politischen Teil Samuel Heinrich Catel, Professor und Lehrer der französischen Gemeinde. Von Anfang Januar 1823 an bis zu seinem Tode leitete Lessing selbst die politische Redaktion. Noch in demselben Jahre gewann er Friedrich Wilhelm Gubitz für die Redaktion. Dieser vielseitige Künstler und Schriftsteller, der schon mit 19 Jahren Mitglied der Akademie zu Berlin und Professor der Holz- und Formschneidekunst an ihr geworden war, hatte im Jahre 1807, kaum einundzwanzigjährig, seine publizistischen Sporen verdient. Nach dem Zusammenbruch Preußens bei Jena und Auerstädt gab er eine Zeitschrift „Das Vaterland“ heraus, deren Umschlag den Titel „Feuerschirme“ aufwies; in dieser Zeitschrift feuerte er den vaterländischen Geist an und machte sich den Franzosen so verdächtig, daß er durch fünf Wochen in kriegsgerichtliche Untersuchungshaft genommen wurde. Nach dem Sturz der Fremdherrschaft lebte er ausschließlich seinen schriftstellerischen und künstlerischen Neigungen; für die „Vossische Zeitung“ schrieb er Theaterkritiken, die bei Publikum und Künstlern als maßgebend angesehen wurden. Eine noch glücklichere Erwerbung war die Gewinnung Ludwig Rellstabs für die „Vossische Zeitung“, der er von 1826 bis zu seinem Hinscheiden im Jahre 1860 angehörte. Rellstabs meisterhafte Schilderungen des Gesellschaftslebens und seine gediegenen Musikkritiken verhalfen der Zeitung zu stetig wachsendem Ansehen und immer größerer Verbreitung, so daß sie in allen litterarischen und künstlerischen Angelegenheiten als das leitende Organ anerkannt wurde.

In den politischen Teil der Zeitung kam mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. ein frischerer Zug.*)

*) Am 30. August 1844 erschien der erste Leitartikel, der die Schlacht- und Mahlsteuer behandelte.

Wohl machte der noch immer bestehende Zensurdruck eine freimütige Aussprache unmöglich, aber die freiheitlichen Ideen regten sich doch von Tag zu Tag kräftiger und fanden in der „Vossischen Zeitung", die als Organ des Berliner Bürgertums einen maßvollen, aber ehrlichen Liberalismus vertrat, alle mögliche Unterstützung. Die Zeitung trat für eine Verfassung mit Selbstverwaltung und für unbedingte Toleranz in allen religiösen Fragen ein, den starren, verfolgungssüchtigen Orthodoxismus entschieden bekämpfend; es war, wie Kletke treffend sagt, kein geringes Verdienst in einer Zeit, in der sich Schelling mit seiner sonderbaren Offenbarungsphilosophie aus der Reihe der Philosophen strich und Stahl sich mit dem berüchtigten Wort von der Umkehr der Wissenschaft in die Reihe der Dunkelmänner versetzte, auch der Vernunft ihr Recht zu lassen und ehrlich und offen zur Menge zu reden. Die Märztage von 1848 fanden die „Vossische Zeitung" auf ihrem Posten; ohne in den Überschwang des mit explosivem Ungestüm hervortretenden Ultraradikalismus zu verfallen, erwies sie sich als ebenso mutiger wie besonnener Anwalt der Volksrechte, wiewohl gerade sie die neue Freiheit mit einem nicht gering zu bewertenden Opfer bezahlen mußte: infolge der Preßfreiheit, der wichtigsten Märzerrungenschaft, verlor sie ebenso wie die Spenersche Zeitung den sicheren Schutz ihres Privilegiums und sah sich alsbald in einen Konkurrenzkampf verwickelt, der aber, weit entfernt sie zu schädigen, ihre Entwickelung mächtig förderte und ihre Kräfte so stählte, daß sie auch die trüben Zeiten der Reaktion und des Manteuffel-Hinckeldeyschen Polizeiregiments heil überdauern konnte.

Nach dem Tode der Frau Marie Friederike Lessing am 24. Oktober 1828 war das Eigentum der Zeitung auf ihre drei Kinder übergegangen: den standesherrlichen Gerichtskanzler Karl Friedrich Lessing, den bisherigen Leiter Justiz-

kommissarius Christian Friedrich Lessing und Frau Professor Wilhelmine Müller, geb. Lessing. An der Verwaltung der Zeitung wurde nichts geändert. Karl Friedrich Lessing verkaufte schon 1832 seinen Anteil an seine beiden jüngeren Geschwister. Ende 1847 gewann Chr. Fr. Lessing den Dr. phil. Otto Linder, 1848 Wilhelm Häring (Willibald Alexis), 1849 den Dr. phil. Hermann Kletke für die Redaktion, frische Talente, deren Zusammenwirken das Institut auf seiner aufsteigenden Bahn erhielt.

Am 31. Oktober 1850 setzte der Tod dem beinahe ein halbes Jahrhundert ausfüllenden erfolgreichen Wirken Christian Friedrich Lessings ein Ende. Seinen Anteil an der Zeitung hatte er seinem Neffen, dem jetzigen Geheimen Justizrat Karl Robert Lessing, vermacht. Dieser und der Referendar a. D. Eugen Ephraim Müller, der Sohn und Bevollmächtigte der Frau Prof. Müller geb. Lessing, übernahmen die Leitung des Instituts; sie beschlossen, Verwaltung und Redaktion der Zeitung dauernd zu trennen und stellten für die Redaktion den Grundsatz auf, daß die Zeitung bei strenger Wahrung völliger Unabhängigkeit von einzelnen politischen Parteien im allgemeinen die fortschrittlichen Grundsätze zu vertreten habe. Selbst in den schlimmsten Reaktionsjahren bewahrte sie ihren Freimut, wie behutsam sie auch, wiederholt mit Beschlagnahmen und Anklagen verfolgt, in dessen Äußerung sein mußte. Erst nach dem Regierungsantritt Wilhelms I. fielen die schlimmsten Fesseln, welche die Reaktion der Presse angelegt hatte. In der Konfliktszeit nahm die „Vossische Zeitung“ als Befürworterin eines aufrichtig konstitutionellen, parlamentarischen Systems selbstverständlich Stellung gegen das Ministerium Bismarck, ohne doch das Bewußtsein ihrer preußisch-deutschen nationalen Aufgabe zu verlieren. In dem Streit um die meerumschlungenen Herzogtümer nahm sie nicht die Partei

des Herzogs von Augustenburg, stets hielt sie an dem Streben nach Einigung Deutschlands unter Führung Preußens fest, und als der unvergleichliche Staatsmann, der der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die Marke seines Geistes aufzuprägen berufen war, mit titanischer Kraft den herrlichen Bau des nationalen Einheitsstaates aufrichtete, fand er bei der „Vossischen Zeitung" trotz ihrer oppositionellen Haltung in vielen Fragen der inneren Politik freudiges Verständnis. Der mächtige Aufschwung, den Berlin durch den Siegesgang Preußens und Deutschlands nahm, riß auch die Zeitung mit sich. Ihr Umfang und ihre Verbreitung wuchsen derart, daß eine im Jahre 1867 vorgenommene Erweiterung ihrer Geschäftsräume sich bald als unzureichend erwies und schon 1874 einige Nachbargrundstücke einbezogen werden mußten, und zu Anfang der neunziger Jahre stellte sich die Notwendigkeit heraus, abermals an eine Vergrößerung des Heims der Zeitung zu schreiten. Das alte Vossische Haus Nr. 9 in der Breiten Straße wurde erworben, ein durchgreifender Um- und Neubau durchgeführt, der 1894 beendet wurde. Das Haus der „Vossischen Zeitung", dessen prächtige Fassade einen Schmuck der Breiten Straße bildet, bedeckt einen Flächenraum von mehr als 3000 Geviertmetern und umfaßt außer den ebenso stattlichen, wie praktisch eingerichteten Redaktionsräumen, die das ganze erste Stockwerk des Vorderbaus einnehmen, der Expedition im Erdgeschoß, Redakteurswohnungen im zweiten Stock, dem mächtigen Setzersaal, der Stereotypie und Druckerei, dem Maschinenraum und der Spedition auch zahlreiche behagliche Wohnungen für Angestellte des Unternehmens. Das seit 1749 beibehaltene Quartformat der Zeitung wurde im Jahre 1871 aufgegeben und durch das große Folioformat (16½ zu 42 cm Druckfläche) ersetzt, mit dem 1. Oktober 1875 begann die Ausgabe des Abendblattes, nachdem schon im Jahre 1858 eine

wissenschaftliche Beilage begründet worden war, die seit 1866 den Titel Sonntagsbeilage führt.

Nach dem Tode Christian Friedrich Lessings wurde die Leitung der Redaktion dem **Dr. Otto Linder** übertragen, der sie bis zu seinem Tode im Jahre 1867 führte. An seine Stelle trat **Dr. Hermann Kletke**, der im Jahre 1880 durch den noch jetzt wirkenden Chefredakteur **Friedrich Stephany** abgelöst wurde. All die Kräfte, die im Verlauf der Jahre für die Zeitung gewonnen wurden, namhaft zu machen, würde zu weit führen; gegenwärtig zählt sie, abgesehen von dem eigentlichen Redaktionsstabe, 4—500 Mitarbeiter in allen Teilen Deutschlands und des Auslandes.

Nach dem Hinscheiden Eugen Ephraim Müllers trat dessen Neffe, der Kammergerichtsrat **Dr. jur. Fritz Müller** in die Verwaltung ein.

In wenigen Jahren wird die „Vossische Zeitung" ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiern können. Dank der wahrhaft vornehmen Auffassung, die ihre Eigentümer von ihrer Aufgabe als Herausgeber eines großen politischen Organs hegen und die sie vor keinem noch so großen Opfer für das Institut zurückschrecken läßt, und dank dem freudigen Zusammengreifen aller Zweige des Unternehmens schreitet sie diesem Zeitpunkte voll frischer Lebenskraft entgegen, deren Geheimnis nicht zum wenigsten auch darin zu suchen ist, daß die „Vossische Zeitung" bei dem Streben, sich zu einem Weltblatt zu entwickeln, doch durch tausend Wurzeln mit dem märkischen und speziell dem Berliner Heimatboden verwachsen blieb, darin sie ihre ersten Keime getrieben hat.





Die Nicolaische Buchhandlung.

Von

Julius Rodenberg.

Von den alten, soliden Berliner Buchhändlerfirmen des vorigen Jahrhunderts, die teils (wie die Vossische, die Haude- und Spener'sche, die Unger'sche, diese wenigstens als Druckerei) noch fortbestehen, teils (wie die Mylius'sche) jüngst erst eingegangen sind, hat keine tiefere Spuren im geistigen Leben der Vergangenheit hinterlassen, noch auch — nach mancherlei Zwischenfällen — sich wieder zu größerer Bedeutung in der Gegenwart gehoben, als die Nicolaische. Man kann ihren Ursprung zurückverfolgen bis kurz nach dem Jahre, in welchem Preußens erster König sich die Krone aufs Haupt setzte, und ihr Privileg datiert ein Jahr nach dem, in welchem Friedrich, nachmals der Große genannt, geboren wurde.

Dieses, unter dem 3. Mai 1713 erteilte „Generalprivilegium" lautet:*)

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König in Preussen, Marggraf von Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Erzkämmerer und Churfürst ꝛc. ꝛc.

---

*) Abgedruckt bei Nicolai, Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 1779. Bd. I.

„Bekennen hiermit für Uns, Unsere Erben und Nachkommen ꝛc. Nachdem Johann Wilhelm Meyer, gewesener Buchhändler allhier, kurz vor seinem Absterben seine hiesige Sortiments-Handlung an seinen Schwager, Gottfried Zimmermann, Buchhändlern in Wittenberg, und dessen Erben, unterm 1sten Febr. Ao. 1712 erb und eigenthümlich verkauft, und samt dem Privilegio überlassen, derselbe aber solche Sortiments-Handlung, mit dem dazu gehörigen Privilegio und übrigen Juribus hinwieder seinem Schwiegersohne Christoph Gottlieb Nicolai vor dem Magistrat in Wittenberg den 10ten April h. a. gerichtlich cediret und abgetreten, welcher Uns denn jetzo allerunterthänigst angelanget und gebethen, daß Wir dasjenige Buchführer-Privilegium so hiebevor obgemeldetem Verkäufer, Johann Wilhelm Meyern, unterm 22. May 1703 ertheilet worden, nunmehro auf ihn und seine Erben allergnädigst extendiren möchten .... Also privilegiren und begnadigen Wir vorgenannten Christoph Gottlieb Nicolai aus habender Macht, von Obrigkeit und Landesfürstl. Hoheit wegen ... dergestalt, daß er nicht allein in Unseren hiesigen Residenzien ... den vormaligen Meyerischen Buchladen continuiren ꝛc. ꝛc. = sondern auch dergleichen gute und nützliche Bücher in allen Fakultäten, freyen Künsten und Sprachen = selbsten auflegen, drucken lassen und verhandeln möge“, ꝛc. ꝛc.

Aus dem Kanzleistil des vorigen Jahrhunderts übersetzt, ergiebt das Aktenstück, daß der Wittenberger Buchhändler Gottlieb Zimmermann, der zugleich dortiger Rathmann war, das seinem Schwager Meyer in Berlin 1703 privilegierte Geschäft von diesem 1712 gekauft und 1713 seinem ehemaligen Gehülfen und nunmehrigen Schwiegersohn Christoph Gottlieb Nicolai (als Heiratsgut) übergeben, sowie, daß dieser mit dem bisherigen Sortiment einen Verlag verbunden habe, den der Schlußsatz oben mitgeteilten Privilegs bei angedrohter Konfiskation und „dreyhundert Rthlr. unnachlässiger Strafe“ gegen Nachdruck schützt.

In dem „Adreß-Calender der Königl. Preuß. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und daselbst befindlichen Kgl. Hofes“ wird „H. Christian (soll heißen: Christoph, wie er weiterhin auch immer genannt wird) Gottlieb Nicolai“ zuerst 1715 aufgeführt: „wohnt aufn Nicolai Kirchhofe in Hn. Finckens Hause / und hat den Laden in der heil. Geiststraße in des Hn. Hof Conditor Liptens Hause“. Der Hofkonditor hieß in Wirk-

lichkeit Lipkens, wie der Name sich auch in allen späteren Adreßbüchern findet; und es ist sicher ein Irrtum, wenn Ferdinand Meyer aus dem Hofkonditor einen Hofprediger macht.*)

Der Nicolaische Buchlaḥen verblieb von 1715 bis 1757 nachweisbar in demselben Hause der heil. Geiststraße, während ihr Besitzer seine Wohnung mehrfach wechselte, bis wir ihn 1733 in der Poststraße treffen. In dem Hause dieser Straße, das ehemals das „Kurfürstenhaus" hieß und gegenwärtig die Nr. 4 trägt, ward am 18. März genannten Jahres der geboren, der zwar die Vornamen Christoph Friedrich erhielt, der Welt aber nur als Friedrich Nicolai bekannt ist.

Die Nicolaische Buchhandlung muß sich schon damals eines gewissen Ansehens erfreut haben. Denn wie später einmal, in einem mit unserem Friedrich Nicolai geführten Gespräche, Friedrich der Große sich erinnerte, hat er als Kronprinz öfters den kleinen Laden in der heil. Geiststraße besucht. Nahezu vierzig Jahre lang hat Christoph Gottlieb Nicolai diesem Geschäfte, dem er den Namen gab, vorgestanden — ein ernster, sparsamer, etwas pedantischer Mann, der nicht nur mit Vorliebe pädagogische Bücher verlegte, sondern seinen Söhnen auch eine sorgfältige Erziehung zu teil werden ließ. Gleich dem Ältesten, Gottfried Wilhelm, ward auch Friedrich für die Handlung bestimmt; doch stand er, bei seinem frühe schon sich regenden Wissenstriebe, einem anderen Bruder, Gottlob Samuel, näher, der zuerst Magister in Halle, dann Professor in Frankfurt a. O. und Prediger in Zerbst war und nicht ohne Einfluß auf seine Entwickelung geblieben ist.

*) Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. Berlin 1876. II, 171. — Die Daten aus dem „Adreß-Calender" verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Arend Buchholtz, Bibliothekars der Stadt Berlin.

Von diesem erhielt er, als er nach kurzem Besuch des Joachimsthal'schen Gymnasiums in seinem sechzehnten Jahre auf die Schule des Halle'schen Waisenhauses gekommen war, die (von 1744—1748 erscheinenden) sog. „Bremer Beiträge", von denen der Anstoß zu einer neuen litterarischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts ausgegangen ist. In dieser Zeitschrift wurden die ersten Gesänge von Klopstocks Messias veröffentlicht; sie drang auf Emanzipation von Gottsched und dem falschen Klassizismus der Franzosen, indem sie die Muster des wirklichen Altertums und der Engländer aufstellte. Virgil und Horaz, aber auch Milton lernte Friedrich in der Hecker'schen Realschule zu Berlin kennen, auf die sein Vater ihn 1747 brachte, da er mit den Fortschritten des Sohnes in Halle nicht zufrieden war.*)

Im nächstfolgenden Jahre (1749) ward Friedrich nach Frankfurt a. O. in die Lehre gegeben, und hier, bis zum Ausgang des Jahres 1751, erwarb er sich durch Selbststudium unter unsäglichen Schwierigkeiten die gelehrten Kenntnisse, die das Fundament seiner ganzen späteren sowohl schriftstellerischen wie buchhändlerischen Thätigkeit legten. Seine Vorbildung konnte nur eine höchst lückenhafte gewesen sein; um so bewundernswerter ist es, wie er jetzt jeden freien Augenblick benutzt, um zu lernen und da fortzufahren, wo die Schule für ihn aufgehört hatte; wie er, mit dem Neuen Testament in der Ursprache beginnend und alsdann zu Homer fortschreitend, in den drei Frankfurter Jahren als Buchhändlerlehrling alle wichtigeren griechischen und lateinischen Autoren, einen nach dem anderen liest. Merkwürdig aber auch ist es, wie hier, neben dem Zuge zum klassischen Altertume, die Liebe zur englischen

---

*) Altenkrüger, Friedrich Nicolais Jugendschriften. Teil I. Inaugural-Dissertation. Berlin. 1894. S. 8.

Litteratur in ihm erstarkt und er sich im Stillen als Übersetzer übt. Es war der von den „Bremer Beiträgen“ angedeutete Weg, auf dem nachmals Lessing glorreich emporschritt und eine Strecke weit Nicolai zu seinem hülfreichen Gefährten hatte. Hören wir, was dieser in einer autobiographischen Skizze seines Nachlasses, die sich vornehmlich mit seiner Lehrzeit befaßt, hierzu bemerkt*): „Eine meiner ersten Beschäftigungen war, mit Hülfe einer Grammatik und einiger ganz alten, schlechten englischen Bücher, die ich im Laden fand, ohne irgend eine Anleitung, diese Sprache zu lernen. Ich sparte ziemlich lange das Frühstück (3 Pf.) und einige andere kleine Ausgaben, um mir Öl zu einer Lampe zu kaufen, damit ich im Winter in meiner, obwohl kalten Kammer, die Morgen und Abende zum Studieren anwenden könnte. Als ich im Sommer im Sparen weiter kam, so machte ich das Projekt, Miltons Werke im Original zu verschreiben. Meine Freude, als ich sie erhielt, kann sich nur der vorstellen, der mit mir im gleichen Falle gewesen ist.“ Und auch wir werden sie besser verstehen, wenn wir uns erinnern, daß es Miltons „Verlorenes Paradies“ war, über welches der Streit der sog. Schweizer, d. h. Bodmers und Breitingers, mit Gottsched entbrannt war. Im Gegensatze zu diesem stellte Bodmer die Dichtung Miltons als den Gipfelpunkt der Poesie dar und den französischen Klassikern, Corneille und Racine, den „engeländischen Sophokles“, nämlich Shakespeare, gegenüber. In diese Fehde griff Nicolai mit seinem litterarischen Erstling ein, der jenen Studien unmittelbar entsprungen ist, einer Untersuchung über das Verhältnis Miltons zu den lateinischen Autoren und Abwehr des ihm vorgeworfenen Plagiats. Sie

*) Friedrich Nicolais Leben und litterarischer Nachlaß. Herausgegeben von L. F. G. von Göckingk. Berlin 1820, in der Nicolaischen Buchhandlung. S. 11, 12.

zeigt durch ihre Jahreszahl, 1753, wie frühe schon in dem jungen Buchhändler der Schriftsteller sich geregt, und durch ihren Gegenstand, daß er sich sogleich der aufstrebenden litterarischen Generation angeschlossen hat.

Inzwischen war Friedrich Nicolai mit dem Beginn des Jahres 1752 nach Berlin zurückgekehrt, um in das Geschäft einzutreten, das nach dem eben erfolgten Tode des Vaters der ältere Bruder für Rechnung der Erben, doch unter unveränderter Firma, fortführte. Wie zuvor in Frankfurt, war dem jungen Gehülfen auch hier die Zeit knapp zugemessen; er hatte fast den ganzen Tag im Laden zu thun, und nur die Nacht blieb ihm zum Lesen und Schreiben. Jetzt aber auch traf er mit den beiden zusammen, deren Einfluß auf ihn für sein ganzes ferneres Leben bestimmend war. „Mit Lessing", erzählt er in der erwähnten autobiographischen Skizze*), „und kurz darauf, durch ihn, mit Moses Mendelssohn, ward ich im Anfange des Jahres 1755 bekannt. Die innigste Freundschaft verband mich bald mit beiden, und sie hat bis zum Tode dieser großen Männer fortgedauert. . . . Wir waren damals alle drei in der Blüte unserer Jahre, alle drei voll Wahrheitsliebe und Eifer, alle drei von unbefangenem Geiste, und hatten keine andere Absicht, als wissenschaftliche Ideen aller Art in uns zu entwickeln." Aus solchen Anregungen gingen, Ende 1755, die „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland"**) hervor, in denen, wie Göckingk sie charakterisiert, Nicolai sich „über die damals wichtigen Streitigkeiten der Gottschedianer und Schweizer mit ebenso viel Geschmack, als Freimütigkeit und Witz" aussprach. Ueber sein Verhältnis zu den beiden Freunden äußert sich Nicolai dahin, daß mit

*) Göckingk, a. a. O. S. 17, 18.

**) Neu herausgegeben von Georg Ellinger in „Berliner Neudrucke". Dritte Serie. Zweiter Band. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Lessing, dessen „Scharfsinn und feurige Einbildungskraft“ er bewundert, ihn vornehmlich seine Schätzung der Alten und die gleiche Liebe zu den Büchern verbunden; während mit Moses ihm der Kaufmannsstand und das Gefühl gemeinsam gewesen sei, daß er das, was er an Kenntnissen besaß, sich selbst erworben habe.

Nicht lange hatte Nicolai sich des anregenden Umgangs mit diesen beiden erfreut, als er auch schon, 1756, den Plan zu einem gemeinsamen periodischen Unternehmen faßte — der ersten jener Zeitschriften, die zuvörderst in Fragen der Ästhetik von so großer Wichtigkeit gewesen sind und in denen der allgemeinen Bildung dann bis ans Ende des Jahrhunderts ihren Einfluß ausgeübt haben. Es war die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“, für welche, durch Lessing, in dem Leipziger Buchhändler Dyk ein Verleger gefunden ward;*) doch wollte Nicolai nicht als Herausgeber genannt werden: „Ich stand damal noch in der väterlichen Buchhandlung“, bemerkt er zu seinem Brief an Lessing vom 31. Aug. 1756, „hieng von meinem älteren Bruder ab und hatte guten Grund, nicht bekannt werden zu lassen, daß ich mich mit gelehrten Arbeiten beschäftigte“ (Redlich, S. 42). Bald darauf indessen setzten sich die Nicolaischen Erben auseinander und der älteste Sohn übernahm die Handlung allein, die jedoch immer noch unter des Vaters Namen weitergeführt ward.**) Jetzt schien für unseren Nicolai der Augenblick gekommen, um sich ganz seinen litterarischen und wissenschaftlichen Neigungen zu widmen; „gesegnet sei Ihr Entschluß, sich selbst zu leben“, schrieb Lessing dem Freunde (Redlich, S. 80). Mit dem mäßigen Kapital, das ihm ausgezahlt worden, zog er sich in

*) Redlich, Briefe von Lessing, S. 98.

**) Vergl. den „Adreß-Calender“ von 1758.

das Haus Spandauerstraße Nr. 68 zurück, in welchem vor ihm Lessing und nach ihm Mendelssohn gewohnt hat, und hieß nun bei den Freunden „der Esquire, der von seinen Geldern lebt“. Das Haus, das uns allen noch als das Mendelssohnhaus bekannt gewesen, ist erst in diesem Jahrzehnt verschwunden; und hier, wo so viel „Unsterbliches gedacht und gewirkt“ wurde, wie die Denktafel besagte, die seitdem an dem Neubau durch eine etwas simplere Inschrift ersetzt worden ist, hatte sich auch Nicolai für ein stilles Gelehrten- und Schriftstellerleben einrichten wollen. Doch nach wenigen Jahren schon, im Herbst 1758, rief der plötzliche Tod seines Bruders ihn wieder in das verwaiste Geschäft zurück und von nun ab, als ihr Chef, hat er in dreiundfünfzigjähriger unausgesetzter Arbeit die Nicolaische Buchhandlung zu der Höhe emporgeführt, die sie in der Geschichte des Berliner Buchhandels einnimmt. Der Kopf des Homer, des „Vaters der Dichtkunst“, der zusammen mit Milton der Ausgangspunkt des litterarischen Kampfes gewesen, wurde sinnbildlich für ihn: er stellte ihn als Wahrzeichen über seinem Laden auf und schmückte mit ihm sein erstes Verlagswerk, das seinen Namen mit einem unvergänglichen Denkmal der deutschen Litteratur verknüpft hat. Es war mitten im siebenjährigen Kriege; der Stern Friedrichs leuchtete durch das Sturmgewölk und das wechselnde Schlachtenglück, als es sich gegen ihn erklärte, konnte das Vertrauen nicht erschüttern, das Preußens Volk in den Genius seines Königs setzte. Gleims „Grenadierlieder“ sprachen es aus, und dies war auch der Moment, in welchem Nicolai mit seinen Freunden wieder auf dem litterarischen Kriegsschauplatz erschien. Seit der Übernahme der Buchhandlung hatte er sich von der Herausgabe der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ zurückgezogen, um alle seine Kräfte für ein Unternehmen zu sammeln, welches, wiewohl es

den Anfang seiner langen verlegerischen Thätigkeit bildete, doch an tiefgreifender Wirkung und sieghafter Gewalt von keinem späteren mehr erreicht ward. Es waren die „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", die, mit dem Jahre 1759 beginnend und zuerst mit der Firma „bey Friedrich Nicolai" bezeichnet, wie ein erfrischendes Frühlingsgewitter über Deutschland dahingingen. Die Seele der „Litteraturbriefe" war Lessing: von ihm, wie wir aus Nicolais Nachlaßpapieren wissen, kam die Idee dazu, die Schreibart war die seinige, und „er wollte auch das Meiste machen".*) Buchstäblich gilt dies allerdings nur von den ersten sechs Teilen; als Lessing im Jahre 1760 Berlin verließ, um sich ins schlesische Hauptquartier zu begeben, hörte seine Mitarbeiterschaft auf, im dreiundzwanzigsten Teil findet sich noch ein einzelner Beitrag von ihm und mit dem vierundzwanzigsten, im Jahre 1766, schlossen die „Litteraturbriefe" ganz ab. Aber der Glanz von Lessings Namen ruht auf ihnen, von demselben Heldentum, wie Friedrichs Heere, sind auch sie beseelt, und wie der siebenjährige Krieg, nach Goethes Wort, der deutschen Dichtung zuerst wieder einen würdigen Gegenstand gab, so haben sie die Bahn ihr frei gemacht durch den Ton „des husarenmäßigen Dreinhauens, der rücksichtslosen Offenheit und Wahrhaftigkeit, die das Schlechte ohne Umschweife schlecht nannte" (Scherer, Gesch. der deutsch. Litt., S. 448).

Weiter freilich reicht Nicolais Verdienst um die deutsche Litteratur als solche nicht: es erschöpft sich in dieser Zeitschrift, welche das Ideal seiner ersten Jugend verwirklichte, indem sie „mit unbefangenem Geiste auf das Altertum zurückging und den Engländern gerecht zu werden suchte" (Goedeke, Grundriß, S. 612). Ohne Zweifel hat er redlich dazu beigetragen,

*) Göckingk, a. a. O. S. 24.

die neue Zeit der deutschen Dichtung vorzubereiten. Doch als sie nun in ihrer vollen Größe kam, verstand er sie nicht; dem Adlerfluge des jungen Goethe vermochte der alternde Nicolai nicht mehr zu folgen. Wie er von sich selbst sagt, hat ihn „Ambition, Sucht zu glänzen oder bei der Nachwelt Ruhm zu gewinnen", nie getrieben: er sei zum Schreiben gekommen „durch eifrige Begierde zu nutzen". Auf diesem rein utilitarischen Standpunkte blieb er stehen und er vertrat ihn konsequent in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", deren erstes Stück 1765 erschien: „Berlin u. Stettin, verlegts Friedrich Nicolai". Lessings Geist war nicht in ihr; aber buchhändlerisch war sie Nicolais größter Erfolg: sie hatte den ausgedehntesten Mitarbeiterkreis und fand die weiteste Verbreitung im gebildeten Publikum. Aber wenn sie, von der rein litterarischen Seite betrachtet, nur „eine Rezensieranstalt" war, wie Scherer sie nennt, „die der ästhetischen Bildung in Deutschland nur geringe Dienste leistete", so ist er doch auch gerecht und unbefangen genug, um anzuerkennen, daß „sie auf dem Gebiete der Philosophie und Religion eine Macht war und mit unermüdlicher Energie und weitreichendem Erfolge gegen alle theologische Bevormundung, gegen Schwärmerei und Aberglauben ankämpfte" (Gesch. der deutsch. Litt., S. 519). Dieses Lob, welches der eminente Litterarhistoriker Nicolai zollt, würde ganz nach dessen Herzen gewesen sein, wie es auch seiner innersten Natur vollkommen entspricht. Schon auf der Schule des Waisenhauses in Halle hatte „die Art, wie man dort die Religion behandelte", nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu den freieren Anschauungen hinzuführen, denen der gereifte Mann huldigte, der Schriftsteller seine Feder und der Verleger seine beste Kraft gewidmet hat. „Ich habe oft schon aufhören wollen", schreibt er 1771 an Lessing; „wissen Sie, was mich zurückhält? Die theologischen Artikel."*)

*) Redlich, Briefe an Lessing, S. 449.

So lange Friedrich auf dem Throne saß, galt, bei einer milde geübten Censur, sein Königswort: „Gazetten müssen nicht geniert werden“; das änderte sich aber, als unter Friedrich Wilhelm II. die finstere Richtung, die zu bekämpfen eine der vornehmsten Aufgaben der „Allg. Deutsch. Bibliothek“ war, als „der Mystizismus, die Geheimniskrämerei und Proselitenmacherei“ in die Höhe kamen und mit ihnen derjenige, der viele Jahre hindurch Nicolais Mitarbeiter an der „Bibliothek“, im Montagsklub sein guter Kamerad und in seinem Hause täglicher Gast gewesen: Johann Christoph von Wöllner, Staatsminister und Chef der geistlichen Angelegenheiten. Vom kleinen Theologen hatte er die ganze Stufenleiter bis zu diesem höchsten Range mit einer Geschicklichkeit erklommen, der nur die Charakterlosigkeit gleichkam, mit der er seine ehemaligen Grundsätze verleugnete, und die Gehässigkeit des Abtrünnigen, mit der er nun den alten Freund verfolgte. Es war schon schlimm genug, daß Wöllner seinen ganzen Einfluß aufbot, um Nicolais Wahl zur Königl. Akademie der Wissenschaften zu verhindern — eine Ehre, die thatsächlich ihm erst unmittelbar nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. und Wöllners Sturz (1798) zu Teil ward. Was ihn viel empfindlicher traf, als diese persönlichen Rankünen, das waren die Gewaltmaßregeln, unter denen seine schriftstellerische Thätigkeit, sein Verlag und insbesondere die „Allg. Deutsche Bibliothek“ zu leiden hatten. Hiergegen war Nicolai machtlos, und lieber, als sich zu fügen und Konzessionen zu machen, gab der wackere Mann seine Lieblingsschöpfung auf. Im Jahre 1791, der Blütezeit des Wöllner'schen Regiments und seines Religionsedikts, verkaufte Nicolai die „Allg. Deutsche Bibliothek“ an den Buchhändler Bohn in Hamburg, der von 1792 ab in seiner Universitätsbuchhandlung zu Kiel die Zeitschrift zunächst unter dem alten Titel, und dann als „Neue Allg. Deutsche Biblio-

thek" fortführte bis 1801. In diesem Jahre hat Nicolai sie noch einmal übernommen; aber ihre Zeit war erfüllt, und mit dem 107. Bande der neuen Folge beendete sie 1806, unter den Bedrängnissen des Krieges, nach vierzigjährigem Bestehen ihr wechselvolles Dasein. In der Geschichte der deutschen Geistesbewegung wird sie für immer ihre Stelle behaupten, und man wird auch heute noch von ihr sagen dürfen, was in einer Recension des ersten Stückes vom Jahre 1800 die „Neue Leipziger Litteraturzeitung" ihr nachgerühmt hat: daß sie „auf die Freiheit theologischer Untersuchungen und die Behauptung der Rechte des gesunden Verstandes" vorteilhaft mitgewirkt habe.*)

Wie den ausgebreiteten Ruf der Nicolaischen Buchhandlung hat die „Allg. Deutsche Bibliothek" auch den materiellen Wohlstand Friedrich Nicolais begründet. Gleich das erste Stück des ersten Bandes hatte solchen Anklang gefunden, daß ein Neudruck veranstaltet werden mußte, wiewohl die Auflage von vornherein nicht unbeträchtlich gewesen. Doch war Nicolai ein viel zu guter Geschäftsmann, um nicht beständig zu rechnen und zu wägen; und er war dafür bekannt. „Da er Buchhändler ist" — heißt es in den „Briefen eines reisenden Franzosen" über Deutschland (1784)**) — „so kann man es ihm nicht verübeln, daß er seine Schriftstellerei nach den Pfunden auswiegt, die sie ihm eintragen kann. . . . Allerdings trifft nichtsdestoweniger sein eigener Vorteil mit dem wahren Nutzen des Publikums zusammen. Deutschland hat ihm ein kritisches Journal zu verdanken, das an Vollständigkeit und Werte nicht seines Gleichen in Europa hat." Und er selbst schreibt an Lessing (1769): „Die Deutsche Bibliothek macht mir so viel

*) Göckingk, a. a. O. S. 35.

**) Citiert in: Berlin im Jahre 1786. Schilderungen der Zeitgenossen. Leipzig, Grunow, 1886.

Kosten, daß ich es für die höchste Zeit halte, meinen Fonds einzuschränken."*) Er giebt deswegen neben dem an Bedeutung immer zunehmenden Verlage das Sortiment keineswegs auf, erachtet es vielmehr als notwendig, um das Gleichgewicht herzustellen. „Ich bin bei der Buchhandlung erzogen", schreibt er wiederum an Lessing, „und habe sie anders kennen lernen, als sie selbst viele Buchhändler kennen. Ich bin überzeugt, daß das Drucken des Verlags in einem gewissen Verhältnisse mit dem Vertriebe des Sortiments stehen muß, sonst thut man sich Schaden, wenn man auch den besten Verlag druckt."**) Wirklich sind denn auch die beiden Geschäftszweige mit einander verbunden geblieben, so lange die Buchhandlung sich in den Händen Nicolais und seiner unmittelbaren Nachfolger befand. Das Jahr der „Allg. Deutschen Bibliothek" ist auch das, in welchem das Geschäft nach der Stechbahn verlegt ward***), und hier verblieb es die folgenden zweiundzwanzig Jahre. Lessing adressiert 1767 einen Brief: „à Monsieur Nicolai, Libraire très-renommé à Berlin, Unter der Stechbahn in seinem Hause"; und „Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn", ist 1769 (und ebenso in den folgenden Auflagen bis 1786) die „Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam" firmiert — in der gleichzeitigen französischen Ausgabe: „sous les arcades", wie wir ja selber auch die Stechbahn mit ihren Arkadengängen noch gekannt haben.

---

*) Redlich, a. a. O. S. 313.

**) Redlich, a. a. O. S. 321.

***) „Adress-Calender" 1765: „wohnt auf der Stechbahn in seinem Hause." — Merkwürdigerweise wird auch hier immer noch der Name des Vaters, Christoph Gottlieb Nicolai, fortgeführt, während Friedrich Nicolai als solcher erst 1774 vorkommt! Dabei datiert, nach dem „Berliner Bürgerbuch", sein Bürgerbrief bereits vom 22. Januar 1763: „Erscheint H. Christoph Friedrich Nicolai, Buchhändler hierselbst, und bittet gehorsamst, ihme das Bürgerrecht angedeyhen zu laßen". Auf die Frage: „Wovon er sich ernähren wolle?" lautet die Antwort: „Er lebe von seiner Handlung."

Von Nicolais Verlagsartikeln waren die eigenen Schriften, wenn nicht die besten, so doch jedenfalls diejenigen, die nicht am schlechtesten „gingen“; sein Roman „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“, in dem man auch heute noch mit einem gewissen Interesse blättern und namentlich die Schilderungen des damaligen Berlins nicht ohne Vergnügen lesen wird, erlebte von 1776 bis 1799 vier Auflagen — und einen Nachdruck; seine „Beschreibung einer Reise durch Deutschland“ (1781, ff.) genoß einer ungemeinen Beliebtheit und seine „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam“, deren dritte Auflage von 1786 datiert, ist bis auf diesen Tag für jeden unentbehrlich, der sich ernstlich mit dem Berlin des vorigen Jahrhunderts beschäftigen will. Dies alles erhöhte die Prosperität des unermüdlich fleißigen Mannes und es kamen noch andere lukrative Kommissionen hinzu, vor allem seitens der Kaiserin Katharina von Rußland, die an dem Roman „Sebaldus Nothanker“ ein solches Wohlgefallen gefunden hatte, daß sie dem Verfasser eine große goldene Denkmünze mit ihrem Bildnis sandte und auf den Umschlag eigenhändig schrieb, er möge fortan alles nach St. Petersburg schicken, was aus seiner Feder hervorgehe. **„En remerciment de ses ouvrages envoyés à Petersbourg“** verehrte die Kaiserin ihm dann ein eigenes Werk, nämlich die von ihr für die jungen Großfürsten verfaßten Erzählungen, und zwar handschriftlich, in deutscher Übersetzung. Aber bei diesen Artigkeiten zwischen der erlauchten Autorin und dem Berliner Buchhändler blieb es nicht, sie bedachte ihn noch in einer ganz anderen und substantielleren Weise. Sie wollte für ihre beiden Enkel, den nachmaligen Kaiser Alexander und dessen Bruder Konstantin, eine sämtliche Völker der Welt umfassende historische Bibliothek zusammenstellen lassen und betraute nun zunächst ihren litterarischen Mittelsmann in Berlin mit der Aufgabe, ein

Verzeichnis von allen hier in Betracht kommenden deutschen und französischen Schriften anzufertigen. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit unterzog sich Nicolai dieser Arbeit, deren Ergebnis ein ziemlich eng geschriebener Foliant war; und dann, nachdem die Kaiserin diesen Katalog geprüft und gebilligt hatte, kam der Auftrag, die darin verzeichneten Werke für ihre Rechnung in allen Ländern aufzukaufen und nach Petersburg zu senden. Dies geschah 1783 und schon im Jahre darauf erfolgte eine fast noch umfangreichere Bestellung. Es handelte sich diesmal um das vergleichende Lexikon aller toten und lebenden Sprachen, das unter den Auspizien der Kaiserin erscheinen sollte, und auch hierfür ward Nicolai wiederum ausersehen, zuerst den Katalog abzufassen — abermals „einen starken, enge geschriebenen Folianten" — und hierauf die Bücher selbst „in möglichster Eile" zu beschaffen. Die Lieferungen für die Bibliothek sowohl wie für das Lexikon gingen durch mehrere Jahre fort, bis der russisch-türkische Krieg ihnen 1787 ein Ende machte.

Göckingk, dem wir obige Nachrichten verdanken*), sagt, daß „unter allen Handlungsgeschäften, die Nicolai gemacht hat, diese die einträglichsten waren"; und wir mögen es ihm wohl glauben. In demselben Jahre, als sie zum Abschluß gebracht wurden, kaufte der, den seine Freunde einst scherzweise den „Esquire" genannt hatten, das herrschaftliche Haus in der Brüderstraße Nr. 13, das heute noch im Besitze seiner Nachkommen ist und heute noch über seinem Portale in Broncebuchstaben die Inschrift trägt:

F. Nicolai.
Buchhändler.

---

*) A. a. O. S. 41—43.

Immer noch ist diese ganze, vom alten Hohenzollernschloß beherrschte Gegend eine der interessantesten unserer Stadt, wie sie zu Nicolais Zeit ihre vornehmste war. Hier, in der Brüderstraße, waren die beiden Gasthöfe „erster Klasse“ — und im Fridericianischen Berlin bestimmte kein Bädeker, sondern die Polizei den Rang — die „Stadt Paris“, in der Graf Mirabeau gewohnt, und der „König von England“, in dem man den „König von Spanien“ wiederzuerkennen geglaubt hat, das „Wirtshaus“, in dem Lessings „Minna von Barnhelm“ spielt. Und wie gut hat er selber diese Straße gekannt! War hier nicht die „Baumannshöhle“, der Weinkeller von Maurer, nachmals Maurer und Bracht, unter welchem Namen, wenn auch (seit 1872) an veränderter Stätte, das Geschäft mit seinen mancherlei Lessingreliquien immer noch floriert nach mehr denn anderthalb hundert Jahren. Auf eine längere Vergangenheit noch kann das Haus Brüderstraße Nr. 13 zurückblicken; in seiner heutigen Gestalt ist es eines der wenigen und immer weniger werdenden Privathäuser mit patrizischem Charakter in Berlin, die sich aus dem Jahrhundert des großen Königs erhalten haben. Die schöne Treppe im Barockstil, der gartenartige Hof, die Gallerien und die Wohnräume sind fast noch unverändert dieselben, wie Friedrich Nicolai sie bewohnt hat, und Familienporträts, darunter das seine von Graff gemalt, schmücken die Wände. Hier hat der alte Herr unter seinen Büchern und mit seinen Freunden noch manches gute Jahr gehabt, bis die der Trübsal kamen, die auch ihm nicht erspart blieben. Er sah fast alle die Seinigen, seine Frau, seine Kinder, vor sich hinsterben; er erlebte die Demütigung des Vaterlandes, 1806, aber er sollte dessen Befreiung nicht mehr erleben. Er starb am 8. Januar 1811.

„**Laudatur ab his, culpatur ab illis**“, heißt es von ihm in den „Büsten berlinscher Gelehrten und Künstler mit Devisen“

(Leipzig 1787, S. 217). Von den einen gelobt, von den anderen getadelt zu werden, ist nicht mehr und nicht weniger, als am Ende jeder im öffentlichen Leben stehende Mann erwarten muß, namentlich einer mit so scharf ausgeprägter Individualität, wie Nicolai sie besaß. Es wäre nicht billig, nur an die Xenien und Invektiven Goethes und die komische Figur in der Walpurgisnacht des „Faust“ oder an die maßlosen Angriffe Fichtes und der Romantiker zu denken, wenn man sich Nicolai vorstellen will; und dennoch wäre es immerhin etwas gewesen, wenn er auch weiter nichts gethan hätte, als das boshafte Wort Schillers ihm zuschreibt: daß er nämlich zur Aufklärung der Deutschen „mit Lessing und Moses“ mitgewirkt, indem er ihnen „die Lichter geschneuzt“. Denn er würde selbst in dieser Beschränkung noch dazu beigetragen haben, das nicht sehr hohe Niveau der damaligen allgemeinen Bildung zu heben. Mit Recht sagt Biester von ihm in seiner Denkschrift*): „Wer drei kritische Werke begründet oder herausgegeben hat, wie die Leipziger Bibliothek, die Litteraturbriefe und die allgemeine Bibliothek, und zwar zu einer Zeit, wo nichts ähnliches vorhanden war, der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten.“ Johann Erich Biester, Kgl. Bibliothekar, Gedike, Oberkonsistorialrat und Direktor des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums, die zusammen die „Berlinische Monatsschrift“ herausgaben, Ramler, Dichter und Professor am Kgl. Kadettenkorps, von Gerlach, Geh. Kriegs- und Domänenrat, nachmals Regierungspräsident und, seit 1809, erster Oberbürgermeister von Berlin, Joh. Wilh. Meil, Kupferstecher und Direktor der Königlichen Akademie der Künste, vor allem Zelter, in einer späteren Zeit Direktor der Singakademie und Duzfreund

*) Citiert bei Göckingk, a. a. O. S. 34.

Goethes, jetzt noch ein einfacher Maurermeister, der dem einst für ganz andere Zwecke gebauten Hause Nicolais die bequemen Wohn- und Geschäftsräume gegeben: diese, nebst so manchen anderen noch, bildeten die fröhliche Tafelrunde, die sich oft darin versammelte. Nicolai war ein guter, aber kein weicher Mann, vielmehr — nach einem Ausdruck Erich Schmidts (Lessing, I, 301) — „aus härterem Holze geschnitzt" (als Mendelssohn), und besaß neben vielen Vorzügen auch die Fehler des geborenen Berliners, der, weil er sich alles selbst erworben hat, sich leicht selbst überschätzt. Doch wenn er, von Natur rechthaberisch, mit zunehmendem Alter immer streitsüchtiger ward und sein, im Grunde keineswegs verächtliches Autodidaktentum ihn mehr und mehr in unglückliche Fehden verwickelte, so spricht für sein besseres Teil, daß neben allen seinen sonstigen Talenten ihm das der Freundschaft in hohem Grade eigen war. Wie sein **Ex-libris** die Worte trug: „**Friderici Nicolai et amicorum**", so hat auch seine Freundschaften, mit denen der Jugend zu Lessing und Mendelssohn beginnend, bis in sein höchstes Alter immer nur der Tod beendet — mit einer Ausnahme, der von Wöllner. Und wiederum nur mit einer Ausnahme, der von Klotz, Lessing'schen Andenkens, hat er es fertig gebracht, mit all den beinahe zweihundert Mitarbeitern an der „Allg. Deutschen Bibliothek" die vielen Jahre lang ein ungetrübt freundliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. Und was das heißen will, kann nur der ermessen, der vor die gleiche Aufgabe gestellt ist, mit völliger Unterordnung der eigenen Person die mannigfachen, oft kollidierenden Interessen und Wünsche so vieler mit einander auszusöhnen, ihren Vorzügen gerecht zu werden und ihre Schwächen, vor allem ihre Empfindlichkeiten zu schonen. Dies, wie kein anderer hat Nicolai verstanden, und er wußte darum auch wohl, was er wert sei. Nicht vom Autoritätsgefühl, wohl aber ganz und gar war er frei von Eitel-

keit. Des ihm von der philosophischen Fakultät der Universität Helmstedt (1799) verliehenen Doktortitels hat er sich nie bedient. Aber von seinen Mitbürgern hochgeachtet, konnte er mit Befriedigung auf sein Leben zurückblicken: „Ich habe", sagt er in einer von Göckingk*) mitgeteilten Nachlaßnotiz, „Vermögen, ja Reichtum erworben und zu erhalten gesucht, aber niemals geliebt." Er habe das Geld nur als ein Mittel betrachtet, um der Sorgen ledig zu werden und seine Gedanken auf edlere Gegenstände richten zu können. Seine Häuslichkeit, so lange sie bestand, war die glücklichste, von Musik und den Künsten verschönt; diesen Nicolai lieben wir uns vorzustellen, und an ihn denken wir, wenn wir die Räume des Hauses in der Brüderstraße durchwandern. Sein Name, auch wenn er sonst nichts weiter gethan hätte, was ihn erhielte, würde fortleben in unserer Stadt durch die sog. Nicolaische Stiftung, aus welcher noch immer unter gewissen Bedingungen an würdige und verarmte Bürger Berlins Darlehen gegeben werden.**)

Nach Nicolais Tode (1811) ging die Buchhandlung auf seinen Schwiegersohn, den Hofrat Parthey über und von diesem erbte sie (1825) dessen Sohn, Dr. Gustav Parthey, der Verfasser der liebenswürdigen „Jugenderinnerungen", die mit dem Motto: „Bene qui latuit bene vixit" als Handschrift für Freunde gedruckt sind. Dieser Parthey der Zweite, der, gleich seinem Großvater, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften war, wandte sich in späteren Jahren ganz seinem Lieblingsstudium, der Archäologie zu, lebte zuletzt und starb (1872) in Rom, woselbst er unweit der Pyramide des Cestius begraben liegt. Im Jahre 1858 wurde das Sortiment vom

*) A. a. O. S. 89.
**) Adreßbuch für Berlin, 1898. II. S. 125.

Verlage getrennt: ersteres, unter der Firma „Nicolaische Sortiments-Buchhandlung" veräußert, während letzteren als „Nicolaische Verlagsbuchhandlung" Dr. Parthey bis zum Jahre 1866 noch beibehielt. Von 1858 ab haben wir es also nun mit zwei Nicolaischen Geschäften zu thun, die jedoch beide bis zum Jahre 1892 in demselben Hause, wenn auch unter verschiedenen Eigentümern, verblieben: im Vorderhause links zu ebener Erde die Nicolaische Buchhandlung, die diesen alten historischen Namen seit 1870 wieder angenommen hat, in einem Hofgebäude rechts die Nicolaische Verlagsbuchhandlung. Die Verhältnisse hatten sich doch ein wenig geändert, seit Nicolai an Lessing schrieb, daß man mit dem Verlag allein nicht auf seine Kosten komme; aber auch die Zeiten waren vorüber, von denen ein scharfblickender Beobachter der damaligen Zustände sagen konnte: „Wenn die Buchhändler zu Berlin ganz allein von ihrem Debit in dieser sonst großen Residenzstadt leben sollten, so würden sie sehr bald zu Grunde gehen."*)

Von Dr. Parthey hatten die Nicolaische Verlagsbuchhandlung zunächst August Effert und Ludwig Lindtner erworben; nach des ersteren Tode (1870) trat sein Schwiegersohn Rudolf Stricker als Teilhaber in das Geschäft und übernahm es, nach dem Ausscheiden Lindtners 1872, in Vertretung seiner Frau Clara, geb. Effert, für alleinige Rechnung. Rudolf Stricker, der im Jahre 1890, noch in voller Manneskraft, seiner Familie, seinen Freunden und seiner weitverzweigten Thätigkeit entrissen ward, hat den Verlag, den er zwanzig Jahre lang leitete, wesentlich dadurch gehoben, daß er, wenn nicht ausschließlich, so doch vornehmlich eine Spezialität wieder aufnahm, die durch alle Stadien des Nicolaischen Geschäfts bis auf seinen Begründer, Christoph Gottlieb Nicolai, zurück ver-

*) Schattenriß von Berlin. Amsterdam (recte Berlin) 1788.

folgt werden kann. Werke von Weltruf befanden sich in den älteren Katalogen — Lepsius' Denkmäler und die Deutschen Sagen der Brüder Grimm, Justus Mösers und Theodor Körners sämtliche Werke, Tischbeins berühmtes Goethebild und Kaulbachs Shakespeare-Gallerie. Doch ein bescheidenerer Zweig des alten Verlages war es, der nunmehr frisch erblühen und reiche Früchte tragen sollte. „Sofort nach Übernahme des Geschäftes", heißt es in dem Nachruf, den der Vorsteher der Korporation der Berliner Buchhändler, Herr Elwin Paetel, dem Heimgegangenen widmete*), „richtete Stricker mit geschäftsmännischem Blick und weiser Umsicht sein Hauptaugenmerk auf den Schulbücherverlag, und mit seltenem Erfolge verstand er es, so manchen Schatz der ehrwürdigen Firma auf diesem Gebiete zu heben, den Werken, die nach und nach in Vergessenheit geraten zu sein schienen, neues Leben einzuhauchen, sie durch Neubearbeitung von berufener Hand den Schulen wieder zugänglich zu machen." So hat es das 1837 zuerst erschienene, von Otto Schulz herausgegebene „Berlinische Lesebuch", das bei Strickers Eintritt vom buchhändlerischen Markte beinahe verschwunden war, unter ihm zur 46. Auflage gebracht und ist gegenwärtig in fast allen Gemeindeschulen Berlins eingeführt. Eine nicht geringere Verbreitung fand noch bei Strickers Lebzeiten der Schillmann'sche Leitfaden der deutschen Geschichte in 23 und das Rechenbuch von Brennert und Kaselitz in 25 Auflagen.

Seit 1890 sind die Stricker'schen Erben Besitzer der Handlung und Rudolf Stricker jun., der älteste Sohn, ist Generalbevollmächtigter der Firma. Doch immer noch befindet sich das Comptoir, durch welches nun schon so manche Buchhändlergeneration gegangen ist, an der alten Stätte. Weinlaub rankt

---

*) Citiert bei Friedel, Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13 in Berlin. Berlin 1891. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. R. Stricker. S. 30.

um seine Fenster und man blickt hinaus in den Garten, in welchem Linden stehen und lange, bis vor einem oder zwei Jahren, ein Nußbaum stand, den Nicolai selbst noch gepflanzt hatte. Ueber dem Sofa hängt sein Pastellbild, das ihn als hohen Sechziger darstellt und mit den beiden anderen Porträts aus seinem mittleren Lebensalter, dem Kniestück von Graff und der Bleistiftzeichnung von Chodowiecki*) verglichen uns auch im Greise noch dieselben charakteristischen Züge zeigt: die zurücktretende hohe Stirn, den vorspringenden Unterkiefer, den klugen Blick, den Ausdruck von Thatkraft, ja Hartnäckigkeit um den Mund und den von Wohlwollen im ganzen Gesicht. So sieht er, in blauem Frack mit übergeschlagener weißer Weste, der Tracht vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, auf das junge Geschlecht vom Ende des neunzehnten hernieder, das in ihm einen geistigen Ahnherrn ehrt — den „Achtung gebietenden Vertreter des Fridericianischen Berlinertums", wie Professor Erich Schmidt ihn genannt hat in der Festrede zur Enthüllung unseres Lessing-Denkmals, das an einer seiner Seitenflächen neben dem Relief Moses Mendelssohns auch das Friedrich Nicolais zeigt, mit Zopf und Perrücke, die beide ihm gar wohl anstehen. —

Nach einer modernen, durchaus unserer Zeit eigentümlichen Richtung hin hat der andere Zweig des Geschäftes, das Sortiment, das uns jetzt unter dem Namen der Nicolaischen Buchhandlung bekannt ist, sich entwickelt. Von 1858 bis 1863 zweimal die Besitzer wechselnd — zuerst M. Jagielski bis 1862, dann ein Jahr lang C. Schweigger — gelangte sie nun in den Mitbesitz und 1869 in den Alleinbesitz des Mannes, der ihr die heutige Signatur gab. Fritz Borstell hatte schon, als die Firma noch Wreden u. Borstell war, mit der Ver-

*) Eine gute Reproduktion bei Friedel, a. a. O. S. 8, vergl. S. 46.

wirklichung eines Gedankens begonnen, der in seiner Art ein schöpferischer und für Berlin jedenfalls ein neuer war. Aus kleinen Anfängen ist das große Leseinstitut hervorgegangen, das an erster Stelle Borstells Namen führt und das eine tiefgreifende, heilsame Veränderung, ja man kann sagen Umwälzung im ganzen Leihbibliothekenwesen hervorgerufen hat. Die Kläglichkeit oder mindestens Unzulänglichkeit der Zustände, wie sie bis dahin bestanden, war niemandem verborgen: alle Welt jammerte darüber, daß man oft wochen- und monatelang ein begehrtes Buch nicht erhalten konnte, und daß es, wenn man es endlich erhielt, zerlesen und beschmutzt war. Um hierin Wandel zu schaffen, hatte Fritz Borstell, bald nach Übernahme des Geschäfts (1863), für den engeren Freundeskreis einen Lesezirkel eingerichtet, der sich so gut bewährte, daß er ihn nach einigen Jahren in erweiterter Gestalt dem Publikum öffnete. Es war im Winter von 1864 auf 65, und man machte den Versuch mit der Ausgabe von Gustav Freytags neuem Roman, der „Verlorenen Handschrift“: jeder Nachfrage ward auf der Stelle genügt und jeder Leser erhielt ein sauberes Exemplar. Nicht lange, so waren 1584 Exemplare in Zirkulation — eine zuvor in deutschen Leihbibliotheken wohl noch niemals erreichte Zahl! Und dabei hatte dieser Roman Freytags noch nicht einmal den Erfolg seines früheren „Soll und Haben“, von welchem denn auch nach und nach 2316 Exemplare angeschafft worden sind.*)

*) Gleich nach Gustav Freytag kommt Felix Dahn „Kampf um Rom“ 1688 Exemplare, Scheffel „Ekkehard“ 1317, die Marlitt „Goldelse“ 1285, Georg Ebers „Ägyptische Königstochter“ 1180, Stinde „Familie Buchholz“ 1120, Sudermann „Frau Sorge“ 1085, Paul Heyse „Kinder der Welt“ 1067. Dann fällt die Ziffer unter die Tausend bis auf 630 für Gottfried Kellers „Grünen Heinrich“, auf 618 für Conrad Ferdinand Meyers „Jürg Jenatsch“ und 578 für „Die Leute von Seldwyla“. — Unter den Werken, die der Wissenschaft angehören, steht abermals Freytag mit 923 Exemplaren

Fritz Borstell hat kein Hehl daraus gemacht, vielmehr stets darauf hingewiesen, daß bei der Ausführung seines Planes ihm die großen Londoner Institute, namentlich Mudies „**Select Library**“, vorschwebten. Aber er hat sie nicht kopiert; sein Verdienst war es, das fremde Vorbild den ganz anders gearteten heimischen Verhältnissen angepaßt und dadurch für uns etwas lebensfähiges Neues geschaffen zu haben. Schon der Umstand, daß in Deutschland die Bücher meist ungebunden ausgegeben werden, bot eine Schwierigkeit, die man in England nicht kennt. In Fritz Borstells Lesezirkel kommt der Einband — rot und blau für die Bellettristik, braun für die Werke wissenschaftlichen Inhalts u. s. w. — erst hinzu, wenn das Exemplar zwar schon gelesen, aber immer noch wohl erhalten ist, um dann, sobald es auch nur die geringsten Spuren der Benutzung an sich trägt, zurückgezogen und durch ein neues ersetzt zu werden. Da jedoch bei der Menge des Vorrats und auf diese Weise kein Buch durch so viele Hände geht, wie sonst in deutschen Leihbibliotheken die Regel war und meistens noch ist, besitzen auch die ausgeschossenen Exemplare noch ein ganz respektables Ansehen und werden massenweise zu wohlfeilen Preisen an das Antiquariat, an Schul-, Militär- und Volksbibliotheken abgesetzt. In diesen äußerlichen Umrissen des Betriebes nähert das Berliner Institut sich dem Londoner; aber in zwei wesentlichen Punkten weicht es von ihm ab: es berücksichtigt in ganz anderer Voll-

---

seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ obenan; es folgen Treitschke „Deutsche Geschichte“ 588, Sybel „Begründung des Deutschen Reichs“ 350, Nansen „In Nacht und Eis“ 350, Schopenhauer „Sämtliche Werke“ 154. Das schöne Buch „Gabriele von Bülow. Ein Lebensbild.“ hat es auf 560 Exemplare gebracht. — Der Verfasser empfindet es als eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle Herrn Hans Reimarus für obige Daten und manche anderweite freundliche Förderung der vorliegenden Arbeit seinen Dank auszusprechen.

ständigkeit die fremden Litteraturen (bei Mudie findet man z. B. von ausländischen Zeitschriften nur die „**Revue des deux mondes**"), und während dort die Neuigkeit von heute beständig die von gestern verdrängt, steht hier im Gegenteil eine trefflich nach Fächern geordnete Bibliothek von 600 000 Bänden, welche die klassischen Werke aller Litteraturen umfaßt, zur täglichen Verfügung jedes Abonnenten.

Mit der Größe Berlins selber nahm auch Fritz Borstells Lesezirkel an Umfang und Bedeutung zu. Im Jahre 1872 trat als neue Kraft in das alte Geschäft Hans Reimarus ein, und im Jahre 1883 ward für den Westen Berlins die Filiale an der Potsdamer Brücke errichtet. Denn die Nicolaische Buchhandlung, die jetzt Borstell u. Reimarus firmierte, befand sich immer noch im Centrum der Stadt, im Stammhause, Brüderstraße Nr. 13: unten, in dem kleinen Laden, das Sortiment und oben, in den Lagerräumen, die Leihbibliothek. Doch die Zeit kam, wo diese patriarchalische Wohnstatt dem stetig zunehmenden Bedürfnis nach Ausbreitung nicht mehr genügte: hatte sich doch der Bücherbestand derartig vermehrt, daß das Hauptverzeichnis von 27 Seiten Sach- und 168 Seiten Namenregister im Jahre 1885 auf resp. 70 und 468 Seiten im Jahre 1891 gestiegen war! In diesem Jahre schritt daher die Firma zum Bau eines eigenen Geschäftshauses in der Dorotheenstraße Nr. 75, das im Oktober 1892 bezogen ward und in der Großartigkeit seiner Einrichtungen bis jetzt wohl ohne Gleichen dasteht. Doch nicht lange mehr sollte Fritz Borstell sich des Werkes erfreuen, zu dem er den Grund gelegt: auch er, wie Rudolf Stricker vor ihm, ward in seinen besten Jahren dahingerafft, ein Mann, der nicht nur im Buchhandel, sondern auch in der kommunalen Verwaltung unserer Stadt einen ausgezeichneten Platz einnahm; der, so lange er lebte, wegen seiner Freundlichkeit und seines Humors von

allen geschätzt, und, als er am 2. Februar 1896 starb, von allen betrauert ward, die ihn kannten. Seitdem ging die Leitung des Lesezirkels und der damit verbundenen Nicolaischen Buchhandlung unter der Firma Hans Reimarus und Fr. Vorstells Erben in die bewährten Hände des Erstgenannten über.

Und was würde Vater Nicolai sagen, wenn er dies Geschäftshaus betreten könnte, dessen „Angebote für Bücherfreunde" noch immer sein Profil mit der Jahreszahl 1713 schmückt, und in dem mehr Angestellte thätig sind, als zu seiner Zeit der ganze Buchhandel Berlins zählte. Aus den fünfzehn Buchhändlern (mit sechzehn Gehülfen und fünf „Jungen") in seinem Berlin*) sind in dem unseren 831 geworden, von denen z. B. allein 487 als Mitglieder der Bestellanstalt angehören**); und statt der vier „Antiquarien", in denen man „Bücher zum Lesen" bekommen konnte (darunter Vieweg, der auch „rote, schwarze und grüne Tinte" verkaufte), erhebt sich jetzt ein monumentaler Backsteinbau, durch dessen hohe Bogenfenster das Licht des Tages hereinflutet. Vier Stockwerke über einander, alle durch Telephon und Aufzüge verbunden, sind den Büchern und nichts als den Büchern eingeräumt: das Parterre, einer offenen Halle gleich, zum Auswechseln der geliehenen Bände, der erste Stock, behaglich eingerichtet wie ein Salon, für das Sortiment, der zweite für die Bestände der Leihbibliothek, der dritte für die Reserven, der vierte für den Ausschuß, d. h. die außer

*) Nicolai, Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Zweite Auflage. 1779. S. 362.

**) Hierüber Näheres in der mit der vorliegenden gleichzeitig erscheinenden Festschrift: Vollert, Die Korporation der Berl. Buchhändler, S. 107. — Der Verf. hatte die Güte, mir obige Zahlen vor der Publication seines Werkes mitzuteilen.

Zirkulation gesetzten Bände, mit denen, nachdem sie den Ansprüchen der oberen Zehntausend gedient haben, nunmehr die weiteren Volkskreise geistig genährt werden.

So greift hier gleichsam Rad in Rad; und indem wir, mit all dem regen Treiben und der Bewegung wie vom „sausenden Webstuhl der Zeit" rings um uns her, treppauf, treppab steigen, gedenken wir noch einmal Friedrich Nicolais, dessen unermüdlich thätiger Geist in den beiden Zweigen des alten Stammes fortzuleben scheint. Zwei Jahrhunderte fast hat die Nicolaische Buchhandlung ihren Ehrenplatz in Berlin eingenommen; möge sie, sich stets wieder verjüngend, auch in ein drittes Jahrhundert und darüber hinaus den Ruhm ihres Namens tragen!





Theodor Hosemanns Thätigkeit und Bedeutung für den Berliner Verlagsbuchhandel.

Von

Dr. Franz Weinitz.

Dem Forscher und Sammler auf dem Gebiete der Berliner Kunstübung um die Mitte unseres Jahrhunderts ist der Name Theodor Hosemann nicht unbekannt. Es ist üblich geworden, ihn als den Schilderer des vormärzlichen Berlins zu bezeichnen und dies nicht mit Unrecht, denn in Zeichnungen und Gemälden von bleibendem Werte hat er uns das Thun und Treiben der damaligen Bewohner unserer Stadt trefflich überliefert. Wer daher Berlin und die Berliner jener Zeit, und nicht zum wenigsten im Jahre 1848, richtig kennen lernen will, wird auch die Darstellungen unseres Künstlers aufmerksam zu betrachten haben.

Aber es wäre doch verfehlt die Bedeutung Hosemanns allein in den genannten Schilderungen suchen zu wollen, die, sei es als Kunstblätter in verschiedener Technik, sei es als Ölgemälde ihre Liebhaber gefunden haben. Eine gleiche Beachtung und Wertschätzung verdient er als Zeichner für Bücher, als Illustrator. Wie er gerade diesen Kunstzweig auszuüben

veranlaßt wurde, möge durch eine kurze Darstellung seiner Entwickelung gezeigt werden.

Die Wiege Theodor Hosemanns stand in Brandenburg a. H., der Tag seiner Geburt ist der 24. September 1807. Sein Vater, der Heimat nach ein Rheinpfälzer, diente dem Könige von Preußen als Offizier; die Mutter aber war eine Märkerin, des Bürgermeisters von Nauen Tochter. Den Vater und damit auch Frau und Kinder führte der Dienst nach Beendigung der Kriege weit ab von den Ufern der Havel an den Rhein nach Düsseldorf. Das war im Jahre 1816. Die Verhältnisse der Familie waren nichts weniger als glänzende und der Knabe Theodor mußte suchen etwas zu verdienen. Er erhielt eine Anstellung in der lithographischen Anstalt von Arnz und Winckelmann, wo er zuerst mit Kolorieren beschäftigt wurde. Doch Hosemann hatte Begabung für das Zeichnen, das er auf der Akademie an einigen Tagen in der Woche üben konnte, und als er auch im Zeichnen auf dem Steine sich tüchtig erwies, wurde er — ein fünfzehnjähriger Knabe — an der Anstalt mit einem Jahresgehalt von 200 Thalern fest angestellt. Vier Jahre später (1828) trat ein Ereignis ein, welches den weiteren Lebenslauf des jungen Künstlers bestimmte: Winckelmann trennte sich von Arnz und siedelte nach Berlin über, wo er die lithographische Anstalt und Buchhandlung Winckelmann und Söhne gründete. Zugleich bestimmte er unseren Künstler, dessen Gehalt er auf 400 Thaler erhöhte, mit nach Berlin überzusiedeln.

Es soll hier nicht auf die rasche Entwickelung der Firma näher eingegangen werden. Daran erinnert sei nur, daß sie als Verlagsbuchhandlung durch ihre Jugendschriften weithin bekannt wurde. Ihren Erfolg verdankte sie den Autoren und dem Illustrator, und das war lange Jahre hindurch ausschließlich Theodor Hosemann. Besonderen Beifall fanden

die Schilderungen aus dem Gebiete der Geschichte und Erdkunde, und ihr Autor, Theodor Dielitz, verstand es meisterhaft, den jugendlichen Lesern über die fremden Länder und ihre Bewohner zu plaudern. Zusammen mit diesem trefflichen Schulmanne schaffte Hosemann im Dienste der Firma für die Jugendschriften, von denen hier wenigstens einige aufgezählt sein sollen, die durch ihre Illustrationen besonders bemerkenswert erscheinen. Ich nenne die „Kosmoramen, Land- und Seebilder, Wanderungen, Zonenbilder, Ost und West, Britannia, Jenseits des Oceans.“ Ein Weihnachtstisch ohne den neuesten „Dielitz“ mit den schönen, kolorierten Bildern von Hosemann war in der That damals kaum denkbar. Aber auch Andere, darunter mehrere Frauen wie Rosalie Koch und Amanda Stein, liehen ihre Feder dem schönen Unternehmen, der Jugend Lehrreiches und Erbauliches vorzuerzählen; allen war unser Künstler mit seinem Kreidestifte ein getreuer Kamerad.

Zumeist enthalten diese Schriften acht Kreidezeichnungen auf Stein, mit der Hand koloriert. Spätere Auflagen entbehren naturgemäß, was den Bilderschmuck betrifft, der frischen, klaren Zeichnung in Folge Abnutzung des Steines. Deshalb kann nur die erste Auflage zur gerechten Beurteilung des künstlerischen Wertes herangezogen werden. Das Monogramm unseres Künstlers, TH, das fast nie der Zeichnung fehlt, steht inmitten der Ziffern des Entstehungsjahres.

In bunter Reihe werde ich nun die Buchhändlerfirmen, für die Hosemann neben dem Winckelmannschen Verlage gearbeitet hat, nebst den betreffenden Werken und den Arbeiten des Künstlers aufzählen.

Ich erwähnte oben schon, daß Hosemanns Schilderungen des Berliner Kleinbürgertums besonders geschätzt sind. Da erschienen nun Ende der zwanziger oder Anfang der dreißiger

Jahre im Verlage der Gebrüder Gropius die Berliner Witze und Anekdoten. Es sind kolorierte Federzeichnungen auf Stein, etwas derb gehalten mit Unterschriften im Berliner Dialekt. Neben anderen Künstlern wie Dörbeck, Krüger, Schadow, Menzel finden wir auch Hosemann durch sechs Zeichnungen vertreten. Bezeichnet sind sie durch des Künstlers vollen Namen in Spiegelschrift — mit ein Beweis dafür, daß sie aus den ersten Jahren seines Berliner Aufenthalts stammen.

Nicht minder selten und auch vom künstlerischen Standpunkte aus sehr beachtenswert sind die im selbigen Verlage erschienenen Berliner Parodien. Die sechs Blätter zeigen uns verschiedene Berliner Volkstypen: das Radisermädchen, den flotten Ladendiener, den Schuhmacher, den Soldaten, Stralauerfischzuggänger, einen Ehemann bei der Wiege. Es sind kolorierte Federzeichnungen auf Stein; unter jedem Bilde steht ein kleiner Vers. Sie sind bezeichnet mit T. Hosemann ohne Jahreszahl. Die Parodien dürften gleichfalls in die ersten dreißiger Jahre zu setzen sein.

Unter der Überschrift Tagesbegebenheiten erschien bei Gropius etwa um die gleiche Zeit, eine Folge von Blättern. Das sechste giebt ein Bild des Stralauer Fischzuges. Technik und Bezeichnung sind wie bei den Parodien. Das Entstehungsjahr war gleichfalls nicht festzustellen. Das Blatt gehört aber auch der frühen Zeit an und giebt eine prächtige, höchst wirkungsvolle Darstellung des damaligen Treibens auf jenem Volksfeste.

Endlich sei auch auf das Berliner Kinder-Wochenblatt vom Jahre 1832 (Verlag von George Gropius), dessen Nr. 10 eine Carnevalsdarstellung von Hosemanns Hand, Kreide auf Stein, giebt, hingewiesen und daran erinnert, daß der Künstler für das Prachtwerk: „Der Zauber der weißen

Rose". 13. July 1829 (Verlag von Gebr. Gropius), nach den Zeichnungen von Stürmer den „Zug der Prinzen und Ritter" auf den Stein übertragen hat.

Ganz hervorragende Arbeiten Hosemanns sind seine Federzeichnungen auf Stein für die von A. Diezmann besorgte Übersetzung der Geheimnisse von Paris Eugen Sues. Sie erschien 1843 in acht Bänden nebst einem Supplement-Bande im Verlage von Meyer & Hofmann. Der Künstler entwarf dafür vierunddreißig scharfe, höchst charakteristische Zeichnungen, welche von keinem der damals lebenden deutschen Künstler, Menzel nicht ausgenommen, besser hätten entworfen werden können. Unser Künstler stand damals auf dem Höhepunkte seines Schaffens.

Nicht minder treffliche Zeichnungen lieferte Hosemann dem Verlage von Julius Springer für zwei Bücher Jeremias Gotthelfs: Uli der Knecht und Uli der Pächter, die in den Jahren 1850 und 1851 erschienen. Die Darstellungen, insgesamt achtzehn Federzeichnungen, heben sich von dem leicht gelb getönten Untergrund wirkungsvoll ab und sind besonders beachtenswert durch die Charakteristik des alemannischen Bauernlebens, das der Künstler, soviel mir bekannt, nie aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Einige Jahre später, 1855, betraute ihn derselbe Verlag mit der Illustrierung der Neuen Reisebilder von H. Kletke, Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben. Die acht Kreidezeichnungen Hosemanns für dieses Buch möchte ich als weniger gelungen bezeichnen. Gut dagegen sind wieder die Kreidezeichnungen auf dem Umschlage, Vorder- und Rückblatt, zu Kletkes Deutschen Kinder-Märchen, in Reime gebracht, die im Verlage von W. Adolf & Co., ohne Angabe des Jahres, erschienen.

Viel Freude bereiten dem Beschauer die sechs Zeichnungen

des Künstlers für den zweiten Teil der E. M. Arndtschen Märchen und Jugenderinnerungen. Dieser zweite Teil erschien im Jahre 1843 im Verlage von G. Reimer, fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Teiles, der 1818 in Berlin im Verlag der Realschulbuchhandlung die Presse verließ. In dem Buche vom Jahre 1843 finden sich mehrere plattdeutsche Erzählungen. Von den Hosemannschen Zeichnungen will mir die zu der lustigen Geschichte „De Prester un de Düvel" besonders gut gefallen.

Im gleichen Verlage erschien in den Jahren 1844—1845 ein höchst beachtenswertes Werk: E. T. A. Hoffmanns gesammelte Schriften. Im ganzen zwölf Bändchen, zu denen Hosemann vierundzwanzig Federzeichnungen lieferte. Ich glaube nicht, daß ihm das phantastische Wesen des Autors, den er übrigens persönlich nie kennen gelernt, besonders anziehend war; aber als echter Künstler verstand er es, sich so in den Stoff zu vertiefen, daß er uns Zeichnungen gegeben hat, die volle Anerkennung verdienen und dem Werke ein schöner Schmuck sind. Übrigens erschienen diese Zeichnungen allein, ohne Text, 1857 bei Reimer in Lieferungen unter dem Titel: Federzeichnungen von Th. Hosemann zu E. T. A. Hoffmanns Schriften.

Anders verhält es sich dagegen mit den Illustrationen zu dem Buche: Palmenblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend von J. G. Herder und A. J. Liebeskind. Dieses Buch, in neuer Ausgabe von F. A. Krummacher, erschien 1857 gleichfalls bei Reimer. Zwölf Bilder, Kreidezeichnungen in Farbendruck von Storch und Kramer, sind ihm beigegeben. Doch wollen sie nicht recht befriedigen: der Begabung Hosemanns entsprach es nun einmal nicht, sich in die morgenländische Märchenwelt zu vertiefen.

Im Jahre 1840 erschien im Verlage der Dietrichschen

Buchhandlung (in Göttingen) und Th. Chr. Fr. Enslins (in Berlin) ein Buch, das einen Namen von gutem Klange auf dem Titelblatte führt: Des Freiherrn v. Münchhausen wunderbare Reisen &c. ist's, das ich damit meine. Gewiß hat es ihm Freude gemacht, unserem Hosemann, diese neue Originalausgabe mit flotten Federzeichnungen, sechzehn an der Zahl zu schmücken. Der fabulierende hannöversche Edelmann hätte sich keinen besseren Schilderer mit der Zeichenfeder wünschen können.

Verwandt aber doch nicht ebenbürtig dem Inhalte nach mit dem ebengenannten Buche ist das uns heute ziemlich altfränkisch und vergilbt anmutende „scherzhafte Heldengedicht" Der Renommist von J. F. Wilhelm Zachariä, das 1840 bei Gustav Bethge erschien. Die acht dem Buche beigegebenen Federzeichnungen unseres Künstlers sind dagegen überaus flott und zählen zu seinen besten Schöpfungen auf diesem Gebiete.

Vor mir liegt ein Heft mit dem Titel: Gallerie dramatischer Künstler der Königlichen Hofbühne zu Berlin. 1. Heft. Charlotte von Hagn. Berlin, 1838. Verlag von Alexander Duncker.

Was dieses Unternehmen bezweckte, sagt das Vorwort: „Die glänzendsten Situationen anerkannter Leistungen so ausgezeichneter Künstler dem rasch vorübereilenden Augenblick zu entreißen und für ein dauernderes Gedächtnis durch bildliche Darstellungen zu fixieren". Dieses erste Heft giebt ein Portrait (Brustbild) der Hagn und weiter die Künstlerin als Philippine im Militärbefehl, als Arouet in Voltaires Ferien und als Corona von Saluzzo in dem gleichnamigen Raupachschen Stücke. Die vier genannten Bilder sind Kreidezeichnungen auf Stein unseres Künstlers. Das Portrait ist eine hervorragende Arbeit. Leider ist das Unternehmen über diesen An-

fang nicht hinweggekommen. Von den angekündigten beiden folgenden Heften, für die Hosemann auch zeichnen sollte, verlautet nichts weiter. Gleichgültigkeit des Publikums, vielleicht auch ein zu hoher Preis mögen diesen Mißerfolg verschuldet haben.

In dem Berliner Taschenbuche desselben Verlages, herausgegeben 1843 von H. Kletke, Alexander Duncker, Eduard Haenel findet sich S. 168 zu dem Märchen vom Meister Pfriem von Wilhelm Grimm eine treffliche Kupferradierung Hosemanns, die in humorvoller Weise das Treiben in einer Schusterwerkstatt uns vorführt.

Ein auch heute noch sehr geschätztes Buch sind die Gedichte in plattdeutscher Mundart von Wilhelm Bornemann, deren fünfte Ausgabe 1843 in der Deckerschen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei erschien. Alle vorhergehenden Ausgaben entbehrten des Bilderschmucks; diese fünfte zierte Hosemann mit vierzehn vorzüglichen Federzeichnungen auf Stein, an erster Stelle mit dem gelungenen Bildnisse des Dichters selbst.

In der politisch-satirischen Litteratur der vormärzlichen Zeit und darüber hinaus nimmt, wie bekannt, Adolf Glaßbrenner (Ad. Brennglas) eine führende Stellung ein. Seine spitze Feder war der Regierung wenig angenehm. Er war damals — in den vierziger Jahren — auf der Höhe seines Ruhms; ein Leipziger Verleger nennt ihn in seinem Prospektus sogar den populärsten deutschen Schriftsteller! Aber nicht nur politische Mißstände, auch das spießbürgerliche Berlinische Leben fanden an ihm einen witzigen und zugleich scharfen Beurteiler. Seine Schriften zu illustrieren war wohl niemand berufener als Hosemann. Merkwürdigerweise erschienen gerade die beiden populärsten Werke Glaßbrenners: „Berlin wie es ist und — trinkt“ und „Berliner Volksleben“ in Leipzig.

Dafür erschien aber in Berlin im Verlage der Plahnschen Buchhandlung (Louis Nitze) das Bunte Berlin, eine Folge von dreizehn Heften (1838—1843), in denen Glaßbrenner die Berliner Spießbürger ordentlich vornimmt. Da machen wir die Bekanntschaft eines Herrn Proppen, eines Herrn Sülzenthal und anderer Biedermänner mehr, die mancherlei kuriose Abenteuer erleben. Die Umschläge zu diesen Heften hat Hosemanns Feder mit entzückenden Zeichnungen versehen, welche leider als Umschlagsdeckel allen möglichen Unbilden ausgesetzt sein mußten und deshalb nur spärlich in heilem Zustande auf uns gekommen sind.

Berliner Typen zeigt uns ein kleines sehr seltenes Büchlein betitelt: Der Guckkastenmann von A. Hillert, eine Art Bilderfibel, mit vierunddreißig kolorierten Darstellungen aus dem Straßenleben Berlins Ende der dreißiger Jahre. Unser Künstler macht uns Spätergeborene da mit Erscheinungen bekannt, die, wie der Guckkastenmann selbst, heute nicht mehr vorhanden, schon geraume Zeit aus dem Straßenleben unserer Stadt verschwunden sind. Dies Büchlein ist kaum mehr aufzutreiben; der Verleger ist nicht genannt. Es heißt, daß es im Hasselbergschen Verlage (nachmals Eyssenhardt) in Berlin erschienen ist. Das Künstlermonogramm zeigt die Jahreszahl 1839. In diesem Verlage erschien übrigens ein Jahr später Frau Hinkel und ihre Kinder oder die Geschichte der acht klugen Hähne, zu der Hosemann acht Bilder zeichnete.

Weitere Berliner Typen geben uns ferner die Zeichnungen unseres Künstlers für acht Hefte, die, 1840 und 41, im Verlage von Carl J. Klemann erschienen: Berlin und die Berliner, Genrebilder und Skizzen von Ludwig Lenz, fortgesetzt von Ludwig Eichler. Jedes Heft enthält eine Original-Federzeichnung, dargestellt sind der Barbier, der Leichenbitter, Droschkenfuhrmann, die Putzmacherin, der Exe-

kutor, Banquiers, ein Zeitungs-Korrespondent, endlich der Stiefelputzer. Leute, deren Beruf auch heute noch ausgeübt wird, die aber in ihrer ganzen Erscheinung von damals uns höchst fremdartig vorkommen.

Ein merkwürdiges Buch ist, wie schon der Titel sagt, Der Mücken- und Ameisenkrieg; eine komisch-epische Fabel des sechzehnten Jahrhunderts in drei Gesängen; als ein unterhaltendes und belehrendes Festgeschenk für die Jugend neu bearbeitet von Dr. Adolf Fürstenhaupt. Mit zwölf kolorierten Zeichnungen von Th. Hosemann. Berlin. Stuhr-sche Buchhandlung. So lautet der volle Titel dieses merkwürdigen und seltenen Buches, das wohl kaum durch den Text die Beachtung verdient, die ihm der Bearbeiter wünscht, das aber durch die ganz hervorragenden Federzeichnungen dem Sammler Hosemannscher Blätter von größtem Werte sein muß. Hier zeigt sich unser Künstler als Meister in der Darstellung humorvoller Scenen. Das Monogramm zeigt die Jahreszahl 1846.

Um dieselbe Zeit 1847 erschien in demselben Verlage ein Buch mit wesentlich anderem Inhalte. Der Titel lautet: Deutsches Weihnachtsbuch für arme Kinder (ohne Unterschied der Confession) herausgegeben von Oskar Straß. Vier kolorierte Federzeichnungen zieren diese Festgabe.

In fünf Bänden liegt mir ein Buch vor, das sich selbstbewußt ein „Volksbuch“ nennt und den Titel Nach Amerika führt. Friedrich Gerstäcker, der vielgewanderte, hat es herausgegeben; als Verleger nennen sich Hermann Costenoble in Leipzig und Rudolph Gaertner, Amelangsche Sort.-Buchhandlung, in Berlin. Nur den ersten Band hat Hosemann illustriert: mit vier wohlgelungenen Zeichnungen in gemischter Technik, Feder und Kreide auf Stein. Das Buch kam 1855 und in den folgenden Jahren heraus.

Schon in Düsseldorf bei Arnz und Winckelmann war Hosemann zu vielseitiger zeichnerischer Thätigkeit angehalten worden, und so scheute er auch später vor keiner Aufgabe zurück. Es darf uns daher nicht wundern, daß wir ein Blatt mit seinem Monogramm bezeichnet finden, das den Titel trägt: Die Pferde-Wartung. I. Abteilung: Die Gesundheitspflege des Pferdes, nebst einer Abhandlung über den englischen Hufbeschlag von Louis Seeger. Verlag von F. A. Herbig in Berlin 1848. Die Umrahmung des Titels, eine treffliche Federzeichnung auf Stein, zeigt uns, daß der Künstler auch auf dem Gebiete des Sports sich gut zurecht zu finden verstand. Immerhin ist das genannte Blatt das einzige in dieser Art geblieben.

Vier zierliche Bilder mit reizvollen Kopf- und Fußleisten finden sich in dem Almanach deutscher Volks- und Kindermärchen, der 1841 im Verlage von F. H. Morin erschien. Das Monogramm unseres Künstlers zeigt das Jahr 1840.

Ziemlich schwierig ist die Aufgabe, die Arbeiten Hosemanns in dem Allgemeinen deutschen Liederbuche, herausgegeben von W. Cornelius. Berlin und Stralsund. Verlag von W. Cornelius sicher zu bestimmen. Hosemann und J. Böhmer, der sog. Krücken-Böhmer, haben sich hier in die Arbeit geteilt. Das Titelblatt allerdings, das zwei Weintrauben tragende Küfer zeigt, trägt unseres Künstlers Monogramm und die Jahreszahl 1842; auch mehrere andere Textbildchen möchte ich ihm zusprechen. Bei der Kleinheit dieser Illustrationen aber ist eine sichere Entscheidung oft unmöglich; ihr künstlerischer Wert hat nicht minder darunter gelitten.

Große Freude dagegen wird der Sammler empfinden, wenn ihm das Titelblatt zum Jocosus in die Hände kommt.

Diese „Sammlung komischer und launiger Lieder, Arien und Gesänge zum Besten der Allgemeinen Invaliden-Casse herausgegeben von L. Schneider. K. Schauspieler. Berlin, im Verlage des Herausgebers. Heft IV. Pr. 20 Sgr." war T. Trautwein in Kommission gegeben. Kein Zweifel, daß dieses Titelblatt zu dem Vorzüglichsten gehört, was Hosemann je geschaffen hat. Man möchte es für eine Menzelsche Zeichnung halten. Wie köstlich sind sie nicht diese Genien und launigen Gruppen im Rankenwerk, die Musikanten und die Wohlthäter, die ihren Obolus in die Büchse zu werfen sich anschicken!? Oben aber lagert Louis Schneider — als Mauser in der Operette „Der reisende Student", so will es scheinen — die Guitarre in der Hand. Es ist wirklich ein Blatt, das man nicht genug rühmen kann!

Zu den bekannten Kompositionen zu Goethes Faust vom Fürsten Anton Radziwill (im Verlage von T. Trautwein) hat allerdings Eduard Daege das Titelblatt gezeichnet, jedoch wurde Hosemann beauftragt es zu lithographieren, was der Vollständigkeit und Genauigkeit wegen hier nicht unerwähnt bleiben mag.

Die Firma A. Hofmann & Co. ist aller Welt als Verlag des „Kladderadatsch" bekannt. Als er 1848 das Licht der Welt erblickte, stand Hosemann in seiner besten Schaffenskraft und schien gewissermaßen berufen zur künstlerischen Mitarbeiterschaft. Doch Wilhelm Scholz wurde sein Zeichner und gewiß nicht zum Schaden des Blattes. Hosemanns Namen finden wir gleichwohl häufiger mit dieser Firma verbunden. So erschien in den Jahren 1846 und 49 ein „Album", wie es sich nennt, unter dem Titel: Die Dichter des deutschen Volkes, reich und kostbar illustriert. Im ersten Bande, erste Abteilung, treffen wir auf zwei Radierungen des Künstlers zu den v. Gaudyschen Dichtungen „Wo bleibt's"

und „Sonntagselegie“. Diese beiden Blätter, die das Monogramm und die Jahreszahl 1842 zeigen, tragen allerdings den Vermerk: Verlag von Meyer & Hofmann. Es sei deshalb daran erinnert, daß der Verleger des „Kladderadatsch“ früher der ebengenannten Firma als Teilhaber angehörte und sich daraus diese Übertragung erklärt. Glaßbrenners „Buntes Berlin“, das zuerst im Verlage der Plahnschen Buchhandlung bis zum 13. Hefte erschien, ging später, Anfang der fünfziger Jahre, auf den Hofmannschen Verlag über, in dem dann noch das 14. Schlußheft herauskam. Weiter erschienen dort: Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen von Karl Immermann (1861) mit sechsundzwanzig, Die Manövergeschichten von A. v. Winterfeld (1863) mit vierunddreißig, Der Kindergarten (1864) von Rudolf Löwenstein mit achtzehn Holzschnitten nach Zeichnungen Hosemanns. Nach 1866 — das Jahr findet sich nicht angegeben, auch fehlt das Monogramm unseres Künstlers — erschien in zwei Auflagen bei A. Hofmann & Comp. auch noch ein Kinderbuch: Hans in allen Gassen. Eine lustige Kindergeschichte von H. J. Horwitz, mit Illustrationen von Th. Hosemann. Es sind fünfundzwanzig kolorierte Holzschnitte.

Mit dem Monogramm unseres Künstlers und der Jahreszahl 1845 bezeichnet ist ein hübsches Bildchen, Federzeichnung auf Stein, zu der Posse Köck und Guste von W. Friedrich, aus dem „Dramatischen Allerlei“, das im Verlage von Eduard Bloch erschien.

Ein sehr gelungenes Blatt, Kreidezeichnung, trägt die Unterschrift „Der Fuchs“ und zeigt uns einen jungen Bruder Studio, der über Land reitet. Es zeichnet sich durch den weichen Ton aus; der Verleger war C. H. Schröder. Bei L. Lassar erschien, wohl im Jahre 1848, eine Folge von vierzig Federzeichnungen auf Stein, in denen

Hosemann in lustiger durchaus harmloser Weise das Thun und Treiben des braven Abgeordneten Fischer in der Residenzstadt schildert.

Über die Märzereignisse desselben Jahres unterrichtet uns ein interessantes Buch: Die Berliner März-Revolution. Herausgegeben von Mitkämpfern und Augenzeugen. Das zweite Heft, zweite Auflage, hat eine flotte Federzeichnung von Hosemann: Der sechzehnjährige Ernst Zinna verteidigt seine Barrikade. Die Amtlichen Berichte über die Berliner Barrikadenkämpfe, 1. Heft, enthalten zwei humorvolle Zeichnungen des Künstlers, der, im Grunde genommen, radikalen Umtrieben durchaus fern stand. Die obigen beiden Publikationen erschienen im Verlage von Gustav Hempel, 1848, unter dem Titel: Die deutschen Bewegungen im Jahre 1848.

Ein Buch, in dem das Berlinertum besondere Berücksichtigung gefunden hat und die Lebensführung des Mittelstandes und der kleinen Leute uns geschildert wird, ist das Illustrierte Panorama, im Verlage von B. Brigl erschienen. Das Monogramm Hosemanns auf den zwölf Blättern — nach seinen Zeichnungen in Holzschnitt ausgeführt — giebt das Jahr 1861 an. Einige dieser Bilder wie der „Maurerfleiß", „Der Hofmusikus", und vor allem die „Gemeinschaftliche Laube", in vier Blättern, werden gern als besonders charakteristische Proben des Hosemannschen Humors angeführt. Hier sei darauf hingewiesen, daß die Sammlung der Handzeichnungen in der Kgl. National-Galerie viele ausgezeichnete Blätter in Wasserfarben von Hosemann besitzt, darunter auch die eben erwähnte „Laube".

Im Gegensatz zu unseren Tagen, wo der Wandkalender den Vorrang hat, war früher der Kalender in Buchform ein wahres Volksbuch. Die besten Kräfte, die litterarischen wie

künstlerischen, finden wir hier als Mitarbeiter. Ich möchte nur, um ein Beispiel anzuführen, auf Berthold Auerbachs Deutschen Volks-Kalender auf das Jahr 1861 (im Verlage von Ernst Keil, Leipzig) hinweisen, der neben litterarischen Beiträgen eines Gottfried Keller und Rudolf Virchow Bilder nach Originalzeichnungen von Wilhelm v. Kaulbach, Adolf Menzel (zum „Blitzschlosser von Wittenberg“ von Berthold Auerbach), und Arthur v. Ramberg enthält.

Für unsere Berliner Kalender hat auch Hosemann tüchtig geschafft. Ich nenne zuerst den Volkskalender von Karl Steffens. Verlag von M. Simion. Er erschien zum erstenmale für das Jahr 1841; in dem genannten Verlage blieb er bis 1852. Dann ging er in andere Hände über. Bis zum Jahre 1861 zeichnete Hosemann für diesen Kalender. Sechsundachtzig Holzschnitte und sieben Stahlstiche (Titelblätter) tragen sein Monogramm. Er illustrierte die verschiedentlichsten Stoffe: Märchen, vaterländische und moralische Geschichten, Reiseerzählungen und vieles andere mehr. Der Kalender für das Jahr 1841 bringt zwei vorzügliche Zeichnungen, geschnitten von A. Vogel, zu der Erzählung „Das große Loos“. Das Jahr 1842 eine Zeichnung zu dem 45. Kapitel der Eichendorffschen Erzählung: Der Graf Lucanor; das Jahr 1848 vier Zeichnungen u. s. w.

Für den Komischen Volkskalender, den sein Freund Glaßbrenner (Brennglas) herausgab, hat Hosemann gleichfalls gezeichnet. Der Kalender erschien nicht dauernd in Berlin, hier aber auch bei Simion. Für das Jahr 1849 hat unser Künstler allein sechsundsiebenzig kleine, derb komische Zeichnungen, die in Holzschnitten wiedergegeben wurden, dem Kalender geliefert.

Im Jahre 1839 hatte derselbe rührige Verleger die Jugend-Bibliothek, deren Herausgeber Gustav Nieritz,

der sächsische Nebenbuhler unseres Dielitz auf dem Felde der Jugendschriften war, ins Leben gerufen. Bis zum Tode Simions (1854) erschien diese „Bibliothek“ in seinem Verlage; dann ging sie, öfter wechselnd, auf andere Firmen über. Hosemanns Zeichnungen zu diesem Unternehmen scheinen verschieden in ihrem künstlerischen Werte zu sein. Die ersten Auflagen der frühesten Zeit, die allein eine gerechte Beurteilung zulassen würden, sind kaum mehr aufzutreiben.

Für ein Kinderbüchlein aus dem gleichen Verlage und vom nämlichen Verfasser: Vöglein Roth und Vöglein Blau, ein dramatisches Märchen, spendete unser Künstler drei kolorierte Kreidezeichnungen, die sehr harmlos und unbedeutend sind. Das Monogramm zeigt das Jahr 1847.

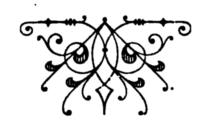
Zum Schluß nenne ich noch zwei Bücher des Simionschen Verlags mit zwanzig beziehungsweise einundzwanzig Hosemannschen Zeichnungen; es sind: Der kleine Thierfreund, herausgegeben von dem Verein gegen Tierquälerei zu Berlin (1848) und Das Liederbuch für die Jugend, vom Berliner Kommunallehrer-Verein 1851 herausgegeben.

Doch kehren wir zur Kalender-Litteratur zurück! Da ist noch Nieritz' Preußischer Volkskalender zu nennen. Er erschien damals — mir liegt der für das Schaltjahr 1844 vor — im Verlag von J. Klemann, dessen ich schon Erwähnung gethan habe. Diesen vierundvierziger Kalender ziert ein Titelbild Hosemanns in Stahlstich: Der hundertjährige Kalendermann, dem H. Kletke dort eine launige Erklärung gewidmet hat.

Der Allgemeine Volkskalender endlich, gedruckt und verlegt von Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. O. und Berlin enthält, mit dem Jahre 1859 angefangen bis 1876, viele Stahlstiche nach Bildern Hosemanns; ich habe fünfzehn gezählt. Man sieht, daß der Kalender alten Stils nicht wenig

zur Verbreitung der Arbeiten unseres Künstlers und damit seines Namens beigetragen hat.

Theodor Hosemanns Name aber hatte einen guten Klang bei seinen Zeitgenossen und wird ihn auch in der Zukunft behalten. Er war nicht nur ein begabter Künstler, frisch und regsam, sondern auch von seltenem Fleiße. Die Übersicht, die ich über seine Thätigkeit im Dienste des Berliner Buchhandels zu geben versucht habe, wird dies bestätigen können. Diese Verbindung gerade zwischen der Kunst und dem Buchhändlergewerbe unserer Stadt wird man als eines der erfreulichsten Beispiele gemeinsamen Wirkens im Dienste des geistigen Fortschrittes auf Berliner Boden begrüßen können.





Das Kaiserliche Post-Zeitungsamt in Berlin.

Von

H. von Kupffer.

Der deutsche Buchhandel und das deutsche Zeitungsgewerbe sind nach vielen inneren und äußeren Merkmalen verwandte Dinge. Mit der Machtstellung, welche in blutigem Kampfe und in heißer, jahrelanger Friedensarbeit das deutsche Reich sich erworben, sind nicht nur diese beiden hochbedeutsamen, kulturfördernden Geschäftszweige zu imponierender Blüte gelangt, es ist auch ein internationaler Zug in sie hineingekommen. Wie die Beziehungen ideeller und praktischer Natur zwischen Deutschland und den anderen Kulturvölkern dieser Erde immer engere, immer lebhaftere, immer mannigfachere geworden sind, wie der friedliche Wettkampf um die gedeihliche Lösung aller großen, guten und schönen Kulturaufgaben auf allen Linien, wo die geistigen Heerlager der Nationen stehen, an der Schwelle des neuen Jahrhunderts lebhafter denn je entbrannt ist, so hat auch der internationale Austausch geistiger Erzeugnisse, der Riesen-Weltmarkt der Druckschriften jeglicher Art jetzt eine Ausdehnung angenommen, vor welcher wohl die Erdenbewohner aus jenen Zeiten, da die Welt noch nicht „im Zeichen des Verkehrs“ stand, staunend die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würden.

Die Schnelligkeit, die Exaktheit, die Ausdehnung der Blutzirkulation im Menschenkörper erkennt man nicht sowohl, wenn man die Gesamtheit des großen Netzes der Gefäße ins Auge faßt, als vielmehr, wenn man unter dem allgemeinen Bewußtsein von der Großartigkeit des ganzen Baues, die Hand auf den Puls legt, der in nimmermüden Schlägen die Arbeit des Herzens markiert. Solche Pulse haben wir verschiedene in unserem Verkehrsleben. Wenn wir uns in ihre Betrachtung versenken, dann geht in uns ein freudiges und stolzes Verständnis für das auf, was im Laufe der Jahrhunderte Menschengeist errungen und was heute Menschenarbeit leistet, da wo sich „tausend fleiß'ge Hände regen." Wie einst der „Stahlhof" der alten Hansa in London, wie des Clearing-House in derselben Riesenstadt, das den Geldverkehr der Geschäftshäuser untereinander erstaunlich vereinfacht, wie jede große Fonds-Börse in den Metropolen des Welthandels, wo die Pulse des Geldmarktes mächtig schlagen, wie die Centralisierung des Buchhandels im Kommissions-Verkehr zu Leipzig, wo Verlag und Sortiment in einem Pulsschlag zusammentreffen, — so steht imponierend in der Einfachheit seines Organismus und der dabei so weiten Verzweigung seiner Verbindungen, als ein Puls des Welt-Zeitungs-Handels, als eine Bethätigung der oben angedeuteten hohen und glänzenden Entwickelung des internationalen Zeitungsbetriebes, als ein echt moderner „Tempel der Presse" das deutsche Post-Zeitungsamt zu Berlin vor uns, dessen Würdigung umsomehr im Rahmen einer Festschrift des Berliner Buchhandels Raum finden darf, als dieses Institut in sich thatsächlich Spedition, Kommission und Verlag vereinigt.

Als ich mit dem derzeitigen Leiter des Kaiserlichen Post-Zeitungsamts, Herrn Postdirektor Weberstedt, der seit 1892 seines schweren und arbeitsreichen Amtes waltet und in

liebenswürdiger Weise persönlich die Führung übernommen hatte, die Räume des Prachthauses Dessauerstr. 4/5, wo seit dem 16. März 1895 jener große postalische und man möchte sagen journalistische Verkehrs-Puls schlägt, auch die dem Publikum sonst nicht zugänglichen Arbeitsstätten durchschritt, fühlte ich mich in einer dem „Manne der Presse" congenialen Atmosphäre. Hier darf selbst den zu übertriebener Auffassung seines Berufes sonst nicht geneigten Vertreter der ephemeren Litteratur so etwas wie ein leiser Anhauch von Stolzgefühl überkommen, darüber, jenem Großmächte-Appendix anzugehören, den man „Presse" nennt, wenn sein staunendes Auge über diese Berge von Zeitungsbündeln hingleitet, welche die Reichshauptstadt allein dort den geschäftigen Postmyrmidonen in die Arme wirft, damit diese sie in die unzähligen Postkanäle weiter befördern, wenn er die täglich ergänzten großen Listen überfliegt, deren Blätter ein internationales Orts-Lexikon repräsentieren und der ordnenden Hand der Postbeamten den nötigen Anhalt bieten für die regelrechte Verteilung der Blätter an die verschiedenen Postanstalten des Reiches und des Auslandes. Ich will hier gleich, um über den Umfang des Betriebes eine oberflächliche Übersicht zu geben, ein klein wenig trockener aber doch lehrreicher Statistik einfügen. Gegenwärtig hat das Postzeitungsamt 940 Berliner Blätter, politische und unpolitische, „im Vertriebe" — gegen 38 im Jahre 1825. Herr Postdirektor Weberstedt hatte die Freundlichkeit, mir aus seinen handschriftlichen Aufzeichnungen die neuesten Ziffern zu geben. Die Zahl der vom Post-Zeitungsamt abgesetzten Zeitungs-Nummern, welche 1825 alles in allem 3 Millionen Exemplare betrug, belief sich im Jahre 1897 auf rund 307 Millionen einschließlich 79 Millionen Nebenblätter. Zeitungs-Pakete wurden von dem Institut im Jahre 1897 versandt 6 301 000 an über 11 000 Postanstalten, mit

Zeitungen gefüllte Säcke gingen vom Post-Zeitungsamt ab 414 000 und zwar mittels 21 485 Wagenfahrten. Die Zahl der außergewöhnlichen Zeitungsbeilagen ist seit 1875 von 5 Millionen auf 31 555 000 mit einer Gebühreneinnahme von 88 466 Mark gestiegen. Und das Alles umfaßt den stetigen, sozusagen normalen Verkehr, der sichtlich eine ungeheure Arbeitsleistung erfordert. Nun denke man aber an die Reisezeit mit ihren „Überweisungen" und ziehe in Betracht, daß die Zahl dieser Überweisungen mit ihrer Fülle von Extraarbeit, sich seit dem Jahre 1874 von 29 000 auf weit über 237 000 gesteigert hat. Es ist ersichtlich, daß dieser kolossale „Zeitungs-Handel", der einen Geschäftsverkehr mit zahllosen großen und kleinen Postämtern erfordert, eine ganz gewaltige Abrechnungsarbeit mit sich bringt: es handelt sich da um etwa 4200 Postanstalten (gegen 501 im Jahre 1825!), welche an Zeitungsgeld über 8 Millionen Mark im Jahre 1897 ablieferten. Nicht weniger als 552 000 Zeitungsbestellungen gingen im vergangenen Jahre ein und es wird besonders die Berliner Verleger interessieren, zu erfahren, daß die seitens des Post-Zeitungsamtes an sie zu leistenden Zahlungen seit 1870 von 2 Millionen auf 6 Millionen Mark gestiegen sind, wobei der Barumsatz an der Kasse der Anstalt überhaupt sich auf die stattliche Summe von rund 16 Millionen Mark beläuft.

Ehe wir weiterhin auf die Organisation und die Entwickelungsgeschichte dieses hochbedeutsamen Reichsinstituts eingehen, wollen wir einen Blick auf den äußeren Rahmen werfen, in welchen dieses buntbewegte Bild emsiger Arbeit im Dienste des Verkehrs sich einfügt. Das Gebäude liegt nicht etwa dort, wo das Leben Berlins in seinen höchsten und stärksten Wogen braust. Die Dessauerstraße gehört zu den vornehm stilleren Wegen des Berliner Verkehrs, wo vielfach der Pensionär mittleren Einkommens und der dem

starken Geräusche der Weltstadt abholde „kleine“ Beamte seine Wohnstätte sucht und findet. Aber nur wenige Schritte hinaus aus der etwas einförmigen Häuserreihe dieser Straße — und der Riese Verkehr packt uns mit mächtigen Armen, es rasselt und braust und rumpelt um uns herum, die eisernen Stränge und die klingenden Glocken der Straßenbahnen mahnen uns an die Welt der Arbeit, die sich rings umher entfaltet, die Firmenschilder großer Verlagshäuser fallen uns in die Augen, unser Fuß betritt nach wenigen Schritten das Zeitungs-Viertel Berlins, und die Nähe der beiden bedeutendsten Bahnhöfe, des Anhalter und Potsdamer Bahnhofs, belehrt uns in gleicher Weise über die glückliche Wahl des Standortes für dies Reichsinstitut, das im Dienst der allmächtigen Druckerschwärze steht. Die frühere Heimstätte des Post-Zeitungsamtes in Mietsräumen der Mauerstraße, wo sich die Arbeit zum Teil in engen Hinterhäusern abspielen mußte, bot dem großen Publikum, welches sowieso von der Existenz oder doch von dem Geschäftsumfange dieser Anstalt größtenteils recht unklare Vorstellungen hat, gar keine Gelegenheit, sich besonders imponierende Begriffe darüber anzueignen. Die Arbeit wurde in den völlig unzureichenden Räumen schließlich immer schwieriger. Kein Wunder, wenn der verstorbene Schöpfer des Weltpostvereins, unser Stephan, sein Möglichstes that, um an kompetenter Stelle die Unzulänglichkeit der bestehenden Verhältnisse darzulegen und mit der ihm eigenen Energie verstand, schließlich all die großen Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Bewilligung der Geldmittel wie auch die Beschaffung eines geeigneten Platzes für ein Reichs-Institut verursachte, das, wie wenig andere, so sehr auf eine bestimmte Stadtgegend angewiesen ist. Zu Anfang des Jahres 1893 erwarb die Reichs-Postverwaltung für die Summe von 1 659 000 Mark die Grundstücke Dessauerstraße 4 und 5

und das daranstoßende Terrain Königgrätzerstraße 20, und damit war das eigene Heim für das Post-Zeitungsamt gesichert. An den Namen Stephan knüpft sich nicht allein die Vorstellung des Praktischen, des Zweckmäßigen auf dem Gebiete des Postwesens, der unvergeßliche Mann ist auch der — Ästhetiker der deutschen Post. Wo auch immer unter seiner Amtsführung in deutschen Landen Postgebäude entstanden, tragen sie den Stempel feinen Geschmackes, kunstsinniger Empfindungen, ja sogar einer gewissen Prachtliebe, einer Manie für monumentale Gebäude, welche oft genug unserem Generalpostmeister von rechnenden Gemütern vorwurfsvoll nachgesagt wurde, an der Stirn. Begreiflicherweise vereinigten sich diese beiden Richtungen, die praktische und die ästhetische, auch beim Bau des Post-Zeitungsamtes in der Dessauerstraße zu einem erfreulichen, wohlgelungenen Ganzen. Der Regierungs-Baumeister Robrade war der technische Ausführer des Baues, während die Oberleitung in den Händen des Postbaurats Techow lag. Binnen fünfzehn Monaten wurde der Bau, welcher etwa eine halbe Million kostet, vollendet. Hell, freundlich, wohlthuend mutet uns das Gebäude an, das, eine Mischung des durch die Renaissance abgetönten gotischen Baustils zeigend, außer dem Dachgeschoß drei Geschosse hat und in der Hauptsache aus einem Vorderhaus, Mittelbau und Hinterhaus besteht, mit dem Nebengebäude einen Flächenraum von 5626 Quadratmetern bedeckend. Malerisch treten über den Muschelverdachungen der Fenster des obersten Stockwerks die hohen Staffelgiebel mit den in Mosaik und heraldischer Farbengebung ausgeführten Reichsadlern und schmiedeeisernen Wetterfahnen hervor. Lebhaft hebt sich der rote Sandstein der Fassade von den weißen Putzflächen des mit drei Portalen und zwei Durchfahrten zu den Innenhöfen versehenen Gebäudes ab. Die gemalten Orna-

mente neben den Thür- und Fensterwänden und der farbige Fries unter dem Haupt-Gesims vollenden den malerischen vornehm-schlichten Eindruck des ganzen Baues, den ein eisernes, einen mäßig großen Vorhof abteilendes Gitter von der Straße abtrennt.

Der mir zur Verfügung stehende Raum gestattet es nicht, weiterhin allen architektonischen Einzelheiten gerecht zu werden. Nur soviel sei noch gesagt, daß die innere Einrichtung ein sorgsames Eingehen auf alle auch die geringsten Anforderungen des weitschichtigen Betriebes verrät. Zwei hydraulische Aufzüge vermitteln im Annahme-Raum das erste mit dem zweiten Geschoß, doch überdies führt noch ein elektrischer Aufzug vom Keller bis hinauf in das oberste Stockwerk. Die Erwärmung des Gebäudes wird durch Dampf bewerkstelligt, die Beleuchtung durch 34 Bogenlampen und an 300 Glühlampen, doch ist für den Fall eines unerwarteten Versagens der elektrischen Beleuchtung, welche angesichts des die ganze Nacht währenden Betriebes Stockungen von unabsehbarer, weit in die Welt hinaus fühlbarer Tragweite im Gefolge haben könnte, für die wesentlich in Betracht kommenden Arbeitsräume noch eine Gasbeleuchtung vorgesehen. So ungefähr gestaltet sich das Heim dieser Centralstelle des Zeitungsverkehrs, die in der ganzen Welt ihres Gleichen sucht.

Zum richtigen Verständnis der Bedeutung unseres Post-Zeitungsamtes für das Zeitungsgewerbe muß man sich darüber klar werden, daß es kein Land in der Welt giebt, wo man in der Postverwaltung einen solchen Apparat besitzt, der exakt arbeitend, wie ein Meisterwerk moderner Präzisionsmechanik, den mühseligen und unter Umständen kostspieligen Verkehr zwischen Abonnenten und Verleger aufhebt und in sich die ganze Arbeit der Bestellung, Bezahlung und Versendung selbst im Verkehr mit dem Auslande vereinigt. So

liegt in der That die Sache in dem Verkehr mit Belgien, Dänemark, Luxemburg, Schweden, Norwegen, Holland, der Schweiz, Serbien, Rumänien und Rußland. Aber nicht zu allen Staaten des Auslandes gestalten sich die Beziehungen unseres Post-Zeitungsamtes in gleicher Weise. Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika stehen durch Agenten, also in indirekter Verbindung mit der Reichspostverwaltung, so daß das Berliner Post-Zeitungsamt lediglich die Bestellungen auf inländische Zeitungen ausführt, die nach jenen Ländern durch Vermittelung der Post abgesetzt werden. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse im Verkehr mit dem klassischen Lande Italien, wo eigenartige innere Einrichtungen eine ähnliche Ausgestaltung des Zeitungsdienstes noch nicht zuließen. Dort befindet sich beim Ministerium für Post und Telegraphie eine Art von Centralstelle, aber nicht zur Regelung oder Überwachung des direkten Verkehrs mit dem Berliner Amte, sondern lediglich in dem Sinne, daß sie dem Berliner Post-Zeitungsamte die Adressen aller Zeitungsabonnenten, die durch die dortigen Postanstalten bezw. durch eine im Lande verbreitete Zeitungsagentur gesammelt worden sind, zur Benutzung übersendet und es diesem überläßt, unter Streifband mit aufgedruckter Adresse die Zeitung an die Abonnenten in Italien zu versenden. Trotz der hiermit verbundenen Umstände und Kosten hat die Reichspostverwaltung in schätzenswerter Rücksichtnahme auf die inneren Einrichtungen jenes Landes diese Art der Versendung noch nicht beseitigt. Bei der Beurteilung des Umfanges der internationalen Beziehungen des Post-Zeitungsamtes darf man nicht außer acht lassen, daß diese Anstalt an die in erster Reihe angeführten Staaten des Auslandes nicht etwa bloß die in Berlin erscheinenden Zeitungen expediert, sondern alle deutschen, ja auch ausländische Blätter, so daß z. B. ein serbischer Postabonnent des Pariser „Figaro“

dieses Blatt ebenfalls durch Vermittelung unserer großen Berliner Zeitungs-Centrale erhält!

Ein Blick auf die im großen Publikum nicht allgemein bekannte Zeitungs-Preisliste, die in einer Auflage von 7500 Exemplaren erscheint und einen Kostenaufwand von etwa 20 000 Mark jährlich erfordert, zeigt uns nicht nur die eminente Sorgfalt, mit welcher unser Zeitungsamt seinen Apparat organisiert hat, sondern auch, auf welche enorme Menge von Einzeldiensten es sich in seinem großen „Speditions-Geschäfte" einrichten muß. Für die Entwickelung des Zeitungswesens ist diese Liste, die in kurzen Zwischenräumen durch Nachträge auf dem Laufenden erhalten wird, in ihren aufeinanderfolgenden Jahrgängen ein historisches Dokument von hoher Bedeutung. Im Jahre 1822 erschien zum Gebrauche der Königlich preußischen Postämter die erste Preisliste. Damals figurierten 474 Zeitungen darin; schon im Jahre 1823 stieg diese Zahl auf 843 und die neueste Inlands-Preisliste umfaßt 11 716 Zeitungen und Zeitschriften, von denen 8347 in deutscher, 3369 in fremden Sprachen erscheinen; unter den letzteren finden wir die „ausgefallensten" Zungen Europas vertreten: arabisch, czechisch, hebräisch, ruthenisch, slowakisch, slovenisch, wendisch u. s. w.

An Berliner periodischen Druckschriften jeder Art hat das Post-Zeitungsamt gegenwärtig 940 im Vertriebe. Es wurde oben die Bezeichnung „Inlands-Preisliste" gebraucht. Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß das Post-Zeitungsamt zu seinen Verlagsgegenständen noch eine andere für das Ausland bestimmte Preisliste zählt, welche allerdings nicht in die Hände des Publikums gelangt, es ist dies die in französischer Sprache erscheinende: **Liste des journaux allemands et étrangers dont l'abonnement est servi par l'Administration des Postes d'Allemagne.** Diese Liste, welche alljährlich nur in einer Auflage

von 160 Exemplaren herausgegeben und an die in Betracht kommenden in- und ausländischen Postanstalten verteilt wird — die Kosten der Herstellung belaufen sich auf 6300 Mark — verdankt ihre Entstehung den unablässigen Bemühungen unserer Reichs-Postverwaltung, den internationalen Zeitungsverkehr zu fördern und zu erleichtern.

Auf dem Postkongreß zu Wien im Jahre 1891 gelang es unserem Stephan, den Abschluß des internationalen Zeitungs-Übereinkommens durchzusetzen, wodurch sich die Herausgabe einer solchen an 800 Druckseiten starken Vereins-Zeitungspreisliste, in welcher die Zeitungen nicht nach Sprachen, sondern nach den Erscheinungs-Ländern geordnet sind und überdies für jedes Land auch die zu erhebende Zeitungs-Transitgebühr angegeben ist, von selbst nötig machte. Die Transitgebühr richtet sich bekanntlich nach der Anzahl von Staatsgebieten, welche die Zeitung zwischen ihrem Erscheinungs- und Absatzorte passiert, und nach dem Durchschnittsgewichte der Zeitungen — auch wieder eine munter sprudelnde Quelle von Berechnungs- und Abrechnungsarbeiten für die Beamten unseres Post-Zeitungsamtes! Daß sich übrigens der internationale Verkehr dieses Instituts keineswegs auf Europa beschränkt, soll nicht unerwähnt bleiben. Nicht nur das Land der Pyramiden gehört zu seinen Kunden, sondern auch für exotische Verbindungen hat insbesondere die Kolonialpolitik des Reiches gesorgt, welche sowohl in den bekannten deutschen Schutzgebieten als auch in Shanghai, Yokohama und selbst Neu-Guinea dem Post-Zeitungsamt korrespondierende Postämter und fleißige Abonnenten verschafft hat und gewiß sehr bald diese Bestrebungen auch auf die Landstriche an der Kiautschou-Bucht Chinas ausdehnen wird.

Wer den Apparat, dessen hervorragendste Zwecke und Ziele soeben geschildert wurden, in voller Arbeit sehen will, der

thut gut, wenn er nicht lange vor dem ersten Hahnenschrei seine Beobachtung beginnen will, wo — in der dritten Morgenstunde — rund 60 000 Zeitungs-Exemplare mit einemmal auf die großen mit blanken Stahlplatten belegten Tische des Annahmeraums geworfen werden, sich etwa 3/4 5 Uhr nachmittags in der Dessauerstraße einzustellen. Ich möchte sagen: mit bemerkenswerter Pünktlichkeit rollen die Zeitungswagen in raschem Tempo vor das Portal — hätte mich nicht Herr Postdirektor Weberstedt eines besseren belehrt, wonach dies zuweilen etwas unpünktlich geschieht, ein Fehler, dem einerseits jeder Zeitungs-Mensch, der da weiß, mit welch rasender Hast seitens der Redaktion oft noch die letzten Nachmittagstelegramme in die Spalten „hineingepreßt" werden, verständnisvoll gegenübersteht, dem andererseits das Post-Zeitungsamt mit einer kulanten, bis zur äußersten Sekunde gehenden Geduld begegnet, eine Kulanz, wie man sie wohl kaum bei irgend einer andern Reichs- oder Staatsbehörde finden dürfte. Aber man kann doch sagen — gegen 5 Uhr entwickelt sich das Einlieferungs- und Versendungsgeschäft in vollstem Umfange. In dieser Versendungs-Abteilung entfaltet sich zu den bestimmten Tag- und Nachtstunden der Hauptzweig der Thätigkeit des Amtes, der andere spielt sich in der Bestell-Abteilung während der üblichen Tages-Bureaustunden ab, in welcher alle Bestellungen von nah und fern zusammenlaufen, die Abrechnungen und die ganzen äußerst umfangreichen Korrespondenzen mit den Verlegern, den Postanstalten u. s. w. bewerkstelligt werden. Der gesamte Dienst wird, wie vorausgeschickt sein möge, von 74 Beamten (darunter, außer dem Direktor, 1 Inspektor, 1 Kontrolleur, 1 Kassierer, 5 Oberpostsekretäre, 30 Postsekretäre, 30 Oberpostassistenten und angestellte Postassistenten sowie 5 nicht angestellte Postassistenten) und 183 Unterbeamten versehen.

Geräuschvoll in stürmischer Hast, aber doch ziemlich wort-

los und in wunderbarer Ordnung vollzieht sich das Versendungsgeschäft. In der Annahmehalle führen nur ein auf erhöhter Stelle stehender Beamter und allenfalls die Führer der Zeitungswagen, die ihre „Warenballen" mit lautem Ausrufe auf die Eisentische werfen, das Wort. Ersterer ruft aus einem vor ihm liegenden großen Buche die verschiedenen Zeitungs-Quantitäten auf, wie sie in die „Listenstellen", d. h. in die verschiedenen Fächer des Versendungsraumes zu verteilen sind. Lautlos, mit Windeseile, zählen die Beamten am Annahmetisch von den darauf geschleuderten Zeitungsbündeln die Exemplare ab, um sie den Postschaffnern der Versendungsstellen einzuhändigen. Solcher „Listenstellen" in den beiden Stockwerken giebt es je acht. Sie führen ihren Namen von dem großen Folianten, der auf einem Pultständer vor dem Beamten der Listenstelle, wie etwa die Partitur vor dem Kapellmeister liegt, und von dem aus er in der That auch seine Leute „dirigiert". Diese Listen enthalten, kursmäßig und alphabetisch geordnet, die Namen der Postämter, welche Abnehmer des Post-Zeitungsamtes sind und für jedes Postamt die Zahl der erforderlichen Exemplare der verschiedensten Zeitungen, Wochenblätter, illustrierten Journale u. s. w. Man kann sich einen Begriff von der Mühewaltung machen, welche in der Bestell-Abteilung die Herstellung dieser Listen verursacht. Da ist nichts Bleibendes! Jeder Tag bringt hier Änderungen, je nachdem an den zahllosen Orten, mit denen das Amt in Verbindung steht, die Zahl der verschiedenen Zeitungsabnehmer sich vermindert oder vermehrt. Mit eiserner Ruhe, der man die auf das Dahineilen der Sekunde achtende Hast garnicht ansieht, vollzieht sich das Geschäft der Verteilung der einzelnen Exemplare in die bezeichneten Fächer. Auf ein Glockensignal: „Listenschluß für den Kurs München!" entleert sich das betreffende Regal, gelangen die darin aufgespeicherten

Blätter mit dem Adressenstreifen in die Hände weiterer Beamten, welche mit erstaunlicher Geschwindigkeit die Pakete verschnüren, nach den Zeitungssäcken befördern, diese wiederum zubinden und sie nach dem hinteren Saale befördern, an dessen Ausgangsthor harrend die Post-Karriole stehen, um die Säcke nach demjenigen Bahnhofe zu befördern, von dem aus der nächste Schnellzug die litterarische Ware nach den auf seinem „Kurse" liegenden Bestimmungsorten entführt!

Langjährige Übung, eiserner Fleiß, peinliche Gewissenhaftigkeit und körperliche Gewandtheit bringen es fertig, daß, um die Arbeit eines Tages herauszugreifen, wie der Leiter dieser Musteranstalt sie mir angiebt, von 5 Uhr abends bis 6 Uhr 45 Min. abends rund 180 000 Exemplare politischer Zeitungen und 56 000 Exemplare von Zeitschriften zu den Bahnhöfen befördert worden sind, und im ganzen der vierundzwanzigstündige Dienst 20 000 Zeitungspakete angefertigt und 1104 Zeitungssäcke mit einem Gesamtgewicht von 39 500 kg in die Welt hinaus gesandt hat.

Es würde den Raum dieser Abhandlung weit überschreiten, wollte ich auf weitere Einzelheiten der in dem schmucken Reichsgebäude der Dessauerstraße geleisteten Arbeit eingehen. Auf eine Beschreibung all der vorbereitenden, zu einer gewaltigen Summe sich vereinigenden Thätigkeiten, die mit der Besorgung der zu spät eingelieferten Zeitungen, der Fertigstellung der leer eingegangenen Zeitungssäcke, dem Schneiden der Ortszettel und Papierstreifen auf der Maschine (von beiden pro Tag je ca. 20 000 Stück erforderlich!), **last not least** der enormen Schreib-, Rechnungs- und Korrespondenzarbeit (etwa $1^1/_2$ Millionen Korrespondenz-Nummern im Jahr!) kann ich nach dem Gesagten, was ja als „Ausschnitt" aus der Tagesarbeit ein genügend klares Bild über den Umfang derselben giebt, füglich verzichten. Wohl aber muß zum Schlusse noch

darauf hingewiesen werden, daß das Post-Zeitungsamt nicht nur eine Speditions-Anstalt, sondern auch eine Verlags-Anstalt, eine Buchhandlung ist, und zwar eine solche von beträchtlichem Umfange.

Die Verleger- und Buchhändler-Thätigkeit des Amtes resultiert genau genommen aus der Entwickelungsgeschichte dieses Reichsamtes. Von jeher existierte für Behörden und Gemeinde-Korporationen die Verpflichtung, auf die Preußische Gesetzsammlung, später auf das Reichsgesetzblatt, zu abonnieren. Im Jahre 1810 wurde gewissermaßen der Keim zu dem Post-Zeitungsamt in seiner jetzigen Gestalt gelegt, indem damals durch Königliche Verordnung der gesamte Debit der im Bureau der Staatskanzlei redigierten Preußischen Gesetzsammlung dem General-Postamt übertragen wurde. So entstand, unter Leitung des Hofrat Scheffler stehend, das „Königliche Gesetzsammlungs-Debits-Comtoir". Dieser Name blieb bis 1876 bestehen. Erst das „Allerhöchste Regulativ über die künftige Verwaltung des Zeitungswesens" vom 15. Dezember 1821 führte zur Errichtung eines „Königlichen Zeitungs-Comtoirs" vom 1. Januar 1822 ab. Die damaligen Postbeamten der preußischen Monarchie dürften über diese Neuschöpfung nicht gerade sonderlich erbaut gewesen sein. Ihnen wurde damit nämlich das bisher als Privatgeschäft überlassene Privilegium des Zeitungs-Debits entzogen, durch welches ihnen bei der Willkür, die sie in Bezug auf die Preisfestsetzungen den Abonnenten gegenüber übten, eine sehr erhebliche Einnahmequelle entstanden war, der nur die geringe Gegenleistung der Beschaffung von Briefbeuteln und Schreibmaterialien und der Unterhaltung der Poststuben gegenüberstand. Man darf, wie gesagt, vermuten, daß trotz der mit dieser Maßregel damals verbundenen Erhöhung der Gehälter der Postbeamten, dieselbe nicht den Beifall der Angestellten des

General-Postamtes in Berlin hatte. Ich sage, in Berlin. Merkwürdigerweise nämlich wurde bei den Provinz-Anstalten die Sache nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht war; dort wurden vorläufig, und zwar bis zum 1. Januar 1825, noch die Postmeister im Genuß der Erträge für die Zeitungsspedition gelassen und hatten nur einen Teil davon an die Postkasse abzuführen.

Zunächst also liefen die beiden postalischen Zusatzämter nebeneinander her: das „Zeitungs-Comtoir“ unter der Leitung des Post-Kommissarius Opfermann, der sich des Riesenstabes von drei Beamten und zwei Boten erfreute, und das „Gesetzsammlungs-Debits-Comtoir“ unter dem genannten Hofrat Scheffler. Im Anfang des Jahres 1825 führten Ersparnisrücksichten nach der Versetzung Opfermanns zu einer Verschmelzung der beiden Ämter, und es entstand auf Grund der schon am 27. Januar 1824 erlassenen Königlichen Kabinettsorder das „Königliche Gesetzsammlungs-Debits- und Zeitungs-Comtoir“, welches wir nun als thatsächliche Basis des jetzt zu so imposanter Entfaltung gelangten Welt-Instituts zu betrachten haben. Damals mußte es sich mit sechs Beamten und vier Unterbeamten behelfen. Aber das konnte es wohl auch, denn weder blühten damals die fetten Jahre dem Journalismus des In- und Auslandes, noch arbeitete die Gesetzgebungsmaschine mit dem heute beliebten Hochdruck.

Dies die Geschichte des Post-Zeitungsamtes in der Nußschale. Sie zeigt uns, wie das Verlags- und Buchhändlergeschäft in seinen Wirkungskreis hineingekommen ist. Letzteres hat sich neuerdings natürlich in demselben Tempo und verhältnismäßig zu derselben Höhe entwickelt wie das „Speditions-Geschäft“. Im Verlage des Post-Zeitungsamtes erscheinen: Die Königl. Preuß. Gesetzsammlung in 66 510 Exemplaren, das Reichs-Gesetzblatt in einer Auflage von ca. 115 000 Exemplaren, das Amtsblatt des Reichs-

Postamtes (Auflage 19 000), das Archiv für Post und Telegraphie (Auflage 18 700) und die oben erwähnten Zeitungs-Preislisten (Auflage 7660), ein Verlags-Geschäft, welches einen Kostenaufwand von jährlich ca. 350 000 Mark und um für Behörden oder Private jederzeit Ergänzungen möglich zu machen, ein Lager vorrätiger Bestände der Gesetzsammlungen von ca. 2 500 000 Bogen erfordert.

Mehr noch, als ein Stückchen preußischer und deutscher Entwickelungsgeschichte leuchtet stolz aus der Historie des unmittelbar unter dem Reichspostamt stehenden Berliner Kaiserlichen Post-Zeitungsamtes und aus der Organisation, die ihm jetzt gegeben ist, hervor. Es sollen daher die Namen der tüchtigen Männer, die ihm leitend ihre Kräfte gewährt, nicht vergessen sein: Geh. Rechnungsrat Sinell, nach dem Tode Schefflers, 1850 bis 1873, Postrat Wendt bis 12. Februar 1875, Postdirektor Schmidt bis 13. August 1875, Postdirektor Diddens bis 15. Januar 1892 und Postdirektor Weberstedt seit 1. Februar 1892, dessen Kulanz und Umsicht wohl jedem Berliner Zeitungs-Verleger auf das Vorteilhafteste bekannt ist. Mehr noch, sage ich, als ein Stück stolzer deutscher Geschichte lesen wir aus den Annalen dieses Reichsamtes heraus: Die Riesenschritte moderner internationaler Kulturentwickelung, die uns fast mitleidig auf die idyllischen Zeiten herabblicken machen, da noch dem Zeitungsbedürfnis des an Zahl und Ansprüchen bescheidenen Lesepublikums die kleinen preußischen Postmeister als Privat-Spediteure genügen durften, können wir in deutlichen Spuren hier verfolgen und bewundernde Zeugen können wir hier sein von dem Adlerfluge des mächtigsten der modernen Genien, des Genius: „Verkehr“.





Die Entwickelung des Buchdruckes in Berlin während der letzten fünfzig Jahre.

Von

Carl Koepsel.

Seit Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg, für die man gewöhnlich das Jahr 1440 als maßgebend annimmt, waren bereits drei Jahrhunderte verflossen, und noch immer wandelten die Jünger des Erfinders in den Bahnen, welche er ihnen gewiesen, ohne irgend bedeutende Abweichungen und Fortschritte. Noch immer war die hölzerne Handpresse der kaum vervollkommnete Vervielfältigungsapparat, auf den die Litteratur und das gesellschaftliche Bedürfnis jenes langen Zeitraums in Umfang und Güte der Leistungen angewiesen war, und auch die Typen waren weder in Form noch Mannigfaltigkeit viel von ihren Urbildern abgewichen. Erst von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ab datieren die Bestrebungen und Versuche, den Buchdruckapparat leistungsfähiger zu gestalten, obwohl auch diese Versuche sich nur meist in dem von Gutenberg benutzten Geleise bewegen. Selbst die berühmten Erfinder der Schnellpresse, Fr. König und Andreas Fr. Bauer verfielen zuerst nur auf den altbekannten

Weg des Druckes zweier graden Flächen auf einander und adoptierten erst später die Idee eines Dritten, des in der Praxis wenig bewanderten Nicholson, den Druck eines rotierenden Cylinders auf eine Fläche, die freilich erst unter ihrer Hand eine Ausgestaltung für die Praxis erlangte. Hierdurch war freilich ein ganz neuer, unabsehbarer Vervollkommnung fähiger Weg gezeigt, aber er ward vorerst noch zaghaft betreten. Wenn auch die „**Times**“ vom 29. November 1814 der neuen Erfindung eine gewaltige Perspektive durch ihre Ankündigung der Schnellpresse und deren Leistungen eröffnete, so war man doch, was die Güte und Sauberkeit des Druckes betraf, immer noch mißtrauisch, und der Franzose Brun in seinem vortrefflichen „**Manuel pratique**“ von 1825 erklärt noch ganz bestimmt, die Cylinderpressen seien nicht im Stande, überall die Stanhope- und Columbia-Pressen, also den Tiegeldruck, zu ersetzen.

Auch selbst in helleren Köpfen war noch keine klare Anschauung vorhanden über das, was dem Druck von Büchern in kommenden Zeiten als Aufgabe, und in welchem Umfange ihm eine solche zufallen müsse, erklärte doch selbst der genannte intelligente Erfinder Fr. König, mit einer Leistungsfähigkeit von etwa zwanzig Schnellpressen seiner Konstruktion werde der Bedarf an deutschen Büchern, Zeitungen sogar einbegriffen, vollauf zu befriedigen sein. Solchen Ansichten gegenüber, die immerhin ihre Begründung in den allgemeinen deutschen Verhältnissen finden durften, war denn auch in den ersten dreißig Jahren nach ihrer Erfindung die Ausbreitung der Schnellpresse in Deutschland nur eine sehr beschränkte, indessen hat auch hier Berlin den Ruhm erworben, die erste deutsche Stadt gewesen zu sein, welche diese neuen Druck-Apparate praktisch zu verwerten suchte, und in der die ersten Schnellpressen auf dem europäischen Kontinent in Betrieb kamen. Es waren

der Herausgeber der nach ihm genannten Zeitung, Buchhändler Spener und sein Schwager, der Geheime Ober-Hofbuchdrucker Georg Decker in Berlin, welche am 15. Oktober 1817 die ersten vier Schnellpressen bei der inzwischen in Kloster Oberzell bei Würzburg begründeten Maschinenfabrik von König und Bauer zum Preise von 17 000 Thalern und binnen zwei Jahren zu liefern, bestellten. Letzterem Versprechen stellten sich aber so vielfache, durch die Unvollkommenheit der erst im Entstehen begriffenen Fabrik und den gänzlichen Mangel brauchbarer deutscher Arbeiter verursachte technische Schwierigkeiten entgegen, daß die Lieferzeit sich fast auf das Dreifache ausdehnte, und erst die Nummer der Haude- und Spenerschen Zeitung vom 25. Januar 1823 sich als die erste Schnellpressenleistung auf dem Kontinent praktisch darstellen und — Spener und seinen Unternehmungsgeist verherrlichen konnte.

Es blieb indessen trotzdem bei der gewohnten Benutzung der Handpresse für den Buchdruck, und in den zwanziger und dreißiger Jahren wurden hauptsächlich die eisernen Stanhope- und Columbiapressen bevorzugt, deren Konstruktion eine geeignetere Deckeleinlage, und den Abdruck mit nur einem Zuge des Preßschwengels gestattete, während die Holzpressen, von denen sogar auch noch hie und da neue gebaut wurden, den Druck nur mit zwei Zügen bewirken konnten. Im Deckerschen Hause hatte man den beiden ersten von König und Bauer gelieferten Maschinen, deren ursprüngliche Konstruktion von den Erfindern im Jahre 1829 bedeutend verbessert worden war, und einer sie treibenden kleinen Dampfmaschine in dem auf dem Hofe des Hauses Wilhelmstraße 75 rechts gelegenen Fabrikgebäude einen Teil des Erdgeschosses eingeräumt, und ihre Thätigkeit bestand in dem täglichen Druck von einem, zwei oder mehr Bogen des „Berliner Intelligenz-

blattes", meist in der Zeit von 1—5 Uhr nachmittags, wenn dasselbe über zwei Bogen stark erschien. Auf die ersten zwei Bogen aber hatten vier Handpressen und deren Drucker ein unantastbares Anrecht, sie mußten zuerst bedacht werden, und war zuweilen im Sommer das Blatt nicht über zwei Bogen stark, so ruhten Dampf- und Druckmaschinen. Die Handdrucker aber bewältigten ihre Formen von 4500 Auflage circa in der Zeit von 12½ bis 9 Uhr nachmittags; eine Leistung von mehr als 500 Exemplaren pro Stunde für jede Handpresse. Daß die Maschinen auch für andere Arbeiten benutzt wurden, kam bis zum Jahre 1840 nur zuweilen und bei großen Auflagen vor. In einigen anderen Berliner Druckereien waren in den dreißiger Jahren freilich auch schon Schnellpressen regelmäßig in Betrieb, so in der Vossischen Zeitung und bei A. W. Hayn, dagegen druckten Reimer, Nauck, Starcke, Unger, Gubitz u. a. immer noch auf Handpressen; letzterer besonders glaubte seinen illustrierten Volkskalender nur auf solchen herstellen zu können, und widmete besonders den Vignetten desselben und ihrem Druck eine väterliche Sorgfalt, oft zum Schrecken seiner Drucker.

Inzwischen hatte man hier in Berlin die vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitet, und besonders hatten Setzer und Drucker schon drei Jahre vorher sich zusammengethan, um durch wöchentliche Beiträge einen Fonds zu bilden, der eine würdige Begehung dieser Feier für die lebende Generation unterstützen sollte. Das Fest war auf den 24. bis 26. Juni 1840 festgesetzt und sollte aus Fackelzug am Vorabend, Festakt in der Universitätsaula, Festzug, Festmahl, Musikaufführung und Ball auf Tivoli bestehen. Leider aber verbot vorher eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. jede öffentliche Feier und der am 7. Juni 1840 erfolgte Tod des Königs machte dieselbe außerdem der Landes-

trauer wegen unmöglich. Von Friedrich Wilhelm IV. nach Schluß der Landestrauer erlaubt, konnte indeß das Fest doch am 25. und 26. September mit allem Glanz und aller Teilnahme aus litterarischen und künstlerischen Kreisen, von 48 Buchdruckerprinzipalen und 500 Gehilfen als Festgebern gefeiert werden, von der kommenden Generation ließ man 62 Lehrlinge daran teilnehmen. Der Geheime Ober-Hofbuchdrucker R. Decker veranstaltete zum Feste eine Prachtausgabe des Nibelungenliedes nach dem Text des Professor Lachmann, eine vorzügliche Druckleistung der noch immer in Ansehen stehenden eisernen Handpresse.

Gewissermaßen von diesem Jubelfeste ab datierte nun aber ein mehr und mehr sich steigernder Aufschwung des Buchdruckes auch hier in Berlin, den man freilich damit ursächlich nicht in Beziehung setzen darf, der aber immerhin eine Thatsache bleibt. Als eigentliche Ursachen dieses Aufschwunges sind vielmehr zu nennen die bedeutenden Verbesserungen, welche die Schnellpresse in den dreißiger Jahren sowohl durch die Erfinder selbst als auch durch deren Schüler erfuhr: die Konsolidierung des Bewegungsmechanismus, das Greifersystem, eine geschickte Arretierung des Druckcylinders und die Verbesserung der Druckwalzen. Daneben trug auch ein großer Fortschritt im Typenschnitt und in der Papierfabrikation das Seine bei zu einer gesteigerten Regsamkeit, die einem durch Milderung der seitherigen strengen Censurvorschriften erwachten litterarischen Drange entgegenkam und in steter, zuerst kaum merklicher Progression zu einer Ausdehnung fortschritt, die wir auch heut noch immer sich steigern sehen.

In Bezug auf die Vervollkommnung des Druckes und die Einführung der Schnellpresse wirkte seit Anfang der vierziger Jahre neben den Fabriken von König und Bauer und Helbig und Müller, letztere in Wien, zuerst der Wiener

Mechaniker G. Sigl, der hier in Berlin eine Anstalt für den Bau von Schnellpressen eröffnet hatte und in derselben besonders einfache Schnellpressen für kleinere Druckereien zu bedeutend ermäßigten Preisen fabrizierte, deren leichte Handhabung mittelst Schwungrades durch einen Dreher sie auch für weniger bemittelte Kundschaft wünschenswert und erreichbar machte. Von 1845 ab begann dann auch die renommierte Fabrik von C. Hummel hier ihre noch immer im besten Rufe stehenden Schnellpressen zu erbauen. Neuartige Typen in Buch- und Zierschriften boten die Schriftgießereien von J. G. Franke und von Lehmann und Mohr (die Schriftgießerei von Decker arbeitete mehr für eigenen Bedarf), und bessere, bereits satinierte Papiere lieferten die Patentpapierfabrik und die Firma Gebr. Ebart. Vor Allen aber hat sich um die Hebung des Buchdruckes in Berlin in den Jahren 1840—1852 der Buchdrucker Eduard Haenel aus Magdeburg durch Beispiel und Verbesserung der Druckmaterialien und Utensilien verdient gemacht, speziell durch die Einführung neuer Typen- und Ornamentenmuster und die gesteigerte Sauberkeit und Eleganz des Druckes. Bereits im Jahre 1835 war Haenel, damals noch in Magdeburg, mit Anfertigung neuer preußischer Kassenanweisungen betraut worden und hatte für diese Arbeit neben seinem bereits bedeutenden Magdeburger Etablissement hier in Berlin eine Druckerei eingerichtet. Nachdem ersteres im Jahre 1838 durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, kaufte Haenel damals noch sehr billiges Terrain in der Potsdamer- und Lützowerwegstraße, das Raum bot für ein Wohnhaus nebst Garten und für ein ausgedehntes Druckerei- und Schriftgießereigebäude, in welches er bereits im Jahre 1840 sein nach den neuesten Erfahrungen eingerichtetes Etablissement verlegte. Das Geschäftshaus enthielt Schriftgießerei, Setzerei, Druckerei mit Handpressen, Schnellpressen nebst Dampf-

maschine, Schlosserei, Tischlerei, Buchbinderei, Stereotypie, Gravieranstalt und Stempelschneiderei. Die Schriftgießerei machte sich sehr bald bemerklich durch Einführung der neuesten französischen Zierschriften und der Derriey'schen sogenannten Kaleidoskopeinfassungen, die von den Berliner Druckern als hohe Wunder angestaunt wurden und in der That auch der Verzierung von Drucksachen ganz neue Wege zeigten. Daneben edierte die Haenelsche Schriftgießerei auch eigene Erzeugnisse an Buch- und Titelschriften, Einfassungen und Vignetten, die auf Probeblättern sauber abgedruckt und veröffentlicht wurden. Da zu gleicher Zeit der Bau von Eisenbahnen ein schnelleres Tempo annahm und für denselben sich zahlreiche Aktiengesellschaften bildeten, so war in den neuesten Typen ein willkommenes Material zur Hand für die Herstellung von Aktien, Dividenden- und Zinsscheinen dieser neuen Unternehmungen. Haenel war Geschäftsmann genug, um für sein Etablissement aus den Zeitverhältnissen den möglichsten Vorteil zu ziehen. Seine Fabrikate im Guß von Typen und auch seine Preßerzeugnisse durften nach und nach den Ton angeben für den typographischen Geschmack, besonders in Bezug auf den sogenannten Accidenzdruck, der nunmehr zu einer Berliner Spezialität sich auszubilden begann. Es war in der That nur der Mangel an passendem Material gewesen, der seither den Buchdruck auf den Druck von Büchern beschränkt und ihm als Accidenzen allenfalls nur die „schönen neuen Lieder" aus der Kunstanstalt der Witwe Zirngibl und deren geschmackvolle Ausstattung erlaubt hatte. Nach der Hebung dieses Übelstandes regte sich daher auch sofort das Bestreben, mit der Lithographie zu wetteifern auf dem Gebiete des Luxusdruckes und der Verzierungen und Vignetten, da auch die letzteren durch die Fortschritte im Holzschnitt an Vollkommenheit der Zeichnung,

Feinheit und Korrektheit im Schnitt mehr und mehr zunahmen.

Das Jahr 1848 übte zunächst nur auf den Zeitungsdruck in Berlin und auf die Vermehrung der Tagesblätter einen Einfluß. Seine Straßenlitteratur machte dagegen keine übergroßen künstlerischen Ansprüche und in Bezug auf Schnelligkeit der Herstellung des Tagesbedürfnisses an Plakaten und Flugschriften konnten von den schon bedeutend mitwirkenden Schnellpressen die meist kleinen Auflagen leicht geleistet werden. Nur eine, im Druckgewerbe im Sommer 1848 auftretende Arbeitseinstellung der Setzer und Drucker auch hier in Berlin ist zu erwähnen, da sie die erste überhaupt war; sie verlief aber im Sande, hatte auf die Arbeitsverhältnisse keinen nennenswerten Einfluß, und von einer Animosität gegen die Schnellpressen, wie sie 1830 bei der Julirevolution in Paris durch Zerstörung solcher Apparate sich gezeigt hatte, war keine Rede mehr. Dagegen setzte sich die schon vorher eingetretene Vorwärtsbewegung: die Verbesserung der Druckmaterialien, der Farben, Papiere, Typen und der Arbeitsmethoden in steigendem Maße fort, und man begann, auch dem bis dahin bedenklich schwankenden typographischen System eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, veranlaßt durch die vielfach im Gebrauch befindlichen französischen Fantasie-Einfassungen, deren Guß ein genaueres System erforderte, um bei ihrer Zusammensetzung keine Differenzen zu ergeben. Man erkannte bald die Vorteile des in rationellen Verhältnissen und Abstufungen sich bewegenden französischen Systems und kam vor der Hand wenigstens dazu, neue Erzeugnisse an Ornamenten nach diesem System zu schneiden und zu gießen und für diese so ein genaues System zu schaffen. Auch hierin ging die Haenelsche Schriftgießerei mit bestem Beispiel voran, leider aber entstand dadurch ein bedauerlicher Dualismus,

eine neue Differenz zwischen dem System der Typen und dem der Ornamente in jeder Druckerei, der hie und da noch bis heute fortdauert, wenn im Ganzen jetzt auch das französische System nach der genauen Fixierung von H. Berthold, wie in Deutschland, so vor allem in Berlin eingeführt ist.

Eine weitere Verbesserung erfuhren Satz und Druck bei dem Auftauchen des französischen Systems auch dadurch, daß man nach demselben nunmehr Formatstege aus Blei schuf, an Stelle der bisher verwendeten aus Holz, die für jedes Druckformat nur einigermaßen passend, sonst aber kaum systematisch zu sein brauchten, da man bei Feststellung der Formate mit der größten Ungebundenheit zu Werke ging. Die systematischen Bleistege brachten nun auf einmal Ordnung in dies Chaos und wurden wiederum Veranlassung, daß man vielfach aus Sparsamkeit nun auch Formatstege aus Holz genau systematisch herstellte.

Als ein Muster von sorgfältigem und kunstvollem Satz und Druck aus jener Zeit sei es erlaubt, die im Jahre 1850 erschienene erste Ausgabe des von dem Buchhändler Carl David gegründeten und verlegten Eisenbahn-, Post- und Dampfschiff-Coursbuches zu erwähnen. Aus den kleinsten Schriften und zartesten Linien hergestellt, waren alle Verbindungen der letzteren unter einander mit peinlichster Genauigkeit gearbeitet; Ed. Haenel, der das Buch in Satz und Druck hergestellt hatte, zeigte darin, was mit gegossenen Bleilinien seiner Fabrikation im typographischen Tabellensatz zu leisten, und daß mit der Lithographie auch hier sehr wohl in einen Wettstreit einzutreten sei. Das Buch wird jetzt in einem seither nötig gewordenen verzehnfachten Umfange vom Kursbureau des Reichs-Postamts herausgegeben und erinnert in seiner Einrichtung noch immer an den damaligen Ursprung.

Die Leistungen der Schriftgießerei beeinflußte und steigerte

vor allem die Erfindung der Typengießmaschine, die, von David Bruce 1828 in Brooklyn zuerst gebaut, in den vierziger Jahren nach Deutschland kam, und, nachdem sie hier manche Verbesserungen erfahren, von 1850 ab sich mehr und mehr ausbreitete. Die Güte ihres Gußfabrikates kam immer mehr dem Handguß näher, den man anfangs und mit Recht dem in der Entwickelung begriffenen Maschinenguß vorgezogen hatte, welcher oft noch sehr porös ausfiel. Der von der Maschine gelieferte Guß mußte aber immer noch dem Fertigmachen unterworfen, d. h. die rauhen Gußkanten der Typen mußten erst noch geschliffen, ihre gleichmäßige Höhe erst noch durch Hobeln hergestellt werden, bis auch diese Arbeiten die in den siebziger Jahren zuerst von Atkinson, dann vollkommener von Hepburn und Shanks konstruierte sogenannte Komplett-Gießmaschine übernahm, die sich auch bald hier in Berlin einführte und in den hiesigen Schriftgießereien seit 10—12 Jahren gebraucht wird. Im Bau solcher Komplettmaschinen leistet die Firma Küstermann und Co. hierselbst Vorzügliches.

Das Haenelsche Etablissement war im April 1852 durch Kauf an den schon genannten Buchhändler Carl David übergegangen, der indes nach einigen Jahren in Concurs geriet. Die Schriftgießerei und die Buchdruckerei aber, die an Solidität und Ertrag nichts zu wünschen übrig ließen, wurden unter der einsichtigen Leitung des Prokuristen C. W. Gronau fortgesetzt (Ed. Haenel war am 16. August 1856 gestorben, sein Grab befindet sich auf dem Friedhof neben der alten Schöneberger Dorfkirche) und waren gerade während der fünfziger Jahre durch ihre vorzüglichen Publikationen ein Muster und Vorbild für die gesamten Berliner Drucker und deren Leistungen besonders in Bezug auf den Accidenz- und Farbendruck, welche seit 1850 zuerst in der Öffentlichkeit erschienen. Bereits Mitte der fünfziger Jahre hatte

die Haenelsche Druckerei auch einige Nummern der Modenzeitung „Der Bazar“ geliefert, deren Druck indessen bald nach Leipzig übersiedelte, wo man ebenfalls anfing, neben dem Bücherdruck (durch die 1852 neu entstandene Firma Giesecke und Devrient veranlaßt) auch dem modernen Accidenzdruck, besonders dem Druck von Wertpapieren, sich zuzuwenden.

Ein spezieller Zweig der Schriftgießerei, die Anfertigung von Linien aus Messing, entwickelte sich ebenfalls in den fünfziger Jahren, und der Mechaniker Hermann Berthold erhob sie hier in Berlin zu einer Vollkommenheit, die bald europäischen Ruf erlangte. Erst durch Berthold wurden im Jahre 1862 Proben von Messinglinien veröffentlicht, die an Genauigkeit des Systems und der Höhe nichts zu wünschen übrig ließen. Um so mehr trat hierbei nun wieder die Mangelhaftigkeit des in den einzelnen Druckereien vorhandenen Schriftsystems zu Tage, da jeder Besteller die trefflichen, unverwüstlichen Linien zu seinem übrigen Material genau passend haben wollte, dabei aber selbst einen Maßstab für absolute Genauigkeit gar nicht angeben konnte. Die Forderung eines einheitlichen, überall gültigen Schriftsystems machte sich daher nur dringender geltend, auch hatte schon seit Ende der fünfziger Jahre die Schriftgießerei Flinsch in Frankfurt a. M. das französische System Didot eingeführt, richtete nur nach diesem neue Druckereien ein, und goß nur nach ihm ihre Neuheiten an Titelschriften und Ornamenten. Das Didotsystem basierte auf dem sogenannten Pied du roi, dem Pariser Fuß, von dem 1 Zoll in 6 Cicero à 12 Punkte geteilt war, so daß die letzte Einheit, der typographische Punkt, in einem Pariser Zoll 72mal enthalten war. Man hatte aber inzwischen in Paris diese Einteilung auf das Metermaß übertragen und für den Meter 2660 Punkte gefunden, wobei sich auf diese ganze

Länge gegen den früheren **Pied du roi** nur die Differenz eines Blättchens Seidenpapier ergab, die füglich unberücksichtigt bleiben durfte. Berthold unterzog sich nun der Mühe, als Folge seiner Untersuchungen, bei denen ihm ein Normalmeter der hiesigen königlichen Sternwarte sowie das genau und intakt erhaltene System der durch Flinsch in Frankfurt a. M. eingerichteten Buchdruckerei von Karl Koepsel hier zur Grundlage diente, für die sämtlichen deutschen Schriftgießereien Normalmaßstäbe aus Stahl anfertigen zu lassen, welche bei 3 Decimeter oder 30 Centimeter Länge und einer Temperatur von 15 Graden Celsius in absoluter Genauigkeit 798 typographische Punkte oder 133 Nonpareil oder 66½ Cicero enthielten. Diese Maßstäbe sind vom Jahre 1879 ab in Deutschland bei Neueinrichtung von Druckereien sowie bei Umguß alter Schriften und bei allen Typen-Neuheiten zu Grunde gelegt worden und haben ihrem Schöpfer und Verbreiter die verdiente Anerkennung des typographischen Publikums eingetragen.

Natürlich machte auch die Verbesserung und Vereinfachung der Schnellpresse immer wichtigere Fortschritte, die sie für die saubersten Leistungen befähigten. Nicht nur die erste, immer thatkräftiger und in ihren Leistungen immer vollkommener auftretende Fabrik der Erfinder, auch die Fabriken von Hummel und von Sigl in Berlin, denen bald noch die Firma Aichele und Bachmann sich zugesellte, sowie einige andere inzwischen entstandene auswärtige Fabriken wetteiferten in Vervollkommnungen und exaktester Arbeit. Dann trat auch im Jahre 1862 noch ganz unvermutet ein neuer Apparat auf, um die Schnellpresse von kleineren Arbeiten zu entlasten: die Tiegeldruckpresse von Degener und Weiler in Newyork, deren, schon hundert Jahre früher in ähnlicher Weise von einem Schlosser in Gera verfolgte Idee der Druck zweier geraden

Flächen auf einander wie beim Zuklappen eines Buches war. Ein Vertreter der Erfinder erläuterte diese Maschine an einem mitgeführten, ganz kleinen zierlichen Modell, und es dauerte gar nicht lange, bis sich auch schon Einzelne dieser billigen, bald noch verbesserten Presse, die durch Treten bewegt wurde, für Arbeiten kleinen Formats bedienten. Ihre Nützlichkeit dürfte jetzt allgemein anerkannt sein, obgleich durch sie gerade auch mancher Laie unverantwortlich und bedauerlich an Gutenbergs Erfindung frevelt.

Aber auch von der Schnellpresse selbst erschien bald eine Abart, die sogenannte Cylinder-Tretmaschine, die besonders auf leichten Gang berechnet ist und nur eine Person zu ihrer Bedienung braucht. Auf ihr können schon ganz handliche Formate gut gedruckt werden, und bei ihrer leichten Bauart ist sie ohne übermäßige Anstrengung zu bewegen und besonders einer genauen Anlegevorrichtung wegen bemerkenswert. Auch eine größere kompliziertere Maschine für den gleichzeitigen Druck von zwei Farben neben einander entstand um diese Zeit und arbeitet noch heut in Druckereien, die für solche Spezialarbeiten einen Absatz haben.

Die zunehmende Ausdehnung des Buchdrucks, auf dem Gebiete der Accidenzarbeiten sowohl als auch des Druckes litterarischer Werke, mußte natürlich noch gesteigert werden durch das nun beginnende rapide Anwachsen der Berliner Bevölkerung und fand ihren Ausdruck in der schnellen Vermehrung der Buchdruckereien in Berlin und der Vergrößerung einzelner Offizinen. Wenn man Anfangs der vierziger Jahre 42 Druckereien und in denselben ein Arbeits-Personal von 500 Gehilfen zählte, so war dasselbe Ende der sechziger Jahre auf mehr als das Doppelte und die Zahl der Buchdruckereien auf mehr als hundert gestiegen. Ebenso hatte sich die Arbeitsart in den Druckereien gegen früher bedeutend verändert. Der

vermehrte Zeitungsdruck stellte ganz andere Anforderungen, und auch der Werkdruck verlangte eine beschleunigte Herstellung. Die Ruhe der früheren Zeit, in der jeder Setzer gelassen und allein an einem litterarischen Werke arbeitete, war einem Hasten gewichen, in dem der Einzelne sich nur immer mehr als einen willenlosen Teil des Gesamt-Mechanismus betrachten konnte. Das Feuchten des Papiers und sein Trocknen nach dem Druck war vielfach durch die verbesserte Oberfläche der Papiere überflüssig, ja schädlich geworden und fand nur noch bei Kupferdruckpapieren statt, die dann vor dem Druck zwischen Zinkplatten satiniert wurden. Und selbst diese Art der Satinage ward in den siebziger Jahren schon wieder verdrängt durch eine Satiniermaschine, welche diese Appretur schneller und besser zwischen polierten Stahlwalzen verrichtete.

Nicht minder wurden die Fortschritte durch andere zahlreiche Hilfs-Apparate unterstützt, die teils außerhalb aufgetaucht, auch bald hier am Ort eine Geburtsstätte fanden. Es seien von denselben hier genannt die Papierschneide-Maschine, die bald in Berlin vortrefflich hergestellt wurde, die Perforier-Maschine, die von Leipzig her sich einführte, die Schneide- und Bieg-Maschinen für Linien, ebenfalls von Leipzig importiert, sowie endlich Falz- und Heftmaschinen, die nicht nur der Buchbinderei, sondern auch den Buchdruckereien nützlich sind und von ihnen seitdem vielfach benutzt werden. Daß die Vervollkommnung des Arbeitsmaterials sich nebenbei auch auf vervollkommnete Winkelhaken und Setzschiffe erstreckte, welche letzteren statt aus Holz nunmehr teilweise oder ganz aus Metall gefertigt wurden, darf nicht vergessen werden, da solche nützliche Verbesserung auch hauptsächlich von Berlin ausging. Schließlich sei auch die Fabrikation von systematischen Formatstegen aus Eisen nicht übergangen, die statt des

weicheren und schwereren Bleis besonders beim Formschließen für die Schnellpresse und zur Ausfüllung der leeren Spalten in Tabellen-Formularen sich nützlich erwiesen.

Die Produktion an Neuheiten von Typen, Ornamenten und Vignetten, die in den fünfziger Jahren lebhaft genug gewesen war, schien nun aber anfangs der sechziger Jahre sich erschöpft zu haben und schwierig zu werden, die Typenformen besonders ließen an Eleganz und Proportion kaum noch etwas zu wünschen übrig, der Formenreichtum des modernen Geschmacks schien hier erschöpft. Da griff man von Frankreich aus auf das Mittelalter und seine Charaktere zurück, und wiederum eröffnete sich die Aussicht auf eine neue Welt von Formen und Arten, die durchweg Neues und Charakteristisches bot, und an der Hand derselben gehen wir nun bis heute einen Weg, der neben den teilweise überwundenen Unvollkommenheiten vergangener Jahrhunderte in zahlreichen charakteristischen Einzelheiten der Phantasie einen unermeßlichen Spielraum bietet für neue und originale Schöpfungen.

Man hat nämlich im allgemeinen die mittelalterlichen Typen und Ornamente nicht einfach copiert, sondern ihnen im Geiste und mit den unendlich vervollkommneten Hilfsmitteln unserer Zeit nur ihren ehrwürdigen Gesamt-Eindruck gewahrt, im übrigen aber besonders in Bezug auf Proportion und auf Genauigkeit der technischen Ausführung unsere heutige Überlegenheit zur Geltung zu bringen gewußt. Immerhin verbleibt, neben einander gehalten, den Formen unserer modernen Fraktur- und Antiquaschriften der Ruhm einer unübertrefflichen Vollkommenheit in der Zeichnung und der Arbeit des Graveurs und Schriftgießers, und es dürfte die Zeit kommen, wo man nach der heutigen Abschweifung in das Mittelalter gern zu ihnen zurückkehren wird.

In den Zier- und Titelschriften mittelalterlichen Stils

hat man dagegen vielfach Arten und Formen geschaffen, die ihrer phantastischen Originalität nicht minder, als ihrer oft kühnen und schwungvollen Zeichnung wegen von den meist steifen und plumpen Vorbildern des Mittelalters sich glänzend und überlegen abheben. Indes wird man auch hier sich vor Übertreibungen hüten und eher zu Formen wenden müssen, die durch Einfachheit und Klarheit sich einem möglichst allgemeinen Verständnis empfehlen. Alles in allem aber ist der Buchdruck gegenwärtig zu einem Reichtum und einer Vollkommenheit seiner Typenformen gelangt, die seinen Leistungen, wenn sie durch geschackvollen Satz und Druck unterstützt werden, einen wahrhaft künstlerischen Charakter zu geben im Stande sind.

Die Fortschritte des hiesigen Buchdruckes gehen natürlich, wie schon angedeutet, auch mit der Vervollkommnung verwandter Fächer Hand in Hand. Die Fabrikation von Druckfarben, schon vorher hier und da versucht, ward mit dem Jahre 1840 Spezialität besonderer Fabriken; die idyllische Firniß-Siederei der einzelnen Druckereien auf freiem Felde und in früher Morgenstunde hörte auf, und die dunkle Masse kam fix und fertig in Fässern und Büchsen in die Druckerei, oft sogar von England und Frankreich her, deren Fabrikaten vor der Hand noch der Vorzug gebührte. Nach und nach erstarkte aber auch die deutsche Fabrikation, namentlich in den noch heute berühmten Fabriken der Gebr. Jänecke & Fr. Schneemann in Hannover und von Chr. Hostmann in Celle. Bald folgte auch die Herstellung bunter Farben und Pasten für Buchdruckzwecke, und heut befinden sich hier am Platze die Lager mehrerer solider auswärtiger Firmen, die dem Bedürfnis vollkommen genügen. Auch die Herstellung der Walzenmasse ward bedeutend verbessert; an die Stelle des ursprünglichen Gemisches von Syrup und Leim traten mit den siebziger Jahren Gelatine, Zucker und Glycerin als Materialien, und bald auch stellte

man eine gute Komposition dieser Bestandteile in besonderen Fabriken her, ja hier in Berlin entstand sogar eine Fabrik, welche den Guß von Druckwalzen für die Schnellpresse als Spezialität betreibt und sie den Druckereien fertig liefert. Für Papiere haben sich hierorts ebenfalls seit den fünfziger Jahren ganz bedeutende und reichhaltige Fabriklager etabliert, und die Fabrikation zwei- und mehrfach geklebter Kartons geschieht am Platze selbst in mehreren vorzüglich eingerichteten Fabriken. Auch der Holzschnitt hat seit seinem Wiedererwecker in der Neuzeit, Professor W. Gubitz, hier in den vierziger Jahren eine bleibende Stätte gefunden und ward durch Künstler wie Unzelmann und Gebr. Vogel auf eine hohe Stufe gehoben. Ebenso ward derselbe durch die litterarischen Unternehmungen von Rud. Decker und Alex. Duncker gefördert, und auch Adolf Menzels und seiner genialen Zeichnungen für den Holzschnitt muß hier rühmend gedacht werden.

Auf die Druck-Ausführung selbst hat die Verbesserung der Materialien und Apparate, der Galvanos, Clichés und Typen, der Papiere und deren Präparierung natürlich den günstigsten Einfluß gehabt und die Qualität der gelieferten Arbeiten vielfach verbessert. Von dem reinen Bücherdruck abgesehen, der in allen regelrecht eingerichteten und geleiteten Berliner Druckereien an Klarheit, Sauberkeit und Gleichmäßigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt, ist man besonders auf dem Gebiete des Kunstdruckes fortgeschritten und liefert vieles Vortreffliche. Der Druck von Illustrationen in Holzschnitt und Chemitypie darf mit den Leistungen anderer Plätze sich unbedenklich messen, in Bezug auf den Farbendruck aber stehen die hiesigen Leistungen mit obenan. Vor allem hat die Spezialität des sogenannten Dreifarbendruckes manches Beachtenswerte geleistet, wenn auch diese Art des Chromodruckes immerhin nur ein beschränktes Feld und auf demselben kaum mustergiltige

Erfolge haben dürfte. Im merkantilen Accidenzdruck übertrifft Berlin die meisten Konkurrenzplätze, da ihm die Weltstadt ein Arbeitsfeld eröffnet, das sogar viele auswärtige Fachgenossen veranlaßt, es gleichfalls auszunutzen. Im ganzen genommen würde der hiesige Buchdruck jedem fremden Wetteifer gewachsen sein, wenn nicht manche Arbeitsbedingungen den leidigen Billigkeits-Fanatismus des deutschen Gemüts veranlaßten, die Provinz auf Kosten der Metropole zu bevorzugen.

Von allen Zweigen der Druckindustrie ist aber seit den letzten fünfzig Jahren, speziell seit 1848, die Berliner Zeitungspresse am meisten gewachsen, und einige Glieder derselben haben es schon zu kolossalen Auflagen gebracht. Das hat wiederum hier in Berlin die Ausbildung uud Vervollkommnung der Stereotypie zur Folge gehabt. Die unter diesem Namen verstandene Herstellung ganzer Platten von dem in Kolumnen geformten Typensatz reicht mit ihren Anfängen bereits bis in das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hinauf, wo in Holland Versuche zu ähnlichem Zwecke gemacht wurden, die damals und auch bei späterer Wiederholung erfolglos blieben. Erst der Franzose Genoux erhielt um 1830 günstige Resultate mit der Stereotypie in Papier, nachdem man schon einige Jahre vorher Platten in Gips geformt und gegossen hatte. Letztere Methode, obgleich sie sehr genaue Reproduktionen lieferte, gab man nach drei Jahrzehnten etwa wieder auf, da beim Guß die Matrize jedesmal verloren ging, während die Papiermatrizen 8 bis 10 Güsse aushalten, die Platten beliebig zu biegen gestatten, und bei der Aufbewahrung wenig Raum einnehmen. Nachdem man in neuester Zeit durch sogenannte Kalt-Stereotypie auch noch das früher oft lästige Zusammenziehen der Matrizen beseitigt hat, ist man hier in Berlin wohl jedem Anspruch an Güte und schnelle

Herstellung der Stereotyp-Platten gerecht geworden. Ein anderes Problem, mit dessen Lösung man noch gegenwärtig beschäftigt ist, betrifft die Vereinfachung und Beschleunigung des einfachen glatten Satzes durch die Setzmaschine. Man widmet diesem genialen Apparat hier in Berlin die größte Aufmerksamkeit und ist mit eingehenden Versuchen bereits zu Resultaten gelangt, welche eine befriedigende Lösung dieser seit mehr als sechs Jahrzehnten schwebenden Frage in Aussicht stellen. Die Maschine, die wir meinen, ist nach dem Prinzip Mergenthaler eine Gießmaschine für Schriftzeilen, die in der Schnellpresse gedruckt oder für dieselbe stereotypiert werden, um nach erfolgtem Abdruck oder Abformen sofort wieder in den Schmelzkessel zu wandern. Satz und Guß sind tadellos.

Was die sozialen und gewerblichen Verhältnisse der Berliner Buchdrucker betrifft, so sind dieselben seit 1850 bis 1869 ziemlich stille, von da ab aber bis 1896 ziemlich bewegte gewesen. Das Anwachsen der Zahl der Buchdruckereien (gegenwärtig nominell mehr als 700) zog natürlich auch oft mehr als erforderlich Arbeitskräfte nach der Hauptstadt. Mit ihrer Zahl und den beginnenden sozialistischen Agitationen wuchsen aber auch die Ansprüche; die Arbeitslöhne und ihre Festsetzung führten oft genug zu Differenzen, die in Streiks ausgingen, welche meistens zu Ungunsten der ausständigen Gehilfen endeten. Seit einigen Jahren aber scheint man auf Seiten der letzteren eingesehen zu haben, daß man mit verständigem gemeinsamen Vorgehen weiter kommt, als mit unüberlegtem einseitigen Handeln. Man hat die Arbeitslöhne bis zum Jahre 1901 zwischen Prinzipalen und Gehilfen vereinbart, um dann eventuell von Zeit zu Zeit neue Festsetzungen über veränderte Verhältnisse gemeinsam zu treffen. Aber nicht allein die gesteigerten Ansprüche der Gehilfen, auf der anderen Seite auch die unverständigen Elemente, welche

dilettierend sich in das Buchdruckfach wagen, erschweren die Geschäftsführung des reellen und tüchtigen Buchdruckers ungemein.

Für das Heranziehen einer jungen Generation intelligenter Arbeiter wird in Berlin seit dem Jahre 1874 durch eine Fachschule für Buchdrucker-Lehrlinge gesorgt, welche von dem Bund der Berliner Buchdruckerei-Besitzer unter Beihilfe des Magistrats geleitet und subventioniert wird. Gegründet von dem Professor Langenscheidt im genannten Jahre, gewann die Schule in den ersten Jahren ihres Bestehens keinen rechten Fortgang, hob sich aber seit 1880 mehr und mehr, so daß jetzt in derselben in 19 Klassen über 700 Lehrlinge unterrichtet werden. Da diese fast ohne Ausnahme aus den Gemeindeschulen kommen, in denen fremde Sprachen nicht gelehrt werden, so bilden letztere, natürlich nur in ihren Anfangsgründen, die Hauptgegenstände des Unterrichts für Setzer. Es werden auf diese Weise behandelt außer einer Wiederholung deutscher Grammatik die Elemente von Französisch, Englisch, Latein und Griechisch, von letzterem wird den Schülern nur das Lesen gelehrt. Eine Fachschule für Gehilfen fehlt zur Zeit noch, es haben freilich auf Anregung der hiesigen typographischen Gesellschaft mechanische und Zeichenkurse für Gehilfen stattgehabt, von ihren Erfolgen aber ist seither noch keine zuverlässige Mitteilung gemacht worden. Auch in der Lehrlingsschule finden Kurse im Zeichnen statt, welche Übung des Auges und der Hand vor Allem bezwecken. Die Resultate sind im Ganzen befriedigend, und das Kuratorium der Schule ist bestrebt, mehr und mehr Interesse für dieselbe zu erwecken und ihre Leistungen zu steigern. Daß die Schule einem wirklichen Bedürfnis dient, beweist die noch immer wachsende Schülerzahl derselben und der lobenswerte Eifer, der sich bei vielen Schülern immer erfreulicher kundgiebt.

Der Wohlfahrt der Gehilfen und Hilfsarbeiter dient ferner

eine Orts-Krankenkasse, deren Gründung bis 1781 hinaufreicht, die seitdem zahlreiche Wandlungen erlebt hat, gegenwärtig rund 10 500 männliche und 2500 weibliche Mitglieder zählt und neben den Wochenbeiträgen der Gehilfen auch solche der Prinzipale erhält. Das von der Kasse gezahlte Krankengeld beträgt auf 4 Stufen 10,50, 5,40, 4,50 und 3,60 Mark pro Woche, neben demselben wird aber den Gehilfen, welche zum Gehilfenverbande gehören, noch ein bedeutender Zuschuß gezahlt. Seit dem Jahre 1884 sind auch die Lehrlinge und seit 1893 auch die männlichen und weiblichen Hilfsarbeiter Mitglieder der Kasse; bei Sterbefällen erhalten die Angehörigen der Mitglieder ein Begräbnisgeld von resp. 180, 120, 60, 52 und 40 Mark. Ferner besteht eine Invalidenkasse, für welche von 1855 bis 1869 ein Grundfonds angesammelt wurde, der gegenwärtig 269 500 Mark beträgt. Bei eintretender Arbeits-Unfähigkeit zahlt die Kasse ihren Mitgliedern je nach der Beitragszeit ein Invalidengeld von wöchentlich 8, 7, und 6 Mark; der Wochenbeitrag beträgt 45 Pfennige. Neben diesen Kassen besteht die Gutenberg-Stiftung, begründet bei der vierten Säcularfeier hier in Berlin 1840, welche an würdige Buchdrucker-Veteranen eine vierteljährliche Unterstützung von 18 Mark zahlt. Endlich zahlt eine Witwenkasse den Gehilfen-Witwen aus freiwilligen Beiträgen eine Monatsunterstützung von resp. 6 und 3 Mark. Die segensreiche Wirksamkeit dieser Institute ist allseitig anerkannt.

Am Schluß dieser Darstellung dürfte noch ein Blick gestattet sein auf ein Institut hier in Berlin, das aus dem Rahmen des gewöhnlichen Buchdruckereibetriebes heraustritt und deshalb, wie auch seiner außerordentlichen Leistungen wegen besondere Aufmerksamkeit verdient. Es ist dies die

kaiserliche Reichsdruckerei in Berlin, deren Gründung in das Jahr 1852 fällt. Sie wurde in diesem Jahre eröffnet als preußische Staatsdruckerei, und zwar mit einem Personal von 4 Beamten, 2 Dienern und 15 Arbeitern, und ihre erste größere Arbeit war die Anfertigung von 8 Millionen Stück preußischer Kassenanweisungen. Die Druck-Ausstattung derselben war eine ziemlich einfache und gab der inzwischen in den Besitz des Buchhändlers David übergegangenen Haenelschen Buchdruckerei Veranlassung zur Herausgabe einer Geschäftskarte, die, eine einfache Geschäfts-Empfehlung enthaltend, Verzierungen von Eichen- und Lorbeerzweigen aufwies, die denjenigen ähnlich waren, die sich auf den eben im Verkehr sich zeigenden neuen Kassen-Anweisungen befanden. Die Rückseite war in vorzüglichem Kupferdruck hergestellt und zeigte die Haenelsche Firma. Obwohl nun eine Verwechselung dieser originellen Reklamekarte schon wegen des starken, völlig abweichenden Kartonpapiers, noch mehr aber wegen des ganz fremdartigen Textes mit preußischen Kassen-Anweisungen nicht möglich schien, wurden doch von behördlicher Seite Bedenken gegen die Ausgabe einer solchen Karte erhoben und nach längeren Verhandlungen die Exemplare und Druckplatten unbrauchbar gemacht. Die Staatsdruckerei erhielt weiterhin die Herstellung der Postwertzeichen überwiesen, und nach und nach gingen auch zahlreiche Wertpapiere anderer deutscher Regierungen aus ihr hervor. Ende 1860 kamen ihr dann weiter auch die kartographischen Arbeiten für den Generalstab der Armee zu, die bereits Erweiterungsbauten auf dem Grundstück Oranienstraße Nr. 92—94 nötig machten, und die bisher von dem nun aufgelösten königlichen lithographischen Institut geliefert worden waren. Im ferneren Verlauf der sechziger Jahre wuchs das Etablissement immer mehr, und der Ruf seiner Arbeiten breitete sich vorteilhaft aus. Der seitherige

Direktor, Ober-Regierungsrat Wedding, starb leider am 6. Februar 1872, und sein Nachfolger, der königliche Baumeister Carl Busse, bereits bei Lebzeiten Weddings dessen Gehilfe, führte die sich ausdehnende Anstalt im Sinne ihres Begründers weiter und vervollkommnete und steigerte die Leistungen des Instituts besonders in den Jahren 1874 und 1875, wo aus Anlaß der Münzreform neue Postwertzeichen und neue Reichskassenscheine und Reichsbanknoten in gewaltigen Auflagen zu liefern waren. Für die Herstellung von Wertpapieren wurde für das deutsche Reich der Besitz einer eigenen Anstalt immer mehr nötig, und in Folge davon ging am 1. Juli 1877 die R. von Deckersche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei in das Eigentum des Reiches über und bildet seitdem, vereinigt mit der preußischen Staatsdruckerei, unter dem Namen der Reichsdruckerei das Etablissement für die Herstellung der Drucksachen des Deutschen Reichs, besonders der vom Reiche edierten und anerkannten Wertpapiere. Bei dieser Vereinigung hatte die preußische Staatsdruckerei ein Personal von 353 Beamten und Arbeitern, die Deckersche Druckerei ein solches von 326 Personen, so daß also, da die Deckerschen Arbeiter beibehalten wurden, die Reichsdruckerei ihre Wirksamkeit mit 679 Beamten und Arbeitern am 18. Juni 1879 begann. Dies Personal hat sich bis heute auf mehr als das doppelte, etwa 1400 Personen, gesteigert und auch hiermit dürfte die höchste Zahl noch nicht erreicht sein. Was die Thätigkeit der Reichsdruckerei betrifft, so haben sich anfängliche Befürchtungen einer Beeinträchtigung des Privatgewerbes durch staatliche Konkurrenz in keiner Weise bestätigt. Im Gegenteil ist das treffliche Institut bemüht gewesen, durch seine großartigen Mittel zahlreiche Reproduktionen mittelalterlicher Typenmuster, klassischer Zeichnungen, Kupferstiche, Radierungen und Holzschnitte, sowie mustergiltiger Ornamente auszuführen, diese

meist in Museen und unzugänglichen Sammlungen verborgenen Schätze der allgemeinen künstlerischen Benutzung zugänglich zu machen und manches wertvolle Blatt solcher, Jahrhunderte alten Kunstwerke vor dem Untergange zu bewahren. In dem gewaltigen Staats-Institut werden neben einfachem Satz und Druck, der auch zur Massen-Produktion gesteigert werden kann, alle Zweige graphischer Kunst unter Berücksichtigung aller auftretenden Verbesserungen und Fortschritte gepflegt, der Farbendruck in Lithographie und Typographie, der Kupferdruck, Lichtdruck, Stempelschnitt, die Gravierung, der Kupferstich, Holzschnitt, der Schriftguß, die Stereotypie, Galvanoplastik und vor allem die modernen Reproduktionsverfahren in Verbindung mit Zeichnung oder Photographie, und wie die Leistungen beweisen, mit anerkennenswertem Erfolge. Auch für die Wohlfahrt der Arbeiter bestehen in der Reichsdruckerei noch besondere vorsorgliche Einrichtungen, eine Kranken- und Invalidenkasse und eine Stiftung von Georg Jacob Decker zur Unterstützung invalider Arbeiter und Arbeiterinnen der vormaligen Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei. Der verdienstvolle Direktor, Geheimer Ober-Regierungsrat Busse, ist am 1. April 1896 nach fünfundzwanzigjähriger ehrenvoller Thätigkeit in den Ruhestand und an seine Stelle der Geheime Regierungsrat Wendt getreten. Der ausgeschiedene Direktor hat sich der wohlverdienten Ruhe nach langer, anstrengender Amtsführung nur kurze Zeit erfreut, er ist bereits am 3. Dezember 1896 zur ewigen Ruhe eingegangen. Das großartige Institut, welches er zu hoher Blüte gebracht hat, ist ihm ein würdiges Denkmal.



Druck von G. Bernstein in Berlin SW. 12.











